Der Weltbrand

Walter Bloem

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Walter Bloem

Der Weltbrand

Digitized by Google

Kamerad Tod

Der Weltbrand

Deutschlands Tragödie 1914–1918

Geschrieben von

Walter Bloem

mit Zeichnungen von

Ludwig Dettmann

In zwei Bänden

Mit 16 Tafeln, 26 Einschaltbildern und 35 Abbildungen im Text sowie Übersichtskarten der Kriegsschauplätze

Zweiter Band

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin

D 521
.B65
v.2

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten. Copyright 1922 bei Reimar Hobbing, Berlin.

Die Herstellung dieses Buches in Buch- und Offsetdruck wurde von der Fa. W. Büxenstein Druckereigesellschaft, Berlin, ausgeführt. Der Einband ist von Professor Ludwig Dettmann entworfen.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes

*

Drittes Buch: Rettung?

Erstes Kapitel: Die Niederwerfung des neuen Feindes . . . 1

1916/17: Feldzug gegen Rumänien. — Kämpfe in Siebenbürgen, in der Dobrudscha und Walachei. — Einnahme von Bukarest und Focsani. — Die Lage Ende 1916.

Zweites Kapitel: Erneuerung 16

1916/17: Tätigkeit der O.H.L. und der Regierung auf militärischem, wirtschaftlichem, politischem und geistigem Gebiete. — Hilfsdienstgesetz. — Hindenburgprogramm. — Kriegsgesellschaften. — Presse. — Vaterländischer Unterricht. — Kriegszielbewegung. — Polnische Frage. Friedensfrage. — Der unbeschränkte U-Boot-Krieg. — Nordamerika. — Feindliche Propaganda. — Die Leistungen der deutschen Frau. — Die russische Revolution. — Neue Abwehrtaktik. — Die Leistungen der Etappe. — Rückzug in die Hindenburgstellung.

Drittes Kapitel: Frühjahrsstürme 64

1917: Arrasschlacht. — Chemin des Dames. — Champagne. — Kritische Lage des Feindes. — Fortführung des Krieges gegen Rußland. — Sixtusbriefe. — Bethmann und Czernin. — Friedensschritt des Papstes. — Osterbotschaft. — Friedensresolution des Reichstages. — Michaelis Reichskanzler. — Beginnende Zersetzung im Innern.

Digitized by Google

Viertes Kapitel: Abwehr und Ausfall 102

1917: U-Boot-Krieg. — Flandernschlacht. — Französische Angriffe bei Verdun. — Deutsche Angriffe auf Riga. — Besetzung von Ösel und Moon.

Fünftes Kapitel: Das Ende der Belagerung im Osten . . . 131

1917/18: Allgemeine Lage. — Jerusalem. — Brest-Litowsk. — Frieden mit der Ukraine. — Vorfriede mit Sowjetrußland und Rumänien. — Bukarest. — Zunehmende Zersetzung in Österreich-Ungarn. — Kaiser Karl. — Graf Hertling Reichskanzler. — Verschlimmerung der inneren Verhältnisse in Deutschland.

*

Viertes Buch: Der letzte Ausfall

Erstes Kapitel: Rückenfreiheit 161

1918: Aussichten für eine große deutsche Offensive. — Stärke der Streitkräfte.

Zweites Kapitel: Die große Schlacht in Frankreich 171

1918: Vorbereitungen. — Angriffe der 17., 2., 18. Armee. — Ergebnis.

Drittes Kapitel: Neue „Vorbereitungsstöße" 183

1918: Flandern. — Kemmelberg. — Die amerikanischen Divisionen. — Kaiser Karl und Czernin. — Bulgarien. — Türkei. — Ukraine. — Vorstoß gegen Compiègne. — Täuschung und Optimismus in der Heimat. — Österreichischer Angriff in Italien.

Digitized by Google

Viertes Kapitel: Verdüsterung 198

1918: Letzter Angriff. — Reims. — Deutsche Wünsche im Osten. — Kühlmanns Rede und Verabschiedung. — Hetze in Heer und Heimat. — Krieg in den Kolonien.

*

Fünftes Buch: Das Ende

Erstes Kapitel: Vom Ausfall zur Bresche 209

1918: Reims. — Villers-Cotterêts.

Zweites Kapitel: Das Ermatten 221

1918: Schlechte Stimmung in Heimat und Heer. — Der „schwarze" Tag am 8. August. — Kronrat in Spaa am 14. August. — Rückzugskämpfe. — Angriff der Amerikaner bei St. Mihiel. — Zusammenbruch Bulgariens und der Türkei. — Neue feindliche Anstürme in Frankreich. — Parlamentarisierung.

Drittes Kapitel: Die weiße Fahne 248

1918: Prinz Max von Baden Reichskanzler. — Das Kriegskabinett. — Drängen der O.H.L. nach Einleitung von Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen. — Stimmung in Heimat und Heer. — Forderungen Wilsons. — Kaiser Karl fällt ab. — Rückzugsgefechte in der zweiten Hälfte des Oktober.

Viertes Kapitel: Die rote Fahne 277

1918: Revolution bei der Kriegsmarine. — Frage der Abdankung des Kaisers. — Ausbreitung der Revolution im Norden. — Letzte Kämpfe des Heeres. — Waffenstillstandsdiktat. — Revolution in München und Berlin. — Vorgänge in Spaa. — Abdankung des Kaisers und Fahrt nach Holland. — Die Republik wird ausgerufen. — Waffenstillstand am 11. November.

Letztes Kapitel: Unbesiegte Besiegte 293

1918: Rückzug hinter den Rhein. — Völliger Zusammenbruch in Österreichs Heer und Staat.
1919: Nationalversammlung zu Weimar. — Gewaltfriede zu Versailles und St. Germain. — Mittel- und Osteuropa ein politisches Trümmerfeld. — Rückblick und Ausblick.

*

Personen-Verzeichnis 308

*

Das Bilder-Verzeichnis des zweiten Bandes befindet sich auf der nächsten Seite.

*

Die Karte des westlichen und östlichen Kriegsschauplatzes nebst Nebenkarte: Italienischer Kriegsschauplatz ist am Schlusse des ersten Bandes eingelegt.

*

Digitized by Google

Bilder-Verzeichnis des zweiten Bandes

a) Nach farbigen Originallithographien in Offset gedruckt:

1. Kamerad Tod . . . . . Titelbild
2. Kavallerieattacke 9
3. Schweres Geschütz 57
4. Flüchtende Einwohner in einer Kirche 65
5. Die Brücke aus Leichen 73
6. Der Kampf auf dem Kirchhof 81
7. „Wir treten zum Beten —“ 96
8. Hinter der Front von Verdun 105
9. Im Feldlazarett 113
10. Vor der Isonzofront 121
11. Auf dem Marsch 129
12. Hände hoch! 144
13. Flieger kommen! 153
14. Sturmbataillon 169
15. Sturmbereit 177
16. Kanal vor Dixmuyden 185
17. Maschinengewehrscharfschützen 193
18. Sturm auf, marsch, marsch! 201
19. Im Trichterfeld 217
20. Handgranatenangriff 225
21. Und dann stampfte es heran, Tank neben Tank 233
22. Nach dem Trommelfeuer im Schützengraben 257

b) Einfarbige Bilder im Text:

1. Zum Beginn des dritten Buches (Dem Feind entgegen) . . . 1
2. Kriegsgesellschaften 24
3. Unterseeboot auf hoher Fahrt 41
4. Frau am Pflug 49
5. Doppeldecker 63
6./7. Zur Friedensresolution im Reichstag 90
8. Handgranatenwerfer 91
9. Zu Wilsons 14 Punkten 157

Digitized by Google

10. Zum Schluß des dritten Buches 160
11. Zum Beginn des vierten Buches 161
12. Verdüsterung 198
13. Afrikakämpfer 207
14. Zum Schluß des vierten Buches 208
15. Zum Beginn des fünften Buches 209
16. „Und draußen an der Front blutete der deutsche Soldat —" . 272
17./18. Um die Kaiserkrone 290
19. Nostris ex ossibus ultor! 300
20. Zum Schluß des fünften Buches 307

*

X

Digitized by Google

Drittes Buch
Rettung?

Erstes Kapitel
Die Niederwerfung des neuen Feindes

1.

Deutschland und seine Verbündeten atmeten auf. Am tiefsten und dankbarsten aber atmete der geduldige Atlas auf, der bis zur Stunde die schwerste Wucht der Kriegslast aufteuchenden Schultern getragen hatte: das deutsche Heer. Nun endlich hatte es, was ihm durch zwei Jahre so bitter gefehlt: es hatte eine Fahne.

Es hatte den Mann, den Führer, an den es glauben konnte. Den es als Fleisch von seinem Fleisch, als Geist von seinem Geiste empfand. Aber freilich: dieser Glaube durfte nicht enttäuscht werden. Die Fahne mußte zum Siege führen — der Retter mußte retten.

So bedingungslos war der Glaube Deutschlands an seinen Hindenburg, daß der Jubel über seine Erhöhung sogar das dumpfe Grauen überwand, das in den zwei Tagen zwischen dem Bekanntwerden der rumänischen Kriegserklärung und der erlösenden Kunde vom Wechsel in der Obersten Heeresleitung die vier umstellten Nationen durchschauert hatte.

Hindenburg und Ludendorff wußten genau, was das deutsche Vaterland, was die drei Völker, die sich an Deutschlands Stärke lehnten, von ihnen erwarteten, hofften, forderten. Und mit der ganzen wundervollen Nüchternheit und Klarheit, die einen besten Wesenszug des preußischen, des deutschen Offizierstypus bildete, hielten sie Umschau in dem unermeßlichen Kreise der neuen Pflichten, die sich jählings auf ihre sturmerprobten Schultern gesenkt hatten.

Ihr erster Eindruck war die niederwuchtende Erkenntnis, die Ludendorff in dem erschütternden Satze zusammengefaßt: „Unser großer Verteidigungskrieg, den wir bisher mit dem besten Mittel der Kriegführung, dem Angriff, hatten führen können, war zum reinen Abwehrkrieg geworden."

Die militärische Lage war nur mit dem einen Worte des Obersten Bauer zu bezeichnen: sie war trostlos. Die Kraft des Landheeres war so weit verbraucht, daß an entscheidende Schläge gegen die Westmächte so wenig als gegen das schwer getroffene, röchelnde, aber immer noch zu wuchtigen Tatzenhieben fähige Rußland auch nur zu denken war.

Einer nur der Feinde kam für eine größere Kraftanstrengung in Betracht: die heranschleichende Hyäne ... Ihr mußte um jeden Preis zunächst der Garaus gemacht werden. Schon um allen anderen Neutralen die Lust zu nehmen, den ständigen Liebeswerbungen und Drohungen der Entente nachzugeben, die in aller Welt neue Bundesgenossen zu pressen suchte. Zwei von ihnen galten zur Stunde als dermaßen fragwürdig, daß die Rücksicht auf sie sogar auf Hindenburgs und Ludendorffs erste Entschlüsse lähmend wirkte. Schon in den ersten Beratungen der neuen Führer mußte von der Eröffnung des unbeschränkten U-Boot-Handelskrieges nur deshalb Abstand genommen werden, weil diese nach dem Urteil des Reichskanzlers möglicherweise den Eintritt Hollands und Dänemarks in die Reihen unserer Feinde zur Folge gehabt haben würde! Und gegen beide Staaten stand nicht ein Mann zur Verfügung!

Der Entschluß, Rumänien sofort nach seiner längst erwarteten Kriegserklärung mit letzter Kraftanstrengung niederzuschlagen, hatte schon bei der abgetretenen zweiten O.H.L. festgestanden. Aber Falkenhayn hatte den Übergang Rumäniens aus immer zweifelhafterer Neutralität zu offener Feindseligkeit erst für den Spätherbst erwartet. Und darum waren die Vorbereitungen für diesen Fall noch nicht über die allerersten Stadien hinausgelangt. Das K. u. K. Oberkommando hatte bisher fast gar nichts getan, und die ungarische Grenze stand dem Einbruch des neuen Dreiviertelmillionenheeres offen. Und damit war die ohnehin hart angefaßte rechte Flanke der Ostfront der feindlichen Umklammerung preisgegeben.

Der Angriff gegen den neuen Feind auf dem Balkan bedurfte zu seiner Durchführung eines straffen Zusammenwirkens der vier Verbündeten. Die Not erzwang nun endlich eine Vereinheitlichung der Befehlsführung über die verbündeten Heere. Hier hatte Bethmann wirksam vorgearbeitet. Hindenburg verkennt ihn, wenn er meint, der Reichskanzler sei von der Veränderung in der Besetzung der Chefstelle nicht weniger erstaunt gewesen als er selbst. Bethmann sah in diesem Ereignis das Ergebnis seiner eigenen langen Bemühungen. Er war es auch, der den Kaiser veranlaßt hatte, von sich aus die Vereinheitlichung der Befehlsführung bei den verbündeten Mächten durchzusetzen.

Es wurde eine Oberste Kriegsleitung der Verbündeten geschaffen. Sie wurde dem Deutschen Kaiser übertragen. Hindenburg erhielt das Recht, „im Auftrage der Obersten Kriegsleitung" Anweisungen herauszugeben und Vereinbarungen mit den verbündeten Heereschefs zu treffen. Aber diese Leitung war in der Praxis auf das taktisch-strategische Gebiet beschränkt. Auf die Behandlung der politischen und der so wichtigen wirtschaftlichen Fragen erstreckte

Digitized by Google

sie sich nicht. Aber auch militärisch blieb sie vielfach Theorie. Hindenburg und Ludendorff leiteten den Krieg unbeschränkt fortan nur auf der Ost- und Westfront. Die rumänische Unternehmung allerdings bedurfte fortwährender Verständigung mit den Bundesgenossen. An der italienischen und albanischen Front blieb Österreich-Ungarn, an der mazedonischen und an den türkischen Fronten blieben Bulgarien und die Türkei die ausschlaggebenden Faktoren.

Also immer noch: Halbheiten und Unklarheiten, unter denen Hindenburg und Ludendorff auch jetzt noch dauernd zu leiden hatten. Diese Fehler haben sich furchtbar gerächt.

Immerhin: gegenüber dem bisherigen Zustande stellte die Neuregelung einen gewaltigen Fortschritt dar. Wenigstens die Entscheidungsfronten in Ost und West unterstanden nunmehr der einen, der starken Hand. An den Nebenfronten freilich konnte noch genug Unheil angerichtet werden — und ist angerichtet worden. Aber das lag, wie Hindenburg resigniert bemerkt, „im unabänderlichen Wesen des Koalitionskrieges".

Für den Augenblick hatte die deutsche O.H.L. für die nächsten schwerwiegenden Entschlüsse zum Feldzuge gegen Rumänien schon aus dem Grunde die Vorhand, weil ungarisches Gebiet in schwerster Gefährdung war und entscheidende Hilfe nur von Deutschland kommen konnte. So galten denn die ersten Anordnungen des neuen Generalstabschefs der Bereitstellung neuer Divisionen für Rumänien. Sie konnten nur der Westfront entnommen werden. Und da der Sommesturm noch ungemindert weiter wütete, so mußte wenigstens der Versuch gemacht werden, die andere große Wunde der Westfront zu schließen: die Verdunoffensive, die längst schon kaum mehr diesen Namen verdiente, wurde sofort und endgültig eingestellt.

Nachdem der Aufmarsch gegen Rumänien eingeleitet worden war, reisten die neuen Feldherren an die Westfront. Die Eindrücke, die sie hier empfingen, waren niederdrückend. „Der einzig lichte Ton war die deutsche Heldengröße, die das Schwerste, was es zu erleiden gab, des Vaterlandes wegen erlitt" (Ludendorff).

Die dringendste Aufgabe war die Entlastung der furchtbar ringenden Sommekämpfer. Zu ihren Gunsten mußten die weniger gefährdeten Fronten ihre letzten entbehrlichen Kräfte an Artillerie, Munition, Fliegern, Ballons und auch an Truppen abgeben. Auch auf taktischem Gebiete waren durchgreifende Reformen nötig. Die Abwehr in der Übermaterialschlacht stellte Anforderungen, von denen die Friedensausbildung der Truppe keine entfernte Vorstellung gehabt hatte. Hier konnte im Sturm der Schlacht nichts Durchgreifendes, zunächst nur das unerläßlich Notwendige geschehen.

Auch eine Verbesserung der Befehlsgliederung an der Westfront erwies sich als notwendig. Es standen damals im Kampf: am rechten Flügel, angelehnt an das Meer, die 4. Armee (Herzog Albrecht). Ihr schloß sich zur Linken die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht an. Sie war zur Abwehr des Sommeangriffs gebildet worden und umfaßte die bisher vom Kronprinzen geführte 6. Armee und die 1. (Fritz v. Below) und 2. Armee (v. Galiwitz). Ihnen schloß sich, wie die 4. bisher keiner Heeresgruppe unterstellt, die 7. Armee (v. Schubert) an. In der Champagne und vor Verdun lagen die 3. Armee (v. Einem) und die

Digitized by Google

vom Kronprinzen Wilhelm geführte 5. Armee. Diese beiden Armeen und die „Armeeabteilungen C, A und B", welche in Lothringen und im Elsaß lagen, waren als „Heeresgruppe Deutscher Kronprinz" zusammengefaßt.

Zur Vereinfachung wurde zunächst die 7. Armee der Heeresgruppe Rupprecht unterstellt, so daß die O.H.L. nur noch an 3 Oberkommandos (4. Armee, Rupprecht, Deutscher Kronprinz) Befehle zu erlassen hatte. Eine noch zweckmäßigere Einteilung wurde, um das vorauszuschicken, im März 1917 durchgeführt. Die 4. Armee wurde Rupprecht unterstellt, der nun die Armeen 4, 6, 1, 2 befehligte. Dafür fiel die 7. zur Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Ihm wurden die Armeeabteilungen C, B und A entzogen und dem württembergischen Thronfolger Herzog Albrecht unterstellt. Somit befehligte Rupprecht nun von der See bis zum Knie bei Noyon, der Deutsche Kronprinz auf dem west-östlich sich hinziehenden Teil der Front von Noyon bis östlich Verdun, Albrecht auf dem südlichen Frontdrittel bis zur Schweizer Grenze. Eine klare und übersichtliche Einteilung.

2.

Mit einer noch vertieften Erkenntnis des furchtbar drängenden Ernstes der Lage kehrten Hindenburg und Ludendorff von ihrer Informationsreise an die Westfront nach Pleß zurück und brachten die Gruppe der O.H.L., die bisher in Charleville ansässig gewesen war, mit zurück. Nun galt es mit voller Kraft die nächste und drängendste Aufgabe anzupacken und Rumänien zu Boden zu ringen. Erst wenn das gelungen wäre, konnte Ludendorff daran denken, seine gewaltigen Reformpläne für die Gesamtkriegführung in Angriff zu nehmen. Ihr Ziel war ungeheuer: es galt, Heer und Heimat für die glanzlose und zerreibende Aufgabe des Kampfes um die nackte Selbsterhaltung zu stärken und die unverkennbar sinkende Widerstandskraft der Verteidiger wie der Bürgerschaft der belagerten Riesenfeste neu zu beleben.

Dazu brauchte es einen klaren Kopf. Erst Abrechnung mit dem neuen Feind.

Betrachtet man Rumäniens kriegsgeographische Lage, so ergibt sich ohne weiteres, daß sie sehr ungünstig war. Im Osten hatte das Land Rückenanlehnung an das verbündete Rußland. Der Nordzipfel, die Moldau, grenzte an das ungarische ehemalige Großfürstentum Siebenbürgen, ebenso die Nordfront des Westzipfels, der Walachei. Im Westen stieß diese zwischen Orsova und Negotin an das in Händen der Mittelmächte befindliche Serbien, im Süden war sie auf der ganzen Strecke von Negotin bis zum Schwarzen Meere von dem verfeindeten, haßgeschwollenen Bulgarien begrenzt. Die Walachei war also vollständig zwischen feindliche Gebietsteile eingeklemmt.

In der Praxis sah die Sache anders aus. Nördlich der Moldau stand der russische Südflügel in heftigem Ansturm gegen den Karpathenwall. In ganz Siebenbürgen waren neben schwachen Grenzschutzformationen nur Trümmer von völlig abgekämpften K. u. K. Divisionen vorhanden. Und Bulgarien schien durch die Gesamtlage der Mittelmächte eingeschüchtert. Während Deutschland und die Türkei die am 27. August erfolgte Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn schon am folgenden Tage mit ihren Kriegserklärungen beantwortet hatten, nahm sich Bulgarien noch drei Tage Bedenkzeit, bis es sich am 1. Sep-

Digitized by Google

tember aufraffte und auch gegen den neuen Feind an die Seite seiner Verbündeten trat. Aber seine Hauptstreitkräfte standen im Süden von Serbien und teilweise jetzt auf griechischem Boden der Orientarmee Sarrails gegenüber, und nur die 3. bulgarische Armee stand unter Mackensen an der Südgrenze der Dobrudscha längs der Bahnlinie Warna-Rustschuk mit Front gegen Rumänien angriffsbereit.

Und unmittelbar nach der rumänischen Kriegserklärung setzte auf allen Fronten eine neue gewaltige Kraftanstrengung der Ententeheere ein, die sich zum Bilde eines Generalansturms verdichtete.

An der Verdunfront beantworteten die Franzosen die von Hindenburg befohlene völlige Einstellung der deutschen Offensivhandlungen mit neuen heftigen Vorstößen. Die zweite große Übermaterialschlacht, die Sommeoffensive, flammte neu auf. Engländer wie Franzosen gingen vom Zermürbungsgedanken aufs neue zu Durchbruchsversuchen in exzentrischer Richtung über. Ein Großkampftag reihte sich an den anderen. Graben um Graben, Dorf um Dorf gingen verloren. Der Materialverbrauch, die Zerreibung der deutschen Menschenkräfte stiegen ins Ungeheuerliche.

Am 14. September entbrannte die siebente Isonzoschlacht. Gleichzeitig begann auch eine große Angriffsbewegung der Orientarmee gegen die bulgarische Südfront. Zwischen Ostrovo und Prespa-See wurden die Bulgaren immer weiter zurückgedrängt. Es blieb nichts übrig, als sie unter deutschen Oberbefehl zu stellen. General Otto v. Below, der in Kurland den linken Flügel der deutschen Ostfront befehligt hatte, wurde nach Mazedonien geholt und übernahm den Befehl der neuerrichteten deutsch-bulgarischen Heeresgruppe, der die deutsche 11. Armee das Rückgrat gab.

Auch auf der Ostfront warf Brussilow noch einmal Welle um Welle gegen die Hauptziele seiner bisherigen Anstürme. Am schlimmsten sah es am Südflügel aus. Hier hatte, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, auch der österreichische Thronfolger Erzherzog Karl endlich seine Heeresgruppe bekommen. Sie umfaßte die immer wieder aufs schwerste mitgenommene 7. K. u. K. Armee und die beiden schwachen Armeen, die sich soeben in Siebenbürgen längs des Laufes des Marosflusses versammelten, um dem Einmarsch der Rumänen entgegenzutreten. Glücklicherweise durfte dem Erzherzog der deutsche General v. Seeckt als Chef des Generalstabs unter die Arme greifen. Gegen die in den Karpathen fechtenden Truppen, zumal gegen die unglückliche 7. österreichische Armee stürmte jetzt Brussilow aufs neue mit verbissener Wildheit an. Schritt für Schritt wurden die österreichischen Truppen zum Weichen gebracht. Ihre Lage war furchtbar. Der Augenblick mußte kommen, wo die Rumänen die Transsylvanischen Alpen überschritten, in die völlig ungeschützt vor ihnen liegende ungarische Tiefebene einmarschierten, die rückwärtigen Verbindungen des Südflügels der deutschen und österreichischen Front abschnitten und so die ganze östliche Widerstandslinie ins Wanken brachten.

Hier mußte geholfen werden. Der Zusammenbruch der Karpathenverteidigung hätte den Anfang des Einsturzes der Gesamtabwehr bedeutet. Das war es ja, was die Entente sich von Rumäniens Eingreifen versprochen hatte.

Wirklich, es hatte den Anschein, als ging's dem Ende zu.

Digitized by Google

Die drei Divisionen, welche als erste Beisteuer der selber so furchtbar hartbedrängten Westfront für das Unternehmen gegen Rumänien von Budapest her anrollten, mußten ihrer Bestimmung entzogen und nach Osten abgedreht werden, um die in den Fugen wankende Karpathenfront zu stützen. Das gelang. Aber noch während der ganzen Herbstmonate schleuderte Brussilow seine halb ausgebildeten Menschenhaufen gegen die längst schwer überlasteten Abschnitte seiner Sommerstürme.

Das bisher so oft und hart berannte Verteidigungssystem der großen Festung krachte und schwankte wie ein schwer ringendes Schiff im Wirbelsturm.

Wahrhaftig, die neue deutsche O.H.L. hatte Gelegenheit, die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens und ihrer Nervenkraft zu erweisen. Mitten im Dröhnen der Generaloffensive scharrte sie mühselig Division um Division zusammen, die nun der gleichfalls so hart angepackten Ostfront entnommen werden mußten, um sie der riesigen Überlegenheit der zwar kriegsunerfahrenen, dafür aber auch völlig unverbrauchten rumänischen Armee entgegenzuwerfen.

3.

Der Angriffsplan, den Falkenhayn für den Fall der rumänischen Kriegserklärung vorgesehen hatte, war von dem Gedanken ausgegangen, die Rumänen würden sofort zum Angriff auf Siebenbürgen, ihr hauptsächlichstes „Kriegsziel" schreiten. Gegen diesen Angriff sollten die österreichischen Grenzschutztruppen sich zunächst nur auf die Verteidigung beschränken, bis deutsche Kräfte zum Gegenstoß aufmarschiert wären. Derweil sollte die Armee Mackensen, aus Deutschen, Bulgaren und Türken bestehend, sofort die Dobrudscha besetzen, dann die Donau überschreiten und auf Bukarest marschieren, um die Verteidigung Siebenbürgens zu entlasten. Dieser Plan entsprach der Scheingunst der geographischen Lage. Denn während im Norden das mächtige Waldgebirge der Transsylvanischen Alpen die korn- und petroleumbegnadete walachische Tiefebene sicherte, war diese gegen Bulgarien nur durch den Donaulauf geschützt: ein nicht unwesentliches, aber vergleichsweise viel leichter zu überschreitendes Hindernis. Die Dobrudscha aber lag ungepanzert dem Angriff offen, nur durch die 4. rumänische Armee verteidigt.

Hindenburg-Ludendorff hielten sich an die strategische Gesamtlage. Der erste Angriff mußte da erfolgen, wo die Gefahr für die Verteidigung am größten war. Und das war, wie wir gesehen haben, die offene Südflanke der Ostfront. Tatsächlich hatte auch die rumänische Kriegsleitung, zweifellos im Einverständnis mit ihren großen Verbündeten, unter mehreren Gelegenheiten für ihr Eingreifen diesen Punkt gewählt.

Unter mehreren Möglichkeiten, die alle verlockend schienen, denn auch der Vorstoß gegen Bulgarien hätte seine Vorteile gehabt, weil hier die Aussicht winkte, im Zusammenwirken mit der Orientarmee den bulgarischen Gegner in die Zange zu nehmen und zunächst einmal mit ihm gründlich abzurechnen. Diese Bedrohung war ja auch wohl der Grund für Bulgariens kurzes Stutzen gewesen.

Aber zweifellos taten die Rumänen recht, wenn sie sich entschlossen, ihren ersten Stoß in den Rücken der Ostfront der Mitteimächte zu führen. Hier winkte eine schleunige Kriegsentscheidung. Und während im Süden immerhin der

Digitized by Google

Verzweiflungskampf des Bulgarenvolkes zu brechen gewesen wäre, wußten die Rumänen ganz genau, daß ihr Angriff auf Siebenbürgen — das wegen seiner zu 57 v. H. dem rumänischen Stamme angehörigen Bevölkerung ohnehin Kriegsziel und Siegespreis war — so gut wie ins Leere stoßen würde.

Demnach war es selbstverständlich ebenso richtig, wenn die neue deutsche O.H.L. ebenfalls ihren Schwerpunkt nach Siebenbürgen verlegte — obwohl sie wissen mußte, daß alsdann wiederum deutsche Truppen die Hauptarbeit würden leisten müssen.

Nur zwei Armeen konnten freigemacht werden: die 1. österreichische und die 9. deutsche. Erstere bestand nur aus einigen Gebirgsbrigaden, letztere aus nur drei Divisionen. Diese winzigen Kräfte würden es mit drei Vierteln der frischen rumänischen Armee aufzunehmen haben! Und ihre Versammlung verzögerte sich infolge des schlechten Zustandes der ungarischen Bahnen noch durch den ganzen September hindurch.

Wenn die rumänische Heeresleitung die Kraft und die Erkenntnis besaß, die beispiellose Gunst der Stunde zu nützen, kein Engel im Himmel hätte die Lage der Mittelmächte retten können. Aber das Unglaubliche geschah: Russen und Rumänen zeigten sich gleich verblendet.

Brussilow hätte sofort nach der Kriegserklärung Rumäniens seine Offensive gegen die Ostfront der Mittelmächte so weit abdämpfen müssen, daß sie eben noch genügte, um die dortigen Truppen seiner Feinde zu fesseln. Alle verfügbaren Kräfte aber hätte er auf die Bahn von Czernowitz nach Focsani werfen müssen, um sofort Schulter an Schulter mit den Rumänen die so gut wie völlig unverteidigten Gebirgswälle, die Siebenbürgen umgeben, zu überschreiten und in jähem Vordringen bis ins Tal der Theiß vorzubrausen. Dann war der rechte Flügel der Ostfront umgangen und abgeschnitten und die ganze Stellung der Verbündeten mit Aufrollung von rechts hinten her bedroht!

Statt dessen wütete Brussilow wie ein toller Hund, der sich festgebissen hat, gegen die nun endlich erstarkende Ostfront weiter. Und die Rumänen ließen zwar sofort drei ihrer Armeen im Kreise um Siebenbürgen aufmarschieren — aber diese überkrochen das Gebirge nur im Schneckentempo und blieben im Süden des Landes stecken. So konnte allen Hemmungen zum Trotz die Versammlung der verbündeten Heere längs des Maros unbehindert sich vollziehen — nur zwei Tagemärsche von den Rumänen entfernt!

Ein ganzer Monat verging seit der Kriegserklärung, beoor an der neuen Front die ersten Kämpfe begannen! Und diese wurden nicht durch ein Vorgehen der rumänischen Heere eingeleitet — nein, die drei Divisionen der 9. Armee fielen wie Wölfe über eine Hammelherde auf die 1. rumänische Armee und packten sie am 26. September in der Schlacht von Hermannstadt von vorn an, während das Alpenkorps sie vom Rotenturmpaß her im Rücken faßte. Nur der zahlenmäßigen Schwäche der kecken Angreifer hatte die rumänische Flügelarmee es zu danken, daß sie sich noch vier Tage wehren konnte — übrigens mit zäher Tapferkeit. Am 30. entschied sich ihre völlige Vernichtung.

Der Führer der 9. Armee war kein anderer als der verabschiedete Generalstabschef Falkenhayn. Es soll ihm als Zeichen wahrhaft vornehmer, vaterländischer und soldatischer Gesinnung nicht vergessen werden, daß er Entsagung

Digitized by Google

genug beſeſſen hat, ſeine Kraft, die an der höchſten Stelle nach ſo vielem unbeſtreitbarem Verdienſt als nicht mehr ausreichend befunden worden war, ſeinem Oberſten Kriegsherrn an weit unſcheinbarerem Platze zur Verfügung zu ſtellen. So meiſterte er ſein Schickſal und erzwang den Lorbeerkranz des Heerführers, nachdem ihm die höchſten Ehren des Oberfeldherrn verſagt geblieben waren.

Unmittelbar nach dem Siege bei Hermannſtadt drehte Falkenhayn die Marſchrichtung ſeiner Armee vollends nach Oſten ab und warf ſich auf das rumäniſche Zentrum, die 2. Armee. Zugleich trat General v. Arz mit der 1. öſterreichiſchen Armee gegen die 3. rumäniſche an. Am Fuße der Alpen entlang marſchierend brach Falkenhayn in den erſten Oktobertagen ſüdlich Fogaras den feindlichen Widerſtand, trieb die geſchlagene Armee durch den Prieſterwald zurück, nahm ſchon am 8. Oktober Kronſtadt, jagte die feindlichen Trümmer die Alpenhänge hinan bis über die Paßhöhen hinüber und hielt dieſe gegen rumäniſche Gegenſtöße.

Unter dem Druck dieſer Erfolge der 9. Armee gegen das Zentrum wich die rumäniſche 3. Armee vor der 1. öſterreichiſchen Armee gleichfalls zurück, und Arz konnte ohne ſchwere Kämpfe die Karpathen nach der Moldau zu erſteigen. Siebenbürgen war in weniger als vierzehn Tagen vom Feinde befreit!

Nun freilich warf die rumäniſche Heeresleitung den ſchwachen Armeen der Angreifer ſo bedeutende Verſtärkungen entgegen, daß es unzweckmäßig erſchien, den Durchbruch durch die ſchon im erſten Schnee und Froſt erſtarrenden Grenzgebirge an dieſer Stelle zu erzwingen. Der Angriff kam ins Stocken. Der erſte Abſchnitt des rumäniſchen Nordfeldzuges hatte ſein Ende erreicht.

4.

Schon ehe der Hauptangriff der Verbündeten die erſten Entſcheidungsſchläge hatte führen können, hatte eine Nebenunternehmung der im Süden ſtehenden Heeresgruppe Mackenſen die 3. bulgariſche Armee des Generals Toſchew bis tief in das Gebiet der den Bulgaren 1913 von den Rumänen entriſſenen Süddobrudſcha hineingeführt. Die Bulgaren gingen mit einer ſchwachen Oſtgruppe längs der Dobrudſchabahn auf Dobric vor und nahmen dieſen Platz bereits am 4. September. Mit der Hauptgruppe griff Mackenſen den befeſtigten Donau-Brückenkopf Tutrakan an und erſtürmte ihn am 6. September. 28 000 Gefangene und 100 Geſchütze fielen in ſeine Hand: ein machtvoller Auftakt für den Feldzug, der den Bundesbruch vergelten ſollte. Schon drei Tage ſpäter war auch Siliſtria in der Hand der Bulgaren. Nun aber bekamen die Rumänen Verſtärkung: eine ruſſiſche und eine aus öſterreichiſch-ungariſchen Kriegsgefangenen gebildete ſlawiſche Diviſion traten an die Seite der Rumänen und beſetzten mit ihnen zuſammen eine vorbereitete Stellung an der Bahn nördlich Dobric. Mackenſen beſchloß, dieſe Kräfte von der Donau her aufzurollen und gegen das Schwarze Meer zu drängen. Die den Bulgaren zugeteilte deutſche Abteilung Bode umgriff auch befehlsgemäß den rechten feindlichen Flügel. Aber die in der Front angreifende bulgariſche Armee war nicht rechtzeitig heran, um den Feind zu feſſeln. Er erkannte die Gefahr und konnte rechtzeitig abdauen.

Digitized by Google

Es kam nun darauf an, baldmöglichſt die Eiſenbahn von Konſtanza nach Cernavoda zu erreichen und ſo die Rumänen von der Bahnverbindung mit dem Schwarzen Meer abzuſchneiden. Zu ihrer Sicherung hatten die Rumänen etwa 20 Kilometer ſüdlich der Bahn eine ſtarke Stellung vorbereitet. Zu ihrer Verteidigung wurden nun vier rumäniſche Diviſionen, drei ruſſiſche und eine Diviſion der wieder aufgerichteten ſerbiſchen Armee eingeſetzt.

Die Bulgaren, jetzt durch zwei türkiſche Diviſionen verſtärkt, rannten vergeblich gegen dieſe Linien an. Deutſche Unterſtützung mußte herangeſchafft werden. Unendliche Nachſchubſchwierigkeiten waren zu überwinden. Eine Stockung trat ein.

Die Rumänen nützten ſie zu einer ganz gut gedachten Gegenunternehmung aus. Am 1. Oktober warfen ſie ohne jede Vorbereitung bei Rahovo (zwiſchen Tutrakan und Ruſtſchuk) eine ſtarke Abteilung über die Donau, um die rückwärtigen Verbindungen der mehr als 100 Kilometer weiter nordwärts kämpfenden Bulgaren zu durchſchneiden. Es entſtand eine kurze Kriſis. Mit zuſammengerafften Kräften faßte Mackenſen die Eindringlinge von zwei Seiten hart an und hieb ſie zuſammen. Die Trümmer flüchteten über die Donau zurück.

Digitized by Google

5.

So war Mitte Oktober das ganze rumänische Unternehmen zum Stillstand gekommen. Ernste Fragen traten an die neue O.H.L. heran. Wie sollte der Feldzug zu Ende geführt werden? Noch war nichts weiter erreicht als die Befreiung Siebenbürgens und die Besetzung der „bulgarischen" Dobrudscha. Die rumänische Armee war ungebrochen, Moldau und Walachei standen dem Feinde noch immer als Aufmarschgebiet für das gefahrdrohende Unternehmen gegen den rechten Flügel der Karpathenfront zur Verfügung.

Allerdings hatte diese Bedrohung viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung eingebüßt. Die natürlichen Schutzwälle Siebenbürgens, die Südostkarpathen und die Kämme der Transsylvanischen Alpen, befanden sich jetzt in Händen der Verbündeten und bildeten so den besten Flankenschutz für die Ostfront. Aber so vortrefflich die erkämpfte Linie im Norden für die Verteidigung geeignet war: als Ausgangspunkt für den weiteren Angriff ins Innere des rumänischen Landes hatte sie ihre schweren Bedenken. Noch waren die feindwärts gerichteten, leicht zu sperrenden Täler der beiden bereits vom Frühwinter heimgesuchten Grenzgebirge zu durchschreiten. Und hier hielt Rumänien jetzt scharfe Wacht und hatte die Kraft seiner Armeen versammelt.

Im Süden, vor der Heeresgruppe Mackensen, lag nur die Donau, hinter deren Schutz die Hauptstadt Bukarest fast in Reichweite winkte. Das alles schien für eine Fortsetzung der Gesamthandlung vom Süden her zu sprechen.

Aber: der ganze Nachschub hätte über das bulgarische Eisenbahnnetz gehen müssen. Das war unmöglich. Und dieser Gedanke mußte entscheiden: der Durchbruch über das Massiv der Transsylvanischen Alpen mußte gewagt werden.

Immerhin blieb die Frage: woher die Truppen schaffen? „Ich schloß die Augen vor den Gefahren an anderen Fronten," schreibt Ludendorff. Der neue Oberbefehlshaber Ost, Prinz Leopold von Bayern, mußte noch drei Infanteriedivisionen und zwei Kavallerledivisionen hergeben, das Generalgouvernement Belgien eine Kavalleriedivision. Für Mackensen war bereits eine deutsche Infanteriedivision im Anmarsch, um ihm als Stoßtruppe für den Durchbruch der Stellung südlich der Bahn Konstanza-Cernavoda zu dienen. So vollzog sich um die Wende Oktober-November der neue Aufmarsch der Verbündeten — das heißt hauptsächlich der deutschen Verstärkungen.

Inzwischen kamen Tage, in denen die O.H.L. sich oft genug gefragt haben mag, ob sie nicht Unverantwortliches wage, wenn sie inmitten des Generalansturms der Entente eine zweite große Ausfallunternehmung ansetzte.

Die Sommeschlacht nahm um eben diese Zeit eine Wendung, die Schlimmstes befürchten ließ. Mit verbissenem Entschluß betraten Franzosen wie Engländer neuerdings die Trichterwüste, in deren Wirrnis die deutschen Stellungen sich hinzogen. Wohl errang eine deutsche Unternehmung gegen die Maisonnette-Ferme bei Péronne einen erfreulichen, freilich nicht allzu schwerwiegenden Erfolg. Aber in mörderischen Großangriffen, die alles bisher Erlebte an Grausamkeit und Schrecknissen jeder Art überboten, rangen Engländer und Franzosen sich im Nordosten gegen Bapaume, im Südosten gegen Chaulnes vorwärts.

Digitized by Google

Und beklemmender noch, auch bei Verdun regte sich neue französische Angriffslust. Ihr wurden Erfolge zuteil, die in Frankreich maßlosen Jubel entfesselten. Ein plötzlicher Vorstoß vom 24. Oktober entriß den Deutschen das Fort Douaumont, ein weiterer am 1. November das Fort Vaux, und um das noch gleich anzureihen: am 14. bis 16. Dezember warf eine dritte große französische Angriffshandlung die deutschen Linien bis unmittelbar vor Ornes zurück und brachte so einen großen Teil des mit so ungeheuren Opfern erstrittenen Geländegewinns der Frühjahrsoffensive wieder in die Hand der Franzosen. Was aber das Erschütterndste war: Verluste an Gefangenen und Geschützen traten hier ein, wie sie bisher noch nicht erlebt worden waren. Ganze Divisionen wurden zu Trümmern geschlagen. Das war eine Mahnung, die mit knöchernem Finger an das Herz der neuen Führer pochte. Das Maß des Erträglichen war überschritten. Auch Heldenkraft hat ihre Grenzen.

Die anderen Fronten bekamen ebensowenig Ruhe. Am Karst war der siebenten Isonzoschlacht nach kurzer Erschöpfungspause vom 9. Oktober ab die achte gefolgt. Und vor der Ostfront suchten die Russen, mit den Rumänen im Bunde, in neuem Frontansturm nachzuholen, was sie vor zwei Monaten, unmittelbar nach der Kriegserklärung, durch einen Umgehungsstoß in die ungeschützte Flanke der Ostfront fast ohne Schwertstreich hätten erreichen können. Die 1. österreichische Armee, die nun die Karpathenfront nach Südosten verlängert hatte, sah alsbald auch gegenüber eine verlängerte Feindesfront und wurde das Ziel wütender Massenangriffe, bis bayrische Truppen ihr zu Hilfe eilten. Aber auch vor der ganzen Südhälfte der Front des Oberbefehlshabers Ost tobte die Brussilow-Offensive sich immer noch aus, bis sie gegen Ende des Jahres von Abschnitt zu Abschnitt mehr und mehr verflackerte und Kunde gab, daß der Russe nun wirklich am Ende seiner Kräfte sei.

Und auch die zweite Front, die der rumänischen Unternehmung unmittelbare Gefahr drohte, blieb in fieberhafter Anspannung.

Die Entente hatte die letzten Rücksichten gegen das neutrale Griechenland fallen gelassen. Sie hatte den Seehafen Athens, den Piräus, und dann auch die griechische Hauptstadt selber besetzt, und unter dem Druck der Entente hatte der König die Leitung der Geschicke des gequälten Landes in die unsauberen Hände des hochverräterischen Ministerpräsidenten Venizelos legen müssen. Und die Welt, die ein solches Übermaß von Mitleid für Belgien aufgebracht hatte, nahm die weit brutalere Vergewaltigung Griechenlands als eine Selbstverständlichkeit hin ...

Unter gewaltigen Opfern an Schiffen, Truppen, Material und Geld verstärkte die Entente ihr Orientheer bis auf eine halbe Million Mann und schritt gegen Anfang November zu einem neuen Vorstoß gegen die mazedonische Front der Heeresgruppe Below. Es stellte sich heraus, daß die Widerstandsfähigkeit der bulgarischen Truppen nachzulassen begann. Am 18. November fiel Monastir, die Hauptstadt Südmazedoniens, in die Hände der Serben — ein Erfolg der Feinde von größter politischer Bedeutung und ein starker Ansporn für die Angriffsfreudigkeit der Orientarmee. Wieder einmal mußten deutsche Jägerbataillone, für die rumänische Offensive bestimmt, die Verteidigungsfront der Verbündeten stützen. Dank ihrer Hilfe gelang es, die Bergketten nördlich der

Digitized by Google

Stadt zu behaupten und das weitere Vordringen der Orientarmee, die im Geiste schon dem rumänischen Verbündeten die Hand gereicht hatte, zurückzudämmen.

6.

Inmitten dieses Sturmes, unter dessen Stößen das ganze Verteidigungssystem der Mittelmächte in seinen Grundfesten krachte und wankte, bereitete die neue Oberste Kriegsleitung mit eherner Ruhe und Sicherheit die Fortsetzung des rumänischen Feldzuges vor.

Als erster war wiederum Mackensen operationsbereit. Sowie seine deutsche Division eingetroffen war, wurde sie zum Durchbruch des feindlichen Zentrums angesetzt und löste ihre Aufgabe nach drei Tagen schwerer Kämpfe mit dem gewohnten Schneid: „Wieder mußte deutsches Blut fließen, weil die Verbündeten den Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen waren" (Ludendorff). Der Feind flutete in Auflösung über die Bahn zurück, Mackensen drängte rastlos nach, auch die Bulgaren hatten erhebliche Marschleistungen zu verzeichnen. Am 23. fiel Konstanza, das Ölparadies, in die Hände der Verbündeten. Noch 20 Kilometer weiter nördlich der Bahn wurde der Vormarsch fortgesetzt: dann hielt die O.H.L. ihn an.

Sollte ein Zusammenwirken Mackensens mit „Erzherzog Karl" auf Bukarest überhaupt noch stattfinden, dann mußte der General jetzt zurück. Am Donaudelta hätte er auf verlorenem Posten gestanden. Nur eine schwache Linie durfte Mackensen nördlich der Bahn zurücklassen. Seine Armee wurde, vom Feinde unbemerkt, im Fußmarsch und mit der kümmerlich instand gesetzten Dobrudschabahn nach Süden zurücktransportiert und zum Donauübergang bei Soistov südöstlich Rustschuk bereitgestellt.

Wenn lediglich die Geographie die Schicksale einer modernen Heeresoperation bestimmte, so wäre es das Nächstliegende gewesen, daß Mackensen seinen Vorstoß auf Bralla und Galatz fortgesetzt, dort die Donau überschritten hätte und nun der 9. Armee entgegenmarschiert wäre. Diese hätte dann von ihrer erkämpften Stellung bei Kronstadt aus die Transsyloanischen Alpen überschreiten und ihrerseits mit ungefährer Richtung auf Braila Mackensen entgegenrücken müssen. Dann wären die rumänischen Hauptkräfte von ihrer Verbindung mit dem russischen Verbündeten abgeschnitten gewesen und hätten in der Walachei zum Kampf gestellt und vielleicht vernichtet werden können ...

Drei Umstände verboten diese strategisch elegante Lösung: die Schwäche der 9. Armee, die Unüberwindlichkeit der rumänischen Gebirgswälle südöstlich Kronstadt und die völlige Unzulänglichkeit der rückwärtigen Verbindungen für Mackensen. Diese schloß überhaupt die Verlegung des Schwerpunktes auf die Mackensenfront aus, deren Unterlassung Ritter so heftig rügt. So mußte aus Rücksichten praktischer Natur auf die theoretisch vollkommene Weiterführung des Angriffs verzichtet werden. Diesmal waren die Entschlüsse der O.H.L. so unanfechtbar wie ihre Durchführung durch die Truppenführung. Ein volles Gelingen war angesichts der Riesengröße der Aufgabe, der turmhoch sich aufreckenden Schwierigkeiten und der Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Hilfsmittel unerreichbar. Schon das Geleistete fordert hohe Bewunderung.

Digitized by Google

Das Alpenkorps, das die rechte Flanke der 9. Armee gegen heftige Vorstöße der Rumänen gedeckt hatte, verschleierte jetzt in allen Schrecknissen des Hochgebirgskrieges durch zähe Gegenwehr und langsames Vorwärtsdringen den Rückmarsch der 9. Armee, die sich von der allzu gut bewachten Paßhöhe südöstlich Kronstadt auf ihrer alten Vormarschstraße gen Westen zog, um die weniger stark verteidigten Übergänge des Vulkan- und Szurduk-Passes für ihren Vorstoß zu wählen. „Er verlor hierdurch an strategischer Wertung. Diese aber mußte zurücktreten. Es kam darauf an, zunächst überhaupt einmal über die Berge zu kommen" (Ludendorff). Ein erster Versuch an dieser Steile scheiterte Ende Oktober unter schweren Verlusten. Ein zweiter, sorgfältigst vorbereiteter brachte der Stoßgruppe der 9. Armee (unter General Kühne) am 11. November den erhofften Erfolg. Kühne erzwang den Gebirgsübergang und konnte schon am 17. die ihm entgegengeworfenen rumänischen Kräfte bei Targu Jiu schlagen und am 21. Crajova besetzen. Weit ausholend stand die 9. Armee am 23. am Alt. Unter dem Druck des Vordringens der Stoßgruppe konnten auch die übrigen Teile der 9. Armee sich langsam durch das Gebirge hindurchkämpfen.

Am gleichen Tage gewann Mackensens Donauarmee das nördliche Donauufer und warf die ihr entgegenstehenden feindlichen Kräfte auf den rechten Flügel der 9. Armee zurück. Umstellt, mußten am 8. Dezember 10 000 Rumänen mit 40 Geschützen die Waffen strecken. Die Kavallerien beider Armeen nahmen Verbindung auf, das Zusammenwirken schien sichergestellt, wohlgemut trat Mackensen den Vormarsch auf Bukarest an.

Im weiten Halbkreis hatten nun die deutschen Angriffsgruppen, nachdem sie das Gebirge überwunden hatten, die rumänische Hauptstadt umstellt. An eine Vernichtungsschlacht freilich war nicht zu denken. Denn die Rückzugslinien nach Nordosten, wo der große Bundesgenosse kämpfte, waren nicht gefährdet. Im Vertrauen auf diese günstige strategische Lage durfte die rumänische Heeresleitung es wagen, vorwärts der Hauptstadt noch einmal sich zur Schlacht zu stellen. Die Lage der Donauarmee forderte zu einem solchen Unternehmen heraus. Im festen Vertrauen auf den hergestellten Anschluß an die links stehende 9. Armee war sie keck lich auf Bukarest marschiert, ohne zu bemerken, daß die 9. Armee nicht hatte folgen können. Sie war an den Altübergängen aufgehalten worden, und zwischen ihrem rechten und dem linken Flügel der Donauarmee klaffte eine nur durch Kavallerie gefüllte 80 Kilometer breite Lücke.

Das hatte die rumänische Heeresleitung erkannt. Während sie im Nordwestabschnitt nur schwache Verteidigungskräfte stehen ließ, warf sie sich am 1. Dezember mit aller Kraft am rechten Argesufer auf den linken Flügel der Donauarmee und brachte ihn in harte Bedrängnis. Die deutsche Flankendivision wurde abgeschnitten und umstellt. Zwar hieb eine türkische Division sie wacker heraus, aber die Krisis bestand fort, bis die endlich herbeieilenden Divisionen der Gruppe Kühne in den Kampf eingriffen und Entlastung brachten. Nun gaben die Rumänen das Spiel verloren, räumten das weit gedehnte Schlachtfeld und gaben ihre Hauptstadt preis. Mackensen, der inzwischen das Kommando auch über die 9. Armee übernommen hatte, machte sich auf eine harte Belagerung gefaßt und forderte den Kommandanten von Bukarest zur Übergabe

Digitized by Google

binnen 24 Stunden auf. Welches grenzenlose Erstaunen erweckte die Antwort! Bukarest habe keinen Kommandanten mehr — es sei als Festung aufgegeben! Offenbar hatte Rumänien seiner Hauptstadt das Schicksal Lüttichs, Namurs, Maubeuges und Antwerpens ersparen wollen.

Am 6. Dezember wurde Bukarest ohne Kampf besetzt. Auch die berühmten Ölbezirke von Ploëşti und Campina fielen in die Hände der Verbündeten. Aber nun stellte sich heraus, daß die Rumänen auf Drängen der Entente und unter Anleitung englischer Ingenieure die gewaltigen Erdölwerke für lange Zeit durch gründliche Zerstörung der Benutzung entzogen hatten. Sie hatten also im eigenen Lande das gleiche getan, was die Entente uns als wüste Barbarei vorgeworfen hat, wo immer wir, sei's auf dem Rückmarsche von Warschau her, sei's Frühjahr 1917 beim „Alberich-Rückzuge" das gleiche Kriegsmittel angewandt haben. Sie hatten wirtschaftliche Werte, die sie der Benutzung durch den Feind entziehen wollten, rücksichtslos zerstört. Das war ihr gutes Recht, ihre Kriegspflicht. Aber dann durfte man uns nicht das genau gleiche Verhalten als brutale Verletzung des Völkerrechts und der Menschlichkeit ankreiden.

7.

Wieder einmal wehten die Flaggen des Vierbundes auf den Türmen einer eroberten Feindeshauptstadt. Wiederum war ein Feind zu Boden geworfen. Zerschmettert, vernichtet, aus der Reihe unserer kämpfenden Widersacher ausgeschieden war er nicht. Seine geschlagenen Armeen wichen auf den Nordosten des Landes zurück. Und Rußland, das den hart bedrohten jüngsten Verbündeten bisher fast ohne jede Unterstützung gelassen hatte, begann nun, da unser Vormarsch seiner eigenen offenen Südflanke sich näherte, sich eifriger zu regen.

Die Unternehmung konnte noch nicht als abgeschlossen gelten. Ja, wenn der Südabschnitt der Ostfront noch so verlaufen wäre, wie vor der Brussilow-Offensive! Dann hätte man hoffen können, die ganze Moldau zu erobern und längs der Pruthlinie eine neue Front an der bessarabischen Grenze bis zur Donaumündung aufzurichten, und hätte dann ganz Rumänien als große Kornkammer, als fast unerschöpfliches Fleischmagazin zur Verfügung gehabt. So mußte man trachten, wenigstens die Linie Südufer der Donau-Sereth-Trotus zu erreichen, um so den Anschluß an den Südflügel der Karpathenfront herzustellen. Militärische wie kriegswirtschaftliche Rücksichten forderten das. Auf diese Weise bekam man immerhin zwei Drittel des fruchtbaren Agrar- und Öllandes in die Hand.

Mit stark ermüdeten Truppen mußte die Verfolgung ungesäumt aufgenommen werden, um den Feind nicht zur Ruhe und zu gefestigtem Widerstande kommen zu lassen. Vorwärts! war noch immer die Losung. Der Winter brach herein. Der Feind war zäh, und die Russen führten ihm ständig Verstärkungen zu. Immer mühseliger ward der Vormarsch, immer heftiger die Kämpfe. Und doch wurden innerhalb vier Wochen noch 250 Kilometer zurückgelegt. Am Tage vor Weihnachten gab's noch einmal eine förmliche große Durchbruchsschlacht bei Buzau. Endlich am Silvestertage stand man vor Braila, das am 4. Januar fiel, dank dem Zusammenwirken der Donauarmee und der bulgari-

Digitized by Google

schen 3. Armee, die sich inzwischen in der Norddobrudscha rechts der Donau dem allgemeinen Vormarsch der Hauptkräfte angeschlossen hatte. Nun räumten Russen und Rumänen das rechte Donauufer vollends. Die ganze Dobrudscha war erobert.

Schwieriger war es, die Russen auch über den Sereth zurückzuwerfen. Hier gab es Anfang Januar noch heftige Kämpfe, die am 8. Januar durch die Einnahme der Festung Focsani ihren Abschluß fanden. Auch der Angriff gegen die Trotuslinie kam nur langsam vorwärts und mußte schließlich angesichts der tiefen Erschöpfung der Truppen eingestellt werden. Die Festung Galatz am nördlichen Donauufer wurde beschossen, im übrigen trat unter dem Druck des furchtbar schweren Winters und der allgemeinen völligen Erschlaffung Ruhe ein. Die Ostfront reichte nun von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere und hatte sich wiederum um fast 400 Kilometer verlängert. Die wollten verteidigt sein. „Trotz unseres Sieges über das rumänische Heer waren wir in der Gesamtkriegführung schwächer geworden" (Ludendorff).

8.

Dennoch: so ernst auch die Lage der Verteidiger zum Jahresende 1916 sich dem umschauenden Blicke darbot: sie mußte das Herz der Kämpfer wie der Führer mit trotzigem Stolz erfüllen. Unvorstellbares war geleistet. Zwar war von den beiden großen Ausfällen, welche die Eingeschlossenen über die Grenzen ihrer bisherigen Verteidigung hinausgetragen hatten, der westliche nach kurzem, stürmisch erkämpftem Anfangserfolge gescheitert, das Errungene uns nach endlosen Monaten beispiellos entsetzlichen Ringens wieder entrissen worden. Aber der bundesbrüchige Friedensverbündete war für seine Untreue nicht völlig seines Landes vertrieben, doch hart gezüchtigt worden. Der Ausfall, der ihn zur Strecke brachte, hatte den neuen Ansturm nicht nur abgewehrt, sondern uns eine schwer zu verteidigende, dafür wirtschaftlich unschätzbare Bastion erkämpft. Ohne das rumänische Öl und Petroleum wären während des kommenden Kriegsverlaufs weder der Luftkrieg, noch der U-Boot-Krieg, noch auch nur der Eisenbahnbetrieb aufrechtzuerhalten gewesen. Auch für die Ernährung von Heer und Volk war Rumäniens Sturz bis auf weiteres die Rettung.

Aber die Größe dieser Ausfallerfolge verblaßte neben der über jede Schilderung, jedes noch so kühne Lob erhabenen Riesenleistung der Verteidigung. Zwar trifft dies Lob in vollem Umfange nur die deutschen und die türkischen Truppen. Die K. u. K. Armeen hatten an vielen Stellen versagt. Auch die Bulgaren hatten enttäuscht.

Und selbst auf dem hellen Bilde deutschen Heldentums stand ein fahler Fleck: die Douaumontoffensive der Franzosen hatte im eisernen Gürtel eine erweichte Stelle getroffen. Der Fluch von Verdun hatte begonnen sich auszuwirken. Zur Entschuldigung der Truppe war vieles anzuführen: vor allem ihre grenzenlose Übermüdung. Auch den straffsten Bogen kann man überspannen...

Ludendorff glaubte klar zu sehen. Er meinte, es würde genügen, wenn man den Truppen Erholung gönnen könnte, um sie wieder die alten werden zu lassen. Darin hat er recht behalten. Aber er dachte nicht bloß an die Besatzung, er dachte

Digitized by Google

auch und vor allem an die Bürgerschaft der belagerten Festung. Er wußte: sie durfte nicht versagen, sonst war es um die Widerstandskraft der Feste selber geschehen. Aber auch hier wähnte er den Talisman, den rettenden, in seiner Hand. Er fühlte sich stark genug, dem Vaterlande nicht nur der militärische, nein auch der geistige, der seelische Führer zu werden.

Zweites Kapitel

Erneuerung

1.

Als Hindenburg und Ludendorff die militärische Oberleitung des deutschen Landheeres übernahmen, waren sie sich bereits völlig darüber im klaren, daß ihre Aufgabe sich in der Leitung der Operationen im Felde keineswegs erschöpfen könne. Es gab außerdem noch drei große Aufgaben, die von anderer, von der eigentlich zuständigen Seite aus nicht diejenige Förderung erfuhren, die unbedingt notwendig war, wenn die Rettung des deutschen Volkes aus der größten Gefahr seiner Geschichte gelingen sollte. Sie bezogen sich auf die wirtschaftliche, die politische und die geistige Führung.

Die Aufgabe der wirtschaftlichen Führung war diese: es galt das Heer und das Volk mit allen Lebensnotwendigkeiten, das Heer mit allen Kampfnotwendigkeiten zu versorgen unter dem doppelten Druck der langen Kriegsdauer und der Hunger- und Rohstoffblockade.

Ein wirtschaftlich hochentwickeltes Volk, wie es das deutsche von 1914 war, wurde schon durch die lange Kriegsdauer als solche vor Schwierigkeiten gestellt, welche frühere Kriegsepochen nicht einmal ahnungsweise gekannt hatten. Die einzigen langen Kriege, welche das deutsche Volk in seiner Gesamtheit erlebt hatte, waren der Dreißigjährige Krieg und die napoleonischen Kriegsläufte gewesen. Beide hatten das Volk in einer Verfassung betroffen, die noch völlig unberührt gewesen war von jener ungeheuersten aller wirtschaftlichen Umwälzungen, welche für die gesamte Kulturmenschheit durch den Andruch des Maschinenzeitalters entstanden war. Ihre Auswirkungen hatten erst ein halbes Jahrhundert vor dem Weltkrieg eingesetzt und waren eben erst im Begriff, sich voll zur Geltung zu bringen, als die große Prüfung über uns hereindrach. Immerhin hatten sich die Grundtatsachen dieser Umwälzung in Deutschland bereits vollzogen: die Industrialisierung und in ihrem Gefolge die Übervölkerung und die enge Verflechtung Deutschlands in das Gesamtgetriebe des Weltverkehrs.

Deutschland, dessen Landwirtschaft es befähigte, 40 Millionen Menschen auf eigener Scholle zu ernähren, besaß bei Kriegsbeginn bereits eine Bevölkerung von 68 Millionen, hatte also über 50 Prozent mehr Einwohner, als es ohne Nahrungszufuhr aus landwirtschaftlichen Überschußländern ernähren konnte. Und nun sah es sich durch die große Belagerung plötzlich von der unbedingt nötigen Zufuhr von Lebensmitteln für Mensch und Tier abgeschnitten.

Digitized by Google

Aber auch seine industrielle Erzeugung war vom Ausland abhängig durch ihren Bedarf an Rohstoffen. Zwar verfügte es über einen zur Not ausreichenden Schatz an den wichtigsten und grundlegendsten Bedarfsartikeln jeder industriellen Betätigung: an Kohle, Eisen und Holz. Aber nahezu alle anderen Rohstoffe konnte es aus eigenem Besitz nicht annähernd in ausreichendem Maße oder überhaupt nicht erzeugen. Und das in einer Zeit, in der rund 13 Millionen seiner Männer, ein Fünftel seiner Gesamtbevölkerung und zwei Fünftel seiner Manneskraft, also jedenfalls fast die ganze voll arbeitsfähige Männlichkeit Deutschlands jeder Erzeugungstätigkeit auf lange Jahre entzogen war, während der Rest der Bevölkerung gezwungen war, Werte zu schaffen, die ihrerseits nicht bestimmt waren, wieder als Grundlage neuer Wertbildung zu dienen, sondern feindlichen Vernichtungswillen durch Zerstörung feindlicher Menschenkräfte und Kriegsmaschinen abzuwehren, wobei natürlich alle diese Werte selber der sofortigen Zerstörung anheimfielen — während zugleich auch die zur Verteidigung eingesetzte Manneskraft einer ungeheuerlichen, niemals zuvor erlebten Vernichtung oder doch Verminderung ausgesetzt war!

Es war also selbstverständlich, daß sich innerhalb der belagerten Festung alsbald ein von Stunde zu Stunde steigender Mangel an Menschen, Nahrungsmitteln und Rohstoffen geltend machen mußte. Um nur den Menschenverbrauch hier kurz ins Licht zu stellen: Der Krieg hat vom 2. August 1914 bis zum 8. November 1918 gedauert, also 1552 Tage. Das macht bei 1 800 000 Toten ein tägliches Sterben von etwa 1160 deutschen Männern!!

Rechnet man hinzu, daß der Schlachtentod sich nach bekannter Kriegserfahrung die Besten aussucht, so wird es augenblendend klar, welch verheerende Einbuße an edelster Volkskraft der Weltkrieg für Deutschland bedeutet hat.

Dabei war der Menschenvorrat der Mitteimächte geradezu winzig zu nennen gegenüber den unerschöpflichen Reserven, die unseren Feinden zu Gebote standen. Das gleiche gilt in noch weit höherem Maße von allen übrigen Kriegs- und Lebensnotwendigkeiten, also von Nahrungsmitteln und Rohstoffen für die Kriegs- und Friedenserzeugung.

Ludendorff — er sei hinfort als Einzelname genannt, wenn von anderen als den rein strategischen Fragen die Rede ist — denn nur diese, nicht aber jene lagen überhaupt innerhalb der Tragweite der Betätigung des Generalfeldmarschalls — Ludendorff hatte bei Übernahme seines Anteils an der Kriegsleitung dies eine jedenfalls vollkommen klar erkannt: die bisherigen Vorkehrungen, welche die Führung des deutschen Volkes für die dauernde Verwaltung und Ausnutzung der Bestände der Nation an Kriegs- und Existenzmitteln jeder Art getroffen hatte, waren vollkommen unzulänglich. Und er hat hier unmittelbar nach seinem Eintritt in die O.H.L. mit einer erstaunlichen Tatkraft eingegriffen, schon zu eben der Zeit, als die kriegerischen Vorgänge ein fast übermenschliches Maß an Begabung, Nervenkraft und Hingabe von ihm forderten. Schon am 31. August ergingen an den preußischen Kriegsminister, am 13. September an den Reichskanzler die ersten dringlichen Anforderungsschreiben der O.H.L., welche zur Lösung der Fragen, wie der Ersatz für das Feldheer gesichert und die Kriegsindustrie — ohne Schädigung der Landwirtschaft — noch gesteigert werden könne, ganz einschneidende gesetzgeberische Maßnahmen verlangten.

Zunächst sei es nötig, daß alle wehrfähigen Männer mit den ganz unerläßlichen Ausnahmen ins Heer eingestellt würden. Dazu seien erforderlich 1. Maßnahmen zur Einschränkung der Reklamationen, insbesondere umgehende Nachprüfung in jedem einzelnen Falle. 2. Einstellung aller heilbaren Untauglichen in besondere Abteilungen, die an geeigneten Orten einer Genesungskur unterworfen werden müßten. 3. Erhöhung der Lebensaltersgrenze für die Wehr- bzw. Landsturmpflicht auf 50 Jahre, um, wenn auch nicht allzu viele Wehrfähige, doch eine große Zahl Garnisondienstfähiger zur Ablösung Felddienstfähiger zu erhalten.

Zur Beschaffung von Arbeitskräften sei das wirksamste Mittel ein Kriegsleistungsgesetz. Es sei namentlich in Anbetracht des Allgemeinen Wahlrechts schreiend ungerecht, daß ein Teil der Männer (und zwar durchschnittlich die kräftigsten und für den Staat wertvollsten) ihr Leben vor dem Feinde einsetzten und beruflich aufs schwerste geschädigt würden, während die anderen in Sicherheit daheim säßen und leider vielfach nur für ihren Gewinn arbeiteten.

„Arbeit für das Allgemeinwohl ist jetzt Pflicht für alle und gibt keinen Anspruch auf besondere Rechte, sondern ist höchstens ein Grund für die Existenzberechtigung."

In das Kriegsleistungsgesetz seien auch die abkömmlichen Frauen einzubeziehen.

„Ich zweifle nicht, daß unser Volk, wenn ihm der Ernst der Lage klar gemacht wird — und das muß geschehen —, sich willig fügt. Täte es dies nicht, so wäre Deutschland nicht des Sieges wert."

Der Reichskanzler antwortete: er erkläre wiederholt seine Bereitwilligkeit, den wegen der Sicherung des Heeresersatzes und der Steigerung der Kriegsindustrie gegebenen Anregungen, „soweit die Verhältnisse es irgend gestatten, Rechnung zu tragen". Zur Vermeidung jeder unnötigen Beunruhigung der Bevölkerung würden aber gesetzliche und behördliche Maßnahmen einschneidender Art nur insoweit ins Auge zu fassen sein, als diese sichere Gewähr für den Erfolg böten. Er schlug seinerseits eine Anzahl von Maßnahmen vor, „die, wenn sie auch sehr weitgehende Folgen nicht in Aussicht stellen, doch in ihrer Gesamtwirkung nicht unterschätzt werden dürfen". Noch weitergehende Schritte würden in unserem wirtschaftlichen Körper „eine geradezu lebensgefährliche Störung hervorrufen". Sie würden auch „die Zuversicht unserer Bevölkerung, die wir zum Siegen brauchen, einer kaum tragbaren Belastung unterwerfen".

Die Hervorhebung dieser Hauptsätze aus zwei grundlegenden Urkunden beweist schlagend, daß zwischen der Kriegsauffassung der neuen militärischen und der politischen Leitung unseres Volkes sich Gegensätze auftaten, die ein Zusammenarbeiten beider zum großen Heilsziele so gut wie völlig ausschließen mußten. Und so ist es denn auch gekommen.

Ludendorff hatte damals „noch unendliches Vertrauen zum deutschen Volke und zur deutschen Arbeiterschaft". Und das mit vollem Recht. Denn dieses Volk und diese Arbeiterschaft hatten und haben auch während der zweiten Kriegshälfte — in die unsere Betrachtung ja eben erst eingetreten ist — noch Ungeheures und Unvergleichliches geleistet und geopfert. Aber dennoch muß hier wiederholt werden: Ludendorff kannte weder das Volk im Ganzen noch

Digitized by Google

die Arbeiterſchaft im beſonderen. Er ſetzte in dieſer naiven Unkenntnis voraus, daß Volk und Arbeiterſchaft alle dieſe Opfer bedingungslos zu bringen bereit ſeien. Das aber konnte nur dann zutreffen, wenn dies Volk und dieſe Arbeiterſchaft in dem Staate, für den ſie dieſe Opfer bringen ſollten, in der Art, wie dieſer Staat geleitet wurde, in den Zielen, welche die Kriegsführung anſtrebte, die volle und zuverläſſige Verkörperung und Vertretung ihrer eigenen Ideale, Intereſſen, Kriegsziele erblickte. Und das traf für den zahlenmäßig weitaus überwiegenden Teil dieſes Volkes und dieſer Arbeiterſchaft nun einmal nicht zu.

Es iſt alſo ein Trugſchluß, wenn Ludendorff ſagt, er habe zu Volk und Arbeiterſchaft volles Vertrauen gehabt. Er vertraute nicht auf beide, wie ſie wirklich waren, ſondern wie er ſie ſich vorſtellte — aus ſeiner Grundeinſtellung als Anhänger des alten Macht- und Obrigkeitsſtaates heraus. Er ſah nicht, wollte und konnte nicht ſehen, daß dieſes Volk zu ſeinem überwiegenden Teil mit der Staatsform, für deren Erhaltung es kämpfen und ſein Letztes hingeben ſollte, innerlich ſchon vor dem Kriege längſt gebrochen hatte.

Und das iſt es, was dem nun einſetzenden Kampfe der militäriſchen und der politiſchen Leitung des deutſchen Volkes im Weltkrieg ſein tragiſches Gepräge gibt: der militäriſche Führer war ſtark, aber ahnungslos — der politiſche war wiſſend, aber ſchwach. Ludendorff und Bethmann ſtanden einander gegenüber wie zwei Männer,

„die darum Feinde ſind, weil die Natur
nicht einen Mann aus ihnen beiden formte".

Je klarer es Ludendorff wurde, daß er ſich über die Weſenheit und die Willensrichtungen großer Teile des deutſchen Volkes getäuſcht hatte, je deutlicher kennzeichnet ſich ſein Streben dahin: dieſes Volk zu ſeiner Auffaſſung zu bekehren mit Mitteln, welche einer verſinkenden Weltanſchauung und Staatsordnung entnommen waren. Er ſchätzte ſein Volk falſch ein — und als er es erkannte, wie es wirklich war, da begann er es zu unterſchätzen, wie er es heute noch unterſchätzt — weil es anders iſt als er. Er hielt und hält es für ideallos, weil die Ideale des Volkes anders waren und ſind als die ſeinen.

Bethmann aber hat es überſchätzt, wenn er meinte, daß man ein zu klar gefühlten, aber unklar erkannten neuen Idealen mühevoll und unter Kämpfen ſich durchringendes Volk, das zugleich in einer furchtbaren inneren und einer lebenbedrohenden äußeren Kriſis ſtand, ohne jede kraftvolle Führung ſeinem Genius überlaſſen dürfe. Oder wenn er ſolche Führung dennoch für erforderlich hielt — ſo überſchätzte er ſich ſelber, als er ſich die Kraft zutraute, dieſer Führer ſein zu können, weil er das Ziel richtig erkannt hatte.

Und um die Tragik zu vollenden, ward auch jene Macht in ihre Zwieſpälte mit hineingeriſſen, deren hiſtoriſche und verfaſſungsmäßige Aufgabe es geweſen wäre, zwiſchen dem Guten der Vergangenheit und dem Ideal der Zukunft den Ausgleich zu finden: die Krone und ihr Träger.

Denn in Wilhelms II. Seele ſelber tobte ja der Kampf zwiſchen Geſtern und Morgen, zwiſchen romantiſcher Vergangenheit und nüchterner Zukunft, zwiſchen Harniſch und Maſchine, zwiſchen Gottesgnadentum und Volkskaiſertum. Ihm aber fehlte, bei hohen Gaben des Gemüts und des Wollens, die beherrſchende Bildung, das geordnete und geklärte Wiſſen, der ſondernde Ver-

Digitized by Google

ſtand und der überragende Geiſt. Es fehlte ihm aber auch die letzte Größe des Charakters, die höchſte Lauterkeit und Selbſtloſigkeit der Seele, durch die Wilhelm I. alle Mängel ſeiner Erkenntnis ausgeglichen hatte.

So entſpinnt ſich denn ein Schauſpiel, wie es tragiſcher niemals erlebt worden iſt, ſolange Menſchen empfinden, ſchauen und handeln. Drei Männer ſtehen an der Spitze des verzweiflungsvoll ringenden Sechzig-Millionenvolkes, deren jeder von reinſtem Wollen, von hingebender Vaterlandsliebe und opferwilliger Selbſthingabe erfüllt iſt. Und dennoch fehlt einem jeden eine der grundlegenden Eigenſchaften, die den ganz großen Mann ausmachen ... Und darum mußte der Weg unſeres Volkes naturgeſetzlich in den Abgrund führen.

2.

Unzweifelhaft, alle Maßnahmen, die Ludendorff vorſchlug, entſprachen dem Gebot der Stunde. Aber der Geiſt, aus dem ſie geboren und durchgeführt wurden, war nicht frei von ſchwerem Irrtum. Dies grenzenlos willige, dies tatkräftige und opferfreudige Volk wäre zu allem zu bringen geweſen, wenn man es richtig behandelt hätte. Aber es wurde falſch behandelt.

Bethmann wußte, daß das deutſche Volk von 1916 nicht mehr mit Zwangsmitteln aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. anzufaſſen und zu erziehen war. Es verlangte Klarheit, und die weigerte man ihm. Es verlangte Vertrauen — und mußte empfinden, daß das Vertrauen zwar vorhanden war — aber nicht zu ihm, wie es in Wirklichkeit war — ſondern wie es vielleicht einmal vor hundert Jahren geweſen war. Es hatte ſich für den Krieg begeiſtert und war bereit, ſich auch weiter für ihn begeiſtern zu laſſen — und nun ſollte es zum Heldentode kommandiert werden — für Ziele, die es nicht mehr begriff. Seine Führer bemühten ſich auch nach Kräften, es zu begeiſtern — aber ſie ſprachen zu ihm in einer Sprache, die es nicht mehr verſtand — die ihm altmodiſch, naiv und kindlich in die Ohren klang. Und während man zu ſeiner Seele nicht mehr den Zutritt fand, ſtellte man an ſeine Leiblichkeit Anforderungen, denen nur ein Engel — oder aber ein Menſch im Rauſch gewachſen geweſen wäre. Der große Rauſch aber — der war im Schlamm der Schützengräben, im Feuerſtrudel der Dauerſchlacht, im Jammer der Alltagsnot verlodert.

Konnte er durch Zwangsgeſetze aufs neue entfacht werden?!

Dennoch: der Zwang war nötig — um der menſchlichen Schwachheit willen. Nur — er hätte mit ſeeliſcher Einwirkung Hand in Hand gehen — er hätte ſein Ziel auch wirklich erreichen müſſen. Und beides war natürlich nur denkbar, wenn zwiſchen den beiden Spitzen der politiſchen und der militäriſchen Führung volles Einvernehmen herrſchte. Es herrſchte nicht. So begann ein planloſes und aufreibendes Neben- und Widereinanderarbeiten.

Die Einführung der Arbeitspflicht als Dienſtpflicht war das Gebot der Stunde. Die notwendige Ergänzung der Wehrpflicht. Sie allein hätte jene ſchlimmſte aller Ungerechtigkeiten beſeitigt, deren Beſtehen die Einheit des Volkes zerriß und zwiſchen Heer und Heimat eine Kluft auftat. „Unſere lieben Feldgrauen“ durften ſich draußen totſchlagen laſſen für wenige Pfennige täglich: der Daheimgebliebene ſaß warm und trocken, verdiente unbegrenzt und ver-

Digitized by Google

drängte den Krieger aus Brotstelle und Erwerb, oft genug aus noch mehr. Hier hätte die Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht Wandel schaffen können. Das hätte auch ohne neue Zwangsgesetze erreicht werden können, wenn Bethmann gewollt hätte. Aber er wollte nicht. Er fühlte sich nicht sicher genug, um dem Volke solchen Zwang mundgerecht machen zu können.

Nach unendlichen Schwierigkeiten wurde am 2. Dezember vom Reichstage das Gesetz über die „Vaterländische Hilfsdienstpflicht" angenommen. Es genügte den Anschauungen der O.H.L. nicht entfernt. Es versagte in den wichtigsten Punkten und ließ so viele Lücken, daß in der Praxis jeder sich von der eingeführten Arbeitspflicht drücken konnte. Es ließ vor allem den Hauptgrund der Verbitterung des Heeres unangetastet: die Verschiedenheit der geldlichen Entlohnung zwischen Heeres- und Hilfsdienstpflichtigen.

Aber wenn zwischen dem Soldaten und dem daheimgebliebenen Arbeitnehmer schon starke Lücken klafften — viel verhängnisvoller erschien die Spannung zwischen den Verhältnissen des Soldaten und jener Menschenklasse der Heimat, die irgendwie als Arbeitgeber, als Unternehmer in Betracht kam.

Denn es kam nicht nur auf Besserung der Ersatzverhältnisse, auf Gewinnung neuen Menschennachschubs für das Heer und für die Rüstungsindustrie an. Ebenso wichtig war die Beschaffung jeder Art von Kriegsgerät, vor allem von Geschützen, Munition, Maschinengewehren, aber noch von zehntausend anderen Dingen.

Hier hatten wir einen ungeheuren Vorsprung der Entente einzuholen. Ihr standen die Rüstungsindustrien der ganzen Welt zur Verfügung, vor allem die unermeßlichen Werkstätten des längst nur noch dem Namen nach neutralen Amerika. Wir mußten für uns und auch für unsere drei Verbündeten so gut wie alles schaffen — außer Geschütz, das die österreichischen Skodawerke in vortrefflicher Beschaffenheit lieferten. Und dazu trat die Schwierigkeit der Rohstoffbeschaffung. In den Dauerschlachten des zum Ende sich neigenden Jahres hatte der deutsche Soldat die Überlegenheit der Feinde an jeder Art von Kriegsmaschinen, Munition und Heeresbedarf mit Bitterkeit und aufsteigendem Zweifel empfunden. Hier lag eine Hauptquelle jener tiefen seelischen Veränderung, welche von den Höllenbränden der Verdun- und Sommeschlacht aus das ganze Heer zu erfassen begonnen hatte.

Nach ausgiebigen Besprechungen mit den Vertretern der Großindustrie wurde ein genaues Programm für die Förderung der Ergänzung des Heeresbedarfs aufgestellt, das den Namen „Hindenburgprogramm" erhielt. Seine Durchführung machte neue tiefe Eingriffe in das gesamte Wirtschaftsleben erforderlich, die unzählige Reibungen und starke Beunruhigung hervorriefen. Aber sein Ziel wurde schließlich erreicht: im Jahre 1917 besserte sich die Versorgung des Heeres mit Kriegsbedarf in einer Weise, die von der Front als rettend empfunden wurde. Es wurde erreicht: aber um einen teuren Preis.

Die Industrie hat die Kriegführung hervorragend unterstützt. Aber sie hat sich diese Leistung in einer Weise bezahlen lassen und bezahlt bekommen, die ein neues Moment tiefster und berechtigtster Verbitterung in das Volk trug. Hier hätte die Regierung mit geeigneten Maßnahmen eingreifen müssen, um die Geldforderungen der Industrie auf ein erträgliches Maß zu beschränken,

Digitized by Google

Wucher zu verhindern und rücksichtslos zu züchtigen, alle Gewinne rechtzeitig steuerlich zu erfassen.

Die Regierung versagte. Ein wirtschaftlicher Mobilmachungsplan hatte bei Kriegsbeginn nicht bestanden. Er ließ sich nicht improvisieren. Ebensowenig ein finanzieller. Alle anderen Staaten wählten, um ihrem Wirtschaftsleben die Umstellung auf die Kriegsverhältnisse zu ermöglichen, den Weg des Moratoriums. Die Reichsbank verfuhr anders: sie stellte der Industrie ungemessene Kredite zur Verfügung und setzte zu diesem Zweck die Notenpresse in Gang. So kam eine Menge neugeschaffenen Scheingeldes in den Verkehr, der Grundstein war gelegt zur Geldentwertung, zum Ruin der Währung, zur unbegrenzten Steigerung aller Preise, damit zu einer jähen Verschiebung der Vermögensverhältnisse zugunsten jener Kreise, die sich irgendwie im Besitz von Produktionsmitteln befanden, und zum Nachteil der Festbesoldeten, also jener Schichten, die bisher die zuverlässigsten Träger der Staatsgesinnung gewesen waren.

Bald machte der Staat sich das gleiche Mittel, durch das er der Industrie über die Krisis des Kriegsbeginns hinübergeholfen hatte, zur Finanzierung des Krieges zunutze. Er begann auch die Kriegslieferungen der Industrie mit neugeschaffenem Papier zu bezahlen und kam so in die Möglichkeit, unverantwortlich hohe Preise für Kriegslieferungen zu bewilligen. Auf der anderen Seite suchte man das Anschwellen der Preisforderungen durch Höchstpreisfestsetzungen zu beschränken — vor allem zum Nachteil der Landwirtschaft, die es sich gefallen lassen mußte, ihre Preissteigerungen als Wucher gebrandmarkt zu sehen, während die festgesetzten Höchstpreise ihre Erzeugungskosten längst nicht mehr deckten und die Industrie ihre Forderungen skrupel- und grenzenlos erhöhen durfte, ohne daß man ihr, wie der Erzeugerin des eigentlichen Lebensbedarfs, deswegen unlautere Gesinnung vorwarf. So wurde die Landwirtschaft in die dunklen Pfade des Schleichhandels hineingepreßt.

Statt, wie England es tat, die übermäßigen Kriegsgewinne rechtzeitig durch ein scharfes Steuersystem zu erfassen und damit zugleich die Quelle des Geldüberflusses und der Geldentwertung zu verstopfen, versuchte die Finanzleitung sie in Form von Kriegsanleihen der Staatskasse wieder zuzuführen und damit für die Kriegsfinanzierung nutzbar zu machen. Aber damit stieg die Verschuldung des Staates, sank das Vertrauen in die Solidität der staatlichen Finanzgebarung. Die berühmten „Anleihesiege" waren in Wahrheit ebensoviele Niederlagen der Währungspolitik.

Während aber die Erkenntnis vom unausweichlichen Niedergang unserer Staatsfinanzen ein trauriges Vorrecht der Wissenden blieb, traten die Nachteile, mit welchen die jäh gesteigerte Erwerbsmöglichkeit für die irgendwie an der Kriegsindustrie beteiligten Kreise, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, die Gesundheit unseres Volkes bedrohte, alsbald unverkennbar und verhängnisvoll in die Erscheinung. Der protzende Kriegsgewinnler auf der Arbeitgeber- und Händlerseite, der schlemmende Munitionsarbeiter auf der Arbeitnehmerseite drängten sich als widerwärtige Erzeugnisse einer gänzlich verfehlten Kriegswirtschaftspolitik der Regierung dem blödesten Auge auf. Die zunehmende Verbitterung des Frontsoldaten war die unausweichliche Folge, zugleich die Entnervung des Ersatzes, der aus unbegrenzten Verdienstmöglichkeiten und un-

Digitalisiert von Google

gezügeltem Lebensgenuß, der schon den jüngsten Jahrgängen gelächelt hatte, in das karge und gefahrumrungene Leben der Front hineingeworfen wurde.

Zugleich aber hatte diese scheinbare Leichtigkeit, die Kriegsfinanzierung mit Hilfe der Notenpresse und der Anleihen zu betreiben, eine verhängnisvolle Wirkung auf die militärische und die politische Führung: sie veranlaßte beide zu einer völligen Überschätzung der finanziellen Leistungs- und Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes und damit zu ihrer bedenkenlosen Überspannung.

Für alle diese traurigen Folgen trifft die Verantwortung selbstverständlich nicht die O.H.L., sondern die politische und finanzielle Reichsleitung. Ihre Sache wäre es gewesen, die Finanzgebarung des Reiches solide zu gestalten und damit auch die Verwilderung der sittlichen Begriffe im Volke zu verhüten.

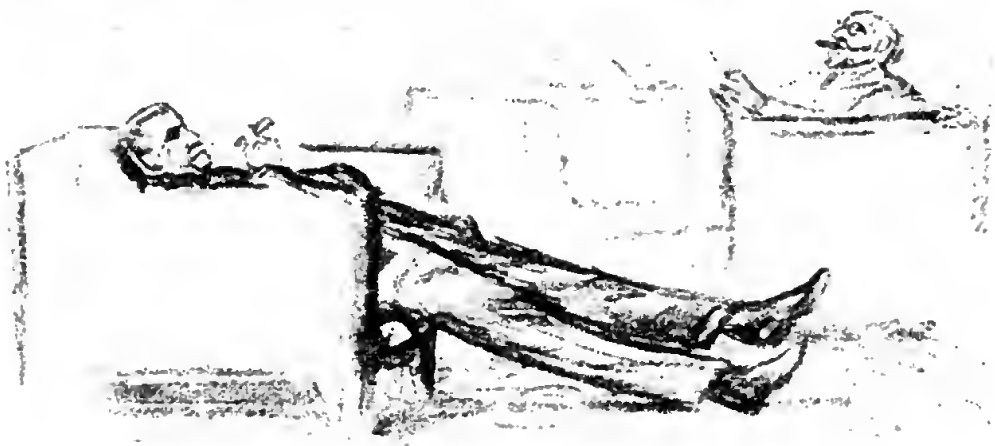
In diesem Zusammenhange muß der Name Karl Helfferich wenigstens genannt werden. Denn dieser Mann, der im Jahre 1915 das Amt des Reichsschatzsekretärs übernahm, hat der gesamten Finanzgebarung des Reiches während des Krieges die Wege gewiesen. Reichsleitung und Öffentlichkeit waren vollauf berechtigt gewesen, gerade von ihm rettende Taten zu erwarten. Er war nicht aus der Finanzverwaltung des Reiches oder eines Bundesstaats hervorgegangen, sondern kam aus der Wissenschaft und aus der Praxis des privaten Finanzlebens zugleich. Er war Universitätslehrer der Volkswirtschaft gewesen, hatte dann als Direktor der Anatolischen Bahn und später des größten deutschen Bankinstituts Gelegenheit gehabt, sich reiche Erfahrungen im Geld- und Verkehrswesen und auch die so wünschenswerte Kenntnis außerdeutscher Verhältnisse zu erwerben. Er besaß die Fähigkeit der Menschenbehandlung und die Kraft parlamentarischer Beredsamkeit. So schienen sich in ihm alle Voraussetzungen für eine staatsmännische Wirksamkeit großen Stils, insbesondere gerade auf dem Gebiete der Kriegsfinanzierung, zu vereinigen. Und dennoch muß es in aller Kürze hier ausgesprochen werden, daß er auf allen Gebieten seiner staatlichen Wirksamkeit, als Reichsschatzsekretär wie später als Staatssekretär des Innern, versagt hat. Er trägt in erster Linie die Verantwortung für die verfehlte Anleihe- und Steuerpolitik.

Die Folgen aller dieser Mißgriffe erkannte die O.H.L. gar wohl und schrieb einem unerklärlichen Sinken der moralischen Qualitäten des deutschen Volkes zu, was lediglich die Folge völlig verfehlter wirtschaftlicher Maßregeln der Reichsleitung war.

Auf Grund solcher Fehler in den Grundlagen der Kriegswirtschaft konnte sich kein solides und auf die Dauer tragfähiges Gebäude erheben. Organisatorische Maßregeln konnten zwar das äußere, nicht aber das innere Chaos bändigen. Und an solchen Organisationen fehlte es keineswegs. Im Gegenteil: die schon vor dem Krieg in Deutschland vorhandene unverkennbare Neigung zur Organisationswut feierte im Kriege wahre Orgien. Ein Kriegsamt unter Leitung des Generals Groener wurde geschaffen, das die gesamte Versorgung des Heeres mit Kriegsmaterial straff zentralisierte, ebenso ein Kriegsernährungsamt, das die Verpflegung des Heeres und des Volkes in die Hand nahm. Das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt war die Spezialbehörde für die Heeresbewaffnung. Alle diese Behörden bedienten sich zur Durchführung

Digitized by Google

ihrer Aufgaben dauernd der von der Regierung geschaffenen Kriegsgesellschaften. Ihr Grundgedanke war dieser: sie waren Einrichtungen kaufmännischer Art, aber mit amtlichen Befugnissen. Sie waren Handelsunternehmungen, basierend auf dem Gedanken privaten Verdienstes, und zugleich Staatsbehörden bureaukratischen Charakters. Ihnen war die Beschaffung und Verteilung der wichtigsten Lebensmittel und Rohstoffe übertragen. Sie hatten das Recht der



Beschlagnahme, das allmählich auf alle Gegenstände des Bedarfs für Heer und Heimat ausgedehnt wurde. Dieses überkünstliche System zeigte alsbald die Mängel einer undurchdachten Improvisation. Seine Folgen waren verheerend. Willkürlichkeiten und Unzulänglichkeiten bei der Herbeischaffung wie bei der Verteilung der Vorräte, Mangel an allen Enden und unter seinem Druck das Entstehen eines entsittlichenden Schleichhandels zu Wucherpreisen und jeder Art der Hinterziehung und Umgehung waren seine unausbleiblichen und verwüstenden Wirkungen.

3.

So erreichten die Reformpläne der O.H.L. auf wirtschaftlichem Gebiet ihr Ziel der Steigerung der Versorgung des Heeres mit jeder Art von Bedarf zwar annähernd — die Verpflegung und Rohstoffversorgung der Heimat aber wurde vollkommen desorganisiert, die Volksseele vergiftet, die Stimmung untergraben.

Die innerpolitischen Folgen solcher von oben her eingeleiteten und verschuldeten Zersetzung konnten nicht ausbleiben.

Das erste Gebiet des staatlichen Lebens, das von der allgemeinen Wirrnis in unverkennbare Mitleidenschaft gezogen wurde, war das Verkehrswesen. Die deutschen Eisenbahnverwaltungen haben im Kriege eine organisatorische Leistung zu verzeichnen, welche höchste Bewunderung verdient. Aber verhängnisvoll machte es sich doch bemerkbar, daß das Eisenbahnwesen nicht dem Reiche, sondern den Bundesstaaten unterstand. Seine Vereinheitlichung war versäumt und ist im Kriege nicht einmal angestrebt worden. Unendliche Reibungen waren die Folge.

Digitized by Google

Das Eisenbahnmaterial wurde weit über Gebühr beansprucht, und die Rohmaterialknappheit förderte seine Zerrüttung. Die Bundesgenossen beanspruchten ungemessene Unterstützung an Personal und Material. Die Kohlenversorgung der Industrie, selbst der Kriegsindustrie, ward ständig fragwürdiger.

Der Niedergang der Lebensmittelversorgung des Volkes war von vernichtenden Folgen für die Stimmung. „Die lebensfeindliche Hungerblockade triumphierte, sie brachte uns nicht nur leibliche, sondern auch seelische Not!" (Ludendorff.) Die Magenfrage ist nun einmal die Voraussetzung alles organischen Lebens, auch seiner geistigen und seelischen Funktionen. Der Niedergang der Ernährungsverhältnisse ist der wichtigste Grund unseres Zusammenbruchs geworden. Wenn jemals ein Kriegsmittel, eine Kriegsberechnung sich als wirksam und zutreffend erwiesen hat, dann ist es diejenige der Aushungerung des deutschen Volkes gewesen.

Der allgemeine Niedergang der Voraussetzungen jeder Möglichkeit einer wirksamen Kriegführung hatte sich in dem Zeitpunkt, als die neue O.H.L. ihr Amt antrat, zwar noch nicht im vollen Umfange geltend gemacht. Noch wehrte sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit mit allen seinen Seelenkräften verzweifelt gegen die physische und moralische Erwürgung, welche unsere Feinde uns zugedacht hatten, und deren Wirkung die verfehlten Maßnahmen unserer wirtschaftlichen Führung mehr beschleunigten als hintan hielten. Aber es war doch unverkennbar, daß auf dieser Grundlage die Kritik an unserem gesamten Staatssystem immer tiefere Wurzeln schlug, immer weitere Kreise erfaßte.

Jetzt hatte die Stunde jener politischen Weltanschauungen und ihrer Parteivertretungen geschlagen, denen der ganze Aufbau unseres Staatslebens als veraltet, rückständig und zum Sturze reif erschien. Und es entsprach nur dem politischen Gesamtzustand unseres Volkes, wenn der Radikalismus die starke Inanspruchnahme der Widerstandskraft unserer Staatsleitung durch die äußere Krise zum willkommenen Ansatzpunkt für seine Bestrebungen wählte, seine innerpolitischen Ziele zur Reife und zum Durchbruch zu bringen.

Unser Volk war dank seiner jahrhundertelangen Einschnürung in rein kontinentale Denkweisen, seiner beständigen Gängelung durch den Obrigkeitsstaat, der Zulassung nur einer eng begrenzten Oberschicht zu den Geschäften der Staatsleitung für das Überschauen großer politischer Entwicklungskreise nicht erzogen. Ans Befohlenbekommen und Gehorchen gewöhnt und doch an der höheren Weisheit der Befehlenden irre geworden, hatte es sich innerlich von dem Glauben an die überlieferten Staatsformen losgesagt, ohne daß in ihm doch bereits eine lebendige Vorstellung von einer Neugestaltung seines staatlichen Lebens wach geworden wäre. Auch jene Führer seiner bisher vom vollen Anteil am staatlichen Leben ausgeschlossenen Schichten, die das Neue entschlossen wollten, entbehrten der Schulung und des Blicks für die großen Verhältnisse der Weltpolitik. Nur so ist es zu erklären, daß die Führer der den gegenwärtigen Staatsbau verneinenden Willensrichtungen des deutschen Volkes die furchtbare Krisis, welche der Ansturm einer Welt über unser Volk heraufbeschworen hatte, für den richtigen Zeitpunkt ansehen konnten, auch noch innere Kämpfe zu entfesseln, welche schon in normalen Zeiten das Gefüge der Nation auf eine furcht-

Digitized by Google

bar harte Probe gestellt haben würden. Daß sie den Vernichtungswillen unserer Feinde verkannten, wenn sie sich von ihnen einreden ließen, er gelte nur unserer von der ihrigen abweichenden Staatsform und nicht unserem nationalen Dasein überhaupt, nicht dem deutschen Menschen in seiner Gesamtheit und der nackten Existenz jedes einzelnen Deutschen.

Aber wenn den Parteien, welche den Umsturz unseres Staats- und Wirtschaftsaufbaus auf ihre Fahne geschrieben hatten, die gröbliche Verkennung unserer außenpolitischen Gefährdung zum Vorwurf gemacht werden muß — jene Parteien, welche sich mit Stolz die staatserhaltenden nannten, verkannten nicht minder gröblich die innerpolitische Lage — verkannten den Geist und die Moral jener Schichten, die im monarchischen und kapitalistischen „Klassenstaat" nicht mehr die väterlich fürsorgende Vertretung ihrer menschlichen Ideale und Strebungen erkannten. Entsprechend dem widerwärtigen Hang des Deutschen, im Andersmeinenden ohne weiteres einen Schädling, einen Böswilligen, einen Verbrecher zu erkennen, betrachteten sie jedes Streben nach Veränderung der Staats- und Gesellschaftsform als Ausfluß menschlicher und sittlicher Minderwertigkeit, ja Verworfenheit. Zwischen Oben und Unten, zwischen Gestern und Morgen, zwischen reich und arm, Privilegierten und Entrechteten wob sich kein Band menschlichen Verständnisses, wirkte kein Wille zu brüderlichem Zueinanderfinden.

Ja selbst das berühmte „Fronterlebnis", die Blutsbrüderschaft des gemeinsamen Leidens und Blutens für das gemeinsame Vaterland hatte nicht dauernd vermocht, die Klüfte des Empfindens zu überbrücken, die zwischen dem Proletarier und dem Bürger, dem Besitzenden und dem Besitzlosen klafften. Und seitdem zur Deckung des durch den unvergleichlichen Heldenmut unseres Friedensoffizierkorps entstandenen und immer aufs neue sich geltend machenden Offizlermangels so gut wie alles in der Armee, was einen gewissen Grad von Bildung oder gesellschaftlich bevorzugter Stellung besaß — einschließlich des Subalternbeamten, des Volksschullehrers, des gehobenen Privatangestellten —, die silbernen Achselstücke erworben hatte, begann sich der Gegensatz der Klassen auch auf die Armee zu übertragen. Hier verwandelte er sich, bei völliger Verkennung seines ursprünglich wirtschaftlichen und politischen Charakters, in den Gegensatz zwischen Mann und Offizier — oder um eine vielgebrauchte Formel anzuwenden: zwischen Herr und Kerl ...

Hier lag die Schuld auf beiden Seiten. Der Mann im Graben gab sich der Verhetzung von draußen und drinnen allzu kritiklos und vorurteilsvoll hin. Ein beträchtlicher Teil des Nachwuchses an Kriegsoffizieren aber lebte sich allzu schnell in die Denkart des vom Volk abgeschlossenen Friedensoffizierkorps ein und übernahm ihre Schattenseiten, ohne doch bei der Kürze seiner Ausbildung und beim Mangel einer entsprechenden Erziehung seitens der schnell wechselnden und übermüdeten Vorgesetzten auch die Lichtseiten sich zu eigen machen zu können.

Aber in ganz überwiegendem Maße trifft das Verschulden an der Vertiefung der sozialen Klüfte die gebildete Oberschicht — uns alle, die wir es nicht verstanden haben, uns das Vertrauen des „gemeinen Mannes", das uns im Anfang — welcher Kriegsteilnehmer würde es zu leugnen wagen?! — in

Digitized by Google

erschütternder, in überwältigender Hingabe entgegengebracht worden war, zu erhalten. Es ist spottwohlfeil, den Niedergang der Kriegsstimmung in der Unterklasse, das Emporkommen einer Aufruhrströmung, das allmähliche Überwuchern der Oppositionsparteien im Reichstag und in der Presse der schlappen Zügelführung des Reichskanzlers zur Last zu legen — wie Ludendorff es leider tut. Alle diese Erscheinungen wären unmöglich gewesen, wenn sie nicht der getreue Ausdruck einer tiefgreifenden seelischen Umwandlung der überwältigenden Mehrheit des Gesamtvolkes gewesen wären. Es galt, sie zu beeinflussen im Sinne der Rückkehr zur klaren Erkenntnis der gemeinsamen Not, zu wahrer Kameradschaft, zu freudiger Hingabe an die erhabene Aufgabe der Rettung des Vaterlandes. Dazu besaß die O.H.L. mindestens ebenso wirksame Mittel, als die politische Reichsleitung. Denn ihrem Einfluß unterstand durch vier Kriegsjahre die Blüte und der Kern des Volkes, seine wahrhafte Mannheit, sein Heer.

4.

Es darf nicht verkannt werden: Ludendorff ist sich der Pflicht und Macht zu seelischer Beeinflussung, welche seine Stellung als oberster Erzieher des Heeres ihm in die Hand gab, allmählich bewußt geworden. Er hat nach Maßgabe seiner Kräfte versucht, sie zur Wiederherstellung der seelischen Verfassung der Armee auszuwerten.

Schon Falkenhayn hatte zu Beginn des Jahres 1916, kurz vor der Verdunoffensive, erkannt, daß die einstweilen unabsehbare Dauer des Krieges die Seele des Volkes und des Heeres vor Anforderungen stellen werde, denen sie ohne nachhaltige erzieherische Einwirkung und geistige Führung seitens der politischen wie der militärischen Oberleitung nicht gewachsen sein könne. Er hatte erkannt, daß Bethmann zur Erfüllung dieser Aufgabe schon aus dem Grunde nicht die Kraft aufbringen werde, weil sein Traum von der Möglichkeit einer Versöhnung ihn an der klaren Erkenntnis des feindlichen Vernichtungswillens hinderte. Und zum anderen mangelte ihm der Glaube an die Möglichkeit eines Schlachtensieges.

Aus diesem Grunde hatte Falkenhayn es unternommen, die Führung der öffentlichen Meinung selber in die Hand zu nehmen. Er hatte im Oktober 1915 in Berlin das Kriegspresseamt geschaffen, das sich zunächst nur mit der Information und Leitung der Inlandspresse, mit der Beobachtung der Auslandspresse und mit der Zensur über die während der Kriegsdauer erscheinenden Veröffentlichungen einschließlich der periodischen Presse zu befassen hatte.

Um den Soldaten im Felde mit Nachrichten und Unterhaltungsstoff zu versehen, war seit der Erstarrung der Fronten bei allen Armeen aus der Initiative der Truppen heraus eine Fülle von Armeezeitungen entstanden. Sie erschienen Falkenhayn als das geeignete Mittel, auch auf das Seelenleben und die Moral des Soldaten Einfluß zu gewinnen. Zu diesem Zweck hatte er im März 1916 die Errichtung der Feldpressestelle befohlen, deren erste Aufgabe die war: die Armeezeitungen vermittels einer regelmäßig erscheinenden Korrespondenz mit Stoff zu versorgen, der unter dem Einfluß der O.H.L. und unter ständiger Fühlung mit ihr geschaffen oder beschafft werden sollte.

Digitized by Google

Zugleich war die Feldpreſſeſtelle urſprünglich als literariſch-journaliſtiſche Beratungsſtelle für die O.H.L. gedacht. Sie bildete darum eine Unterorganiſation der Nachrichtenabteilung des Generalſtabs des Feldheeres.

Endlich beſtand bei der gleichen Abteilung das Kriegspreſſequartier: es umſchloß die zum Kriegsſchauplatze zugelaſſenen Berichterſtatter der großen Tageszeitungen, und der mit ihrer Führung beauftragte Offizier übte zugleich über die Berichte dieſer Journaliſten die Zenſur aus.

Alle dieſe Einrichtungen fand Ludendorff vor und ließ ſie durch den Leiter der Nachrichtenabteilung, den Major Nicolai, weiter ausbauen.

Das Kriegspreſſeamt wurde durch die Abteilung IV erweitert, die allmählich einen gewaltigen Umfang erhielt. Sie übernahm den von der Feldpreſſeſtelle ausgebauten Gedanken einer Korreſpondenz und ſchuf eine Parallelein-richtung für die Heimatpreſſe. Sie entwickelte aber nach und nach noch eine Menge kriegspropagandiſtiſcher Einrichtungen und entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit.

Die Feldpreſſeſtelle, deren Sitz Charleville war, erweiterte ihren Wirkungskreis durch Herausgabe einer beſonderen Korreſpondenz für die Heimatpreſſe, deren Aufgabe es war, der deutſchen Öffentlichkeit Aufſchluß über die vielverzweigte und ſegensreiche Tätigkeit zu geben, durch welche die Verwaltung der beſetzten Gebiete des Weſtens es anſtrebte, die Leiden des Hinterlandes nach Kräften zu mildern und zugleich dieſe Gebiete für die deutſche Kriegführung nutzbar zu machen.

Die Feldpreſſeſtelle ſchuf weiter aus eigener Anregung als Ergänzung zur Tätigkeit der Kriegsberichterſtatter im Bürgerrock die Einrichtung der Offizier-Kriegsberichterſtattung. Es wurde jeder Armee ein kriegsbewährter Offizier, der ſeine Eignung zu literariſcher Ausgeſtaltung der Fronterlebniſſe in Armee- oder Heimatzeitungen dargetan hatte, zugeteilt mit dem Auftrag und der Ermächtigung, allen Kriegshandlungen ſeiner Armee als Augenzeuge oder Beobachter an jedem von ihm ſelber für zweckmäßig befundenen Platze bis zum vorderſten Graben beizuwohnen und die Ereigniſſe vom Standpunkt des Soldaten darzuſtellen, wie die Berichterſtatter der großen Tageszeitungen es vom Standpunkt des nichtmilitäriſchen Beobachters taten. Die Aufſätze dieſer Offiziere haben der deutſchen Preſſe eine Fülle willkommenen Materials zugeleitet, und die von der Feldpreſſeſtelle herausgegebenen Sammelſchriften, welche die Schilderungen ihrer Berichterſtatter-Offiziere über einzelne große Kampfgruppen, wie die Sommeſchlacht, die Arraſchlacht, die Flandernſchlacht zuſammenfaßten, werden den Geſchichtsforſchern der Zukunft wertvollſte Dokumentenſammlungen bieten.

Leider wurde die Tätigkeit der Feldpreſſeſtelle ſchon kurz nach ihrer Errichtung um das beſte Teil ihrer Wirkungsfähigkeit gebracht. Ganz entgegen dem Geiſt und Zweck ihrer Schaffung wurde ſie bei der Verlegung des Generalſtabs von Charleville nach Pleß im Weſten zurückgelaſſen. Das hat ſich unter anderem durch das völlige Verſagen unſerer militäriſchen Berichterſtattung über den rumäniſchen wie über den italieniſchen Feldzug bitter gerächt.

Ludendorff begnügte ſich nicht mit der Weiterführung dieſer vorgefundenen Einrichtungen. Er ſchuf im Jahre 1917, gleichfalls unter Leitung der Abteilung IIIb des Generalſtabs, die Organiſation des „Vaterländiſchen Unterrichts“

Digitized by Google

Die Aufgaben dieser Einrichtung sind in dem nachfolgenden Leitsatz umschrieben:

„Das deutsche Heer ist durch den Geist, der es beseelt, seinen Feinden überlegen und seinen Verbündeten ein starker Rückhalt.

Zu Beginn des Krieges war die Grundlage dafür Begeisterung und in langer Friedensausbildung anerzogene Manneszucht. Die drei Kriegsjahre haben die Grundlage verschoben und erweitert. Verständliche Sehnsucht nach Heimat, Familie und Beruf kann die Kampfentschlossenheit lähmen und den Willen, bis zum endgültigen Sieg durchzuhalten, abschleifen.

Die Länge des Krieges brachte auch in zunehmendem Maße für Heimat und Heer Entbehrungen und Opfer. Je mehr diese Lasten auf den Geist des Heeres drücken, um so mehr müssen Überzeugung, Pflichtgefühl und klare Entschlossenheit Grundlage der Kampfkraft des Heeres werden.

Hierfür zu sorgen, ist Aufgabe des vaterländischen Unterrichts unter den Truppen."

Diese Zeilen sind unzweifelhaft ausgezeichnet. Sie haben, wie die Gesamtheit der Leitsätze, die volle Billigung des Reichstags gefunden und damit eine Krise beendigt, welche durch die irrtümliche Auffassung entstanden war, als sei der Vaterländische Unterricht dazu bestimmt, die Armee im Sinn einer bestimmten Staatsauffassung oder gar bestimmter politischer Parteien zu beeinflussen. Diese Krise hätte vermieden werden können, wenn man schon bei ihrem Nahen den Volksvertretern die Leitsätze vorgelegt hätte.

Die vorstehend gekennzeichneten Einrichtungen stellen die Gesamtheit der Maßregeln dar, welche während des Krieges seitens der O.H.L. zwecks Lenkung der Stimmung und der Meinungen des deutschen Volkes getroffen worden sind. Sie sind in der Grundanlage und in ihren Ausgangsabsichten vortrefflich gedacht, und ihr Oberleiter, Major Nicolai, hat seine Aufgabe, vom reinen Organisationsstandpunkt aus betrachtet, zweifellos vortrefflich gelöst.

Eine ganz andere Frage ist die: ob der Geist, den Ludendorff und Nicolai diesen Einrichtungen einzuhauchen verstanden haben, der Höhe ihrer Ziele entsprochen hat. Diese Frage muß verneint werden.

Ludendorff wie Nicolai standen bei reinstem Wollen unter dem Einfluß jener Einseitigkeit, welche das unausbleibliche Ergebnis der Kadetten- und Kasinoerziehung bildete. Ihnen fehlte die Witterung für das Wesen der Öffentlichkeit, der Presse, der Politik. Die von ihnen zu Leitern des Kriegspresseamtes, wie zur Führung der Kriegsberichterstatter befohlenen Offiziere wiesen mit gewissen Abstufungen das gleiche Bild. Inwieweit das auch für den Leiter der Feldpressestelle zutrifft, darüber zu urteilen steht mir nicht zu, weil ich selber dieser Offizier durch die anderthalb schwersten Jahre meines Lebens gewesen bin.

Aus eigener Sachkunde heraus aber muß ich feststellen, daß die Ausführung aller militärpropagandistischen Pläne unter dem Mangel der Oberleitung gelitten hat: der tiefgehenden Verständnislosigkeit für die seelische Verfassung des weitaus größten Teiles des deutschen Volkes und Heeres. Die logische Folge war, daß man sich in der Wahl der Mittel zur Beeinflussung beider so gründlich und regelmäßig wie nur möglich vergriff. Schon die Wahl des Namens für diesen neuen Dienstzweig war ein Mißgriff. Im Anfang war die Bezeichnung „Aufklärungsunterricht" gewählt worden. Sie wurde von den Soldaten abgelehnt. „Aufgeklärt" seien sie von Hause aus... So kam man später auf

Digitized by Google

den Titel „Vaterländischer Unterricht“. Die Bezeichnung der mit seiner Durchführung beauftragten Offiziere als „Aufklärungsoffiziere“ wurde aber zunächst beibehalten. Die Wahl dieser Benennungen beweist schlagend den Mangel an jeder Kenntnis der Seele des deutschen Soldaten wie des deutschen Volkes. Die Einrichtung war nun von vornherein den Mannschaften verdächtig geworden. Sie witterten hinter ihr die Absicht einer politischen Beeinflussung im „vaterländischen“ Sinne ... Darunter verstand der Mann des Volkes in Feldgrau politische Ideale, die nicht mehr die seinen waren ...

In der praktischen Ausführung stellte es sich zunächst heraus, daß es sehr schwer war, geeignete Lehrer zu finden. Die eigenen Subalternoffiziere der Truppen waren zu jung an Jahren und in ihrem politischen Denken meist weniger geschult als ein großer Teil der Soldaten. Das trifft für aktive Offiziere wie für solche des Beurlaubtenstandes zu, denn die Leutnants beider Kategorien, die jetzt die Züge und sogar die Kompagnien führten, waren ja fast ohne Ausnahme erst im Kriege Offiziere geworden und hatten den gleichen Ausbildungs- und Entwicklungsgang hinter sich. Wurde aber der Truppe ein fremder Offizier als Leiter des Vaterländischen Unterrichts zur Verfügung gestellt, so fehlte diesem wieder die nötige Fühlung mit der Mannschaft, und es war ihm dadurch erschwert, Vertrauen und Verständnis zu finden. Aber einerlei, ob angestammt oder zugereist — die Unterrichtsoffiziere waren schon durch das Wort „Unterricht“ selber zu dem bereits mehrfach hervorgehobenen Irrtum verführt, als ständen ihnen im deutschen Soldaten ausnahmslos junge, unentwickelte Rekruten gegenüber und nicht lebensreife Männer, zum großen Teil Familienväter, wenn auch vielfach mit bescheidenem Wissensumfang und dürftigen Kenntnissen von der Weltlage und dem Wesen des nationalen Verteidigungskrieges, so doch mit einem ganz bestimmt ausgeprägten Lebensgefühl, einer unter Umständen scharfen und unnachgiebigen politischen Einstellung — kurz fertige Persönlichkeiten, die weder „Aufklärung“ noch „Unterricht“ brauchten, nein, beides argwöhnisch und beleidigt ablehnten — zumal wenn sie auch nur den leisesten Versuch merkten, für politische Auffassungen zu werben, die nicht die ihrigen waren. Und daß hier zahllose Mißgriffe vorkamen, lag in der ungeheuren Schwierigkeit der Aufgabe, welche ein Maß von politischem und menschlichem Verständnis, Takt und Kenntnissen erforderte, das bei den Lehrern nur in Ausnahmefällen vorhanden sein konnte. Die im Gedanken wohlgemeinte Einrichtung wurde so in der Ausführung fast durchgängig verpfuscht, wenn sie nicht ganz auf dem Papiere stehen blieb ...

So ist denn die ungeheure Arbeitsleistung, die sich in der großartigen, von Nicolai geschaffenen Organisation zur Kriegspropaganda in Heer und Heimat auswirkte, für die seelische Haltung breiter Schichten des deutschen Volkes nicht nur wirkungslos geblieben, sondern hat vielfach das gerade Gegenteil ihres Zieles gefördert: das Mißtrauen gegen alle Mächte des Beharrens ...

Freilich trifft dieser Vorwurf die militärischen Propagandastellen keineswegs allein und noch nicht einmal in erster Linie. Denn eigentlich gehörte ja doch die Propaganda zur Politik, ihre Durchführung bildete eine der wichtigsten Aufgaben des Reichskanzlers. Und wenn irgendwo, dann versagte Bethmann und mit ihm das Auswärtige Amt gerade auf diesem Gebiete. Ludendorff und Nicolai

Digitized by Google

haben wenigstens gehandelt, so gut sie es eben verstanden und ihrer ganzen Geistesverfassung nach tun konnten. Bethmann hat fast nichts getan, und wo das Auswärtige Amt handelte, hat es Fehler über Fehler begangen. Um gleich das Schlimmste an die Spitze zu stellen: es hat sich dem ständigen Drängen der O.H.L. nach Zentralisation und Vereinheitlichung des Propagandadienstes — das Ludendorffs wie Nicolais größtes, wenn auch unwirksam gebliebenes Verdienst darstellt — kleinlich und ressorteifersüchtig widersetzt. Das mindeste, was geschehen mußte, war, um Ludendorffs Formel anzuführen: „Leitung aller Pressedezernate der Zivilbehörden durch eine autoritative, dem Reichskanzler unmittelbar unterstellte Persönlichkeit, inniges Zusammenarbeiten dieser Stelle mit dem Kriegspresseamt und der Pressabteilung des Admiralstabes, Beschränkung der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes auf außenpolitische Fragen; dafür Vertiefung ihrer Arbeit für feindliche, neutrale und verbündete Zeitungen und endlich Vertretung und Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Presse durch eine zentrale Stelle."

Diesen Schritt hat Ludendorff immer wieder beantragt: Bethmann hat abgelehnt.

Statt dessen schuf sich das Auswärtige Amt eine eigene „Militärische Nachrichtenstelle", welche nun unter Leitung eines organisatorisch begabten, aber dem Wesen seiner Aufgabe ebenfalls ziemlich fremd gegenüberstehenden Generalstabsoffiziers eine unruhige, vielseitige und zerfahrene Propagandatätigkeit entwickelte, die sich mit der vom Generalstab ausgehenden immerfort kreuzte und verfitzte. Und während die Entente einen von Fachleuten ersten Ranges geleiteten ungeheuren Propagandadienst organisierte, der die ganze Welt mit einem kunstvollen Netz von Werbestellen jeder Art überspannte und die Presse, die Theater, die Kinos, die Vergnügungsstätten, kurz jeden Weg der Beeinflussung in den Dienst ihrer Gedanken und Ziele stellte, mußten wir in Deutschland das klägliche und verbitternde Schauspiel erleben, daß der Generalstabsoffizier, dessen militärische Leistungen die Bewunderung und den Neid aller Feindstaaten erregten, auch die Propaganda in die Hand nahm, von der er nichts verstand und seiner ganzen Vorbildung nach nichts verstehen konnte — daß mit ihm im Bunde der weltfremde Schematismus einer verkapselten Bureaukratie die Bearbeitung des neutralen Auslandes nach Kräften verpatzte. Unsere kärglichen und kleinlichen Bemühungen, dem Raffinement der Feinde unsere Ahnungslosigkeit entgegenzusetzen, hing uns in dem kleinen Teil der Welt, der uns überhaupt noch zugänglich war, zu der vom Feinde geschürten Verkennung und Verachtung auch noch den Makel der Tölpelhaftigkeit und Lächerlichkeit an. Derweil geriet die Inlandspresse, der festen und verständnisvollen Führung entratend, immer tiefer in Verärgerung und Verachtung unserer militärischen Einrichtungen hinein.

Es rächte sich jetzt furchtbar, daß der deutsche Offizier, sogar der Generalstabsoffizier, wie auch der höhere Beamte in völliger Absonderung vom Leben der zeitgenössischen Wirklichkeit, in einseitigem Kultus der eigenen Vortrefflichkeit und im felsenfesten kindlichen Glauben an die unvergleichliche Überlegenheit deutschen Wesens erzogen worden war.

Digitized by Google

Wer die Geschichte des Hohenzollernhauses kennt, der weiß, daß diese ganze Einseitigkeit und Abseitigkeit des staatlichen Apparats ihren tiefsten und letzten Grund hat in der Erziehung, welche die verdienstvollste Dynastie der Weltgeschichte ihren Prinzen, selbst ihren Thronfolgern, hat angedeihen lassen. Friedrich Wilhelm I. war eben doch stärker geblieben als der Jüngling von Rheinsberg, der Greis von Sanssouci. An Friedrichs des Großen Entwicklung erkennt man, was aus einem Hohenzollern werden konnte, wenn er sich, statt mit den Männern des Tabakskollegiums, mit den Voltaire und d'Alembert umgab und ihnen wirklichen Einfluß auf die Bildung seines Wesens einräumte. Auch Wilhelm II., der sich so sehr in der Rolle des Gönners und Förderers der Wissenschaft und Kunst gefiel, hatte ihre Vertreter nur nach ihrer Eignung als Chronisten oder Tapezierer des Hohenzollernruhms bewertet.

Es rächte sich, mit einem Worte, die Ungeistigkeit der deutschen Oberschicht, die vom preußischen Königshofe ausgehend auf fast alle deutschen Dynastien und Herrscher übergegangen war, die dem überwiegenden Teil des deutschen Adels den Stempel des Böotiertums aufgeprägt, das Offizierkorps in die Kadettenanstalten und Kasinos gebannt, die Beamtenschaft zu ideenloser Berufsnüchternheit erzogen hatte. Die ungeheure, beispiellose Tüchtigkeit, Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit dieses ganzen gewaltigen Verwaltungs- und Erziehungsapparats steht über jeden Zweifel erhaben. Der Krieg hat bewiesen, daß diese Eigenschaften unendlich viel, aber eben doch nicht alles in der Welt vermögen: daß zur Führung eines großen modernen Volkes in Friedens- und vollends in Kriegszeiten eine vertiefte, allseitige, weitschauende Bildung vonnöten ist, eine von politischen wie militärischen Scheuklappen befreite Übersicht über das Leben des eigenen Volkes und das Gesamtgefüge der Menschheit, Kenntnis und Verständnis für die Tendenzen der geistigen, wirtschaftlichen, staatlichen Entwicklung, Anpassungsfähigkeit an das verheißungsvolle Neue, Achtung vor der Ansicht des wohlmeinenden Gegners, Witterung für Persönlichkeiten auf allen Gebieten und Neigung und Fähigkeit, ihnen Spielraum und Ellbogenfreiheit zu verschaffen.

Wie alle diese Eigenschaften der überwiegenden Mehrzahl der Sprossen des Hohenzollernhauses abgingen, so fehlten sie ihren Dienern — fehlten auch den beiden Männern, welche seit jener furchtbaren Krisis im Spätsommer 1916 die Leitung des deutschen Landheeres in die Hand genommen hatten und sich beim völligen Versagen des Reichskanzlers bald notgedrungen mehr und mehr anschickten, auch die politische und seelische Führung zu übernehmen.

Ist es nicht bezeichnend, daß Hindenburg in seiner Schilderung und Aufzählung der vielen, vielen Gäste aus „allen" Ständen und Parteirichtungen, die ihn im Großen Hauptquartier aufgesucht haben, Vertreter des geistigen Deutschland überhaupt nicht erwähnt, ihr Fehlen anscheinend gar nicht bemerkt?!

Friedrich Wilhelm I. kann ruhig in seinem Grabe schlafen: das „Flötenblasen" hat er zwar nicht seinem Sohn, aber allen seinen späteren Nachfolgern und ihren Dienern gründlich abgewöhnt. Kein Wunder, daß die ganze Welt gegen uns in Harnisch gebracht werden konnte: die Entente hat das Flötenblasen verstanden. Einen Rattenfänger wie Lord Northcliffe haben wir in Deutsch-

Digitized by Google

land nicht gehabt — hätten wir ihn gehabt, er wäre als Schipper oder als Kompagnieschreiber verwendet worden, weil er nicht Offizier, geschweige denn Generalstäbler — und vollends weil er Jude war.

5.

Es ist nicht mehr als natürlich, daß bei so völligem Fehlen einer geistigen Leitung jene Kräfte nach und nach die tatsächliche Führung der öffentlichen Meinung an sich rissen, die der herrschenden Staats- und Gesellschaftsform feindlich gegenüberstanden. Es gehört mit zur Tragik des deutschen Schicksals, daß gerade die unerhörten Siege der deutschen Heere den grauenvollen Ernst des Krieges so weit von den Marken der Heimat hinweggescheucht hatten, daß das Volk von ihm nur das Kleinliche und Peinliche, aber weder das Große und Herrliche, noch seine Schrecken und Qualen, noch die Furchtbarkeit seiner Bedrohung und den zähen Vernichtungswillen unserer Feinde am eigenen Leib empfand. So vertiefte sich allmählich der Gegensatz zwischen Heer und Heimat bis zu verhängnisvoller Abgründigkeit. Und im Schutze des feurigen Walles aus Männerleibern, Kanonenrohren und Stacheldraht begann das widerwärtige Schauspiel der deutschen Zersetzung. Nicht die heroischen Taten des deutschen Offiziers im Niemandsland — sein offensichtliches Versagen in manchen nicht militärischen Aufgaben, die er freiwillig auf sich genommen oder zu deren Übernahme er sich gezwungen gesehen hatte, weil die zuständigen Stellen fehlten oder versagten — dazu die gröblichen außenpolitischen Fehler unserer Reichsleitung, die Halt- und Steuerlosigkeit unserer politischen Führer — das alles lag vor den Augen der Heimat, reizte „Staatserhaltende“ und „Vaterlandslose“ in gleicher Weise zur Kritik, stachelte den Ehrgeiz der Parteiführer, entfesselte die Begehrlichkeit der Massen. Schwindender Glaube ist der beste Boden auch für politischen Aberglauben — wo das Wort des Führers fehlt, hat das Schlagwort des Verführers leichtes Spiel.

Es war wohlgetan, wenn Bethmann eifrig bemüht war, für seine innere und äußere Politik das Verständnis und die Zustimmung der breiten Massen und wenn möglich das Einverständnis der sie vertretenden Parteien und ihrer Führer zu finden. Es war falsch, wenn er diesen Führern immer mehr den bestimmenden Einfluß auf seine Entschlüsse einräumte. Denn diese Männer waren in ihrer überwiegenden Mehrzahl keineswegs die Idealisten, als die sie sich gaben: sie stellten ihr persönliches Machtbedürfnis nur zu gern über die gemeinsame Sache des Vaterlandes. Je mehr sie der Schwäche der Reichsleitung inne wurden, um so näher schien ihnen der Augenblick der Verwirklichung ihrer Pläne zur völligen Umgestaltung des deutschen Staatslebens, mit einem Worte des Umsturzes, zu rücken. Ein völliger Sieg der Mittelmächte würde die Stellung des Kaisertums, der Dynastien, des Militärs und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auf unabsehbare Zeit durch ein ähnliches, aber noch weit strahlenderes Prestige als das von 1871 gefestigt und die Umwälzungspläne der Neuerer ins Nebelgraue vertagt haben. So begannen die Führer des Radikalismus mit dem frevelhaften Gedanken zu kokettieren, selbst eine deutsche Niederlage sei in den Kauf zu nehmen, wenn nur das ihnen vorleuchtende und in seiner Grund-

Digitized by Google

anschauung zweifellos durchaus idealistische Ziel der Beseitigung des Obrigkeitsstaates und der Erweiterung der Volksrechte seiner Verwirklichung zugeführt werden könne... Das war ein Gedankengang, der ein ebenso hohes, wenn nicht ein höheres Maß von Weltfremdheit und scheuklappenbehafteter Naivität verriet als die Beschränktheit der herrschenden Oberschicht. Sie verkannte das Grundgesetz aller Kriegführung: daß in Kriegszeiten alle anderen Ziele und Wünsche hinter der einen großen Aufgabe zurückzutreten haben: der Aufgabe, den Feind niederzuwerfen — der Aufgabe des Sieges.

Aber während die radikalen Parteien sich anschickten, die Ziele der Kriegführung, um mit einem im Krieg erst aufgetauchten Modewort zu sprechen, zu „sabotieren", gefielen sich die „staatserhaltenden" Parteien darin, sie zu überspannen. Nicht nur die Entente, auch die deutschen Rechtspolitiker schreckten vor dem lächerlichen Unterfangen nicht zurück, das Fell des Bären zu verteilen, derweil dieser noch munter brummte und fürchterliche Tatzenschläge austeilte. Sie organisierten die „Kriegszielbewegung". Sie stellten die These auf: unser Krieg sei zwar von Haus aus ein Verteidigungskrieg, aber der bloße Abwehrgedanke sei nicht werbekräftig genug, um eine Nation auf die Dauer zu so ungeheuren Opfern zu begeistern, wie die Kriegführung sie vom deutschen Volke verlangen mußte. Sie forderten kategorisch, daß die Regierung „Kriegsziele" aufstelle. Mitten im Kriege und zu einer Zeit, wo die militärische Oberleitung ernste Sorge hatte, ob uns auch nur die Abwehr gelingen könne, sollte die Regierung gewisse Forderungen nach Erweiterung des deutschen Machtgebietes aufstellen, ohne die wir zum Frieden überhaupt nicht bereit sein würden. Als Mindestforderungen schlugen sie selber etwa die folgenden vor: Frankreich müsse das Erzbecken von Briey abtreten; Belgien müsse völlig der Machtsphäre des Deutschen Reiches unterstellt werden; dem Russischen Reich ein breiter Streifen polnischen Landes als militärische Aufmarschzone für einen Zukunftskrieg und ferner die von deutscher Kultur zu Eigenart und Hochblüte gebrachten „Ostseeprovinzen" des Baltenlandes entrissen werden.

Das alles waren, vom Standpunkt eines wohlverstandenen deutschen Gesamtinteresses, zweifellos Ziele „aufs innigste zu wünschen". Ziele, deren Erreichung die Lage jedes einzelnen Deutschen erheblich gebessert hätte — für die Blut und Zeit hinzugeben schon lohnte. Ihre Aufstellung war ein Akt des deutschen Idealismus, sie selber umfaßten Notwendigkeiten der deutschen Zukunft, und es war ein schweres Unrecht der linksstehenden Presse, wenn sie diese Ziele als Ausgeburten eines wahnwitzigen Imperialismus, eines zügellosen Expansionismus oder gar kapitalistischer Profitgier hinstellte, die ein Interesse an der Kriegverlängerung habe und für die Zukunft kommerzielle Vorteile anstrebe.

Eine ganz andere Frage war die: ob es zweckmäßig, klug, politisch war, derartige Ziele, wie die Deutsche Vaterlandspartei es tat, in einem Augenblick aufzustellen und in der deutschen Öffentlichkeit zu verfechten, wo wir im Kampfe gegen den Vernichtungswillen fast der ganzen Welt standen, und wo jeder halbwegs Urteilsfähige erkennen mußte, daß wir die furchtbarste Mühe haben würden, uns nur eben glimpflich zu behaupten und durch energische Gegenwehr den Feind wenigstens zum Verzicht auf seine Zertrümmerungsabsichten zu

Digitized by Google

zwingen. Den Verfechtern annexionistischer Kriegsziele ist es anscheinend kaum zum Bewußtsein gekommen, welchen geradezu tragikomischen Eindruck ihre phantastischen Träume von Erzwingung kühnster nationaler Wünschbarkeiten in Zeiten hervorrufen mußten, in denen selbst die Möglichkeit der nackten Selbstbehauptung schon mehr als fragwürdig geworden war ... In der Kriegszielbewegung steckte ein gut Stück der unausrottbaren deutschen Donquichotterie.

Wenn Bethmann hier bremste, so erfüllte er nur ein Gebot der nationalen Selbstachtung, die sich nicht in furchtbar ernster Stunde durch phantastische Utopien lächerlich machen darf.

Das wäre selbst dann zutreffend gewesen, wenn hinter den Forderungen der Annexionisten das ganze deutsche Volk gestanden hätte. Das war aber keineswegs der Fall. Die überwiegende Mehrheit der Nation hatte volles Verständnis für die Unwirklichkeit solcher Träumereien und war außerdem für sie schon aus dem Grunde nicht zu haben, weil sie ihrer ganzen Weltanschauung nach jeder Art von außenpolitischem Zwang widerstrebte. Aber nicht nur der angesichts der Vernichtungsabsichten unserer Feinde etwas gar zu fortgeschrittene Idealismus der Annexionsgegner mit seiner grundsätzlichen Abkehr vom Machtgedanken — die nüchterne Erwägung der Kriegslage mußte uns gebieten, uns nicht durch Aufstellung von Eroberungsplänen zu blamieren, deren Verwirklichung im Jahre 1916 nur noch ein Wolkenkuckucksheimer als möglich erfabeln konnte.

Es war ein selbstmörderischer Wahnsinn, der sich immer tiefer auf das innerpolitische Leben des deutschen Volkes niedersenkte, während die Blüte seiner Mannheit draußen am Feind in mörderischem Ringen sich hinopferte. Die Führer der Massen untergruben die innere Geschlossenheit der Volksstimmung, indem sie immer unverkennbarer dem Entschlusse zusteuerten, die äußere Not der Nation und die Schwäche ihrer Führung zu einer nötigenfalls gewaltsamen Durchsetzung ihrer Staatsideale zu mißbrauchen. Die Führer der Oberschicht handelten ebenso denkverworren, indem sie jeder, auch der maßvollsten und zeitgemäßesten Erweiterung der Volksrechte verbissenen Widerstand entgegensetzten und zugleich durch die Kriegszielerörterung einen neuen Zankapfel in den Meinungsstreit warfen, bei voller Erkenntnis der Tatsache, daß ihre Auffassung weder von dem Reichskanzler noch von den breiten Massen des arbeitenden und die überwiegende Mehrzahl der Kämpfer stellenden Volkes geteilt werde, das einzig um der Verteidigung der Heimat willen die Wucht des Kriegsschicksals trug — das die Machtziele der Annexionisten in ihrer tatsächlichen Bedeutung für die wirtschaftliche, militärische und politische Zukunft nicht verstand und aus ihrer auf Völkerversöhnung eingestellten Weltanschauung gefühlsmäßig ablehnte.

6.

Aber alle diese Spaltungen wären vermieden worden, wenn unserem Volk ein Führer erwachsen wäre, der die Kraft des Wollens und Könnens besessen hätte, es aus seiner Zerrissenheit zu der einfachen Erkenntnis der gemeinsamen Not und des allbeherrschenden Zwanges der Kriegsnotwendigkeiten

Digitized by Google

zurückzuführen. Dieser Führer fehlte. Der Kaiser, der im Frieden so stolze Töne von den herrlichen Zeiten gefunden hatte, denen er uns entgegenführen wolle — er war verstummt, dem suchenden Auge des Volkes in die Ferne des Kriegsschauplatzes entschwunden, dem Heere nur noch bei Besichtigungen abgekämpfter Divisionen als Verteiler Eiserner Kreuze erkenndar... Und der Reichskanzler tat das Menschenmögliche, um sich auch bei seinen Anhängern um den letzten Kredit zu bringen.

Seit Rußland kurz vor dem Fall Warschaus unsere vorsichtig hingereichte Friedenshand schroff zurückgestoßen hatte, war eine Entwicklung in Fluß gekommen, deren Behandlung zweifellos die kapitalste politische Dummheit darstellt, die jemals von einer deutschen Regierung begangen worden ist: die polnische Frage.

Das durch die polnischen Teilungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts politisch zerrissene und entrechtete Polenvolk hatte bei Kriegsbeginn hoffen dürfen, Rußland selber werde ihm unter dem Druck des Krieges und der drohenden zweiten Revolution die ersehnte Selbständigkeit und Einheit schenken und erkämpfen. Ein Manifest des Großfürsten Nikolaj hatte als russisches Kriegsziel die Wiederherstellung des Königreichs Polen mit seinen alten Grenzen, allerdings unter der Herrschaft des Zaren, angekündigt. Inzwischen aber hatten die deutschen Siege die Lage völlig verändert. Auf das Wiedererstehen ihres Gesamtvaterlandes konnten von Stund' an die Polen weder dann hoffen, wenn die Mittelmächte siegten, noch dann, wenn Rußland im Verbande der Entente siegte. Blieb nach einem Siege der Entente das zaristische Regiment bestehen, dann war die Hoffnung auf Wiedervereinigung aller polnischen Lande, aber nicht auf ihre Befreiung vom russischen Joch vorhanden. Aber diese Hoffnung schien immerhin zurzeit durch die Besetzung der russisch-polnischen Lande seitens der Mittelmächte einigermaßen in Frage gestellt. Siegten die Mittelmächte, dann war möglicherweise zu erreichen, daß diese die vormals russischen Teile Polens für unabhängig erklärten — aber dann umfaßte das neue freie Polen doch eben nur den dritten Teil seines einstigen Gebietes.

Diese Hoffnung in den Polen zu erwecken, hatten die Mittelmächte für zweckmäßig befunden. Ihre Leitungen waren naiv genug, anzunehmen, die Aussicht auf Wiederaufrichtung eines selbständigen Polen, das nur aus den russischen Teilen seines einstigen Gebietes bestände und noch dazu unter den beherrschenden Einfluß Deutschlands und Österreich-Ungarns träte, würde die Polen dermaßen begeistern, daß sie bereit sein würden, sich in Massen zum Waffendienst gegen Rußland den Mitteimächten zur Verfügung zu stellen. „Es schien mir möglich," schreibt Ludendorff, „daß Polen seine Söhne dazu hergeben würde, von Rußland freizukommen. Seine Interessen berührten sich hier mit denen der Mittelmächte."

Es ist kaum möglich, mehr politische Ahnungslosigkeit in zwei Sätzen dokumentarisch aufzuspeichern. Die Aufrichtung eines Königtums, das zugleich ein Rumpf- und Schattendasein zu führen hätte — das zu einem an Vasallentum grenzenden Bündnis mit eben jenen Mächten verpflichtet war, die dem einen Drittel zwar die Freiheit gegeben hatten, die beiden anderen Drittel

Digitized by Google

aber seines einstigen Bestandes in nationaler Knechtschaft festzuhalten entschlossen waren —, die konnte dem nationalen Idealismus der Polen keinen Schuß Pulver und keinen Blutstropfen wert sein. Zu Ludendorffs Entschuldigung dient bloß der eine Umstand, daß die Leute, welche berufsmäßig zur Beurteilung und Lenkung der Politik der Mittelmächte verpflichtet waren, in dem gleichen kindlichen Irrtum befangen waren, und daß er bei Übernahme der Heeresleitung die grundlegenden Beschlüsse der verbündeten Regierungen bereits als feste Tatsachen vorgefunden hatte.

Am 11. August hatten der Reichskanzler und der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Baron Burian, eine Abmachung getroffen, durch welche Deutschland und die Doppelmonarchie sich verpflichteten, ein selbständiges Königreich Polen mit erblicher Monarchie und mit einer eigenen Armee zu errichten, deren Führung einheitlich sei und Deutschland zufalle. Dieses Polen solite in das Bündnis der beiden Kaiserreiche aufgenommen und seine auswärtige Polltik entsprechend eingerichtet werden. Die beiden Zentralmächte garantierten einander ihren bisherigen polnischen Besitzstand!

Also die Gründung dieses Rumpfkönigreichs Polen war beschlossene Sache. Und der Generalgouverneur in Warschau, General Beseler, der Eroberer von Antwerpen und Nowo-Georgiewsk, hatte sich die Auffassung gebildet, die Schaffung einer polnischen Hilfsarmee müsse gelingen, wenn die beiden Generalgouvernements, deren nördliches, Warschau, unter deutscher, deren südliches, Lublin, unter österreichischer Leitung stand, vereinigt würden und daran die Polen erkennen könnten, „daß die Mittelmächte es ernst mit der Verwirklichung der polnischen Pläne meinten". Aber nicht einmal hierzu fand Österreich-Ungarn sich bereit. Nunmehr verlangte Beseler als Vordedingung der Aufstellung einer polnischen Armee die sofortige Verheißung eines Königreichs Polen. Vergebens warnte General v. Conrad, der seine Polen kannte. Am 5. November wurde die Errichtung des Königreichs Polen feierlich verkündigt. Mit dieser Lösung hatte sich die O.H.L. vollkommen einverstanden erklärt. Ausschlaggebend war nach Bethmanns Geständnis die Nachricht, die Entente stehe im Begriff, den Polen — aber natürlich allen, auch den deutschen und österreichischen! — die volle Autonomie zu versprechen und eine polnische Sonderregierung auf russischem Boden aufzustellen. Und eine solche Aussicht, die den Polen das wichtigste Ziel, die Wiedervereinigung aller polnischen Lande zusagte, wenn auch unter russischer Oberhoheit — die hoffte man durch Errichtung eines Drittelkönigtums unter deutscher und österreichisch-ungarischer Oberhoheit parieren zu können!

Selbstverständlich waren diese Ankündigung und die Versuche zur Errichtung einer polnischen Armee „Schläge ins Wasser" (Ludendorff). Daß diese Schritte zugleich die letzte Möglichkeit einer Verständigung, eines Sonderfriedens mit Rußland verschütteten, war klar. Allerdings mag Bethmann recht haben, wenn er ausführt, daß eine Neigung zum Sonderfrieden beim Zaren bis dahin niemals vorhanden gewesen sei, und daß, wenn sie selbst vorhanden gewesen wäre, der Zar gegenüber der Macht der Entente und der Stärke des panslawistischen Kriegswillens bei der einstweilen noch Rußland beherrschenden Oberschicht ihr doch nicht hätte zum Siege verhelfen können. Nach dieser Richtung

Digitized by Google

hin hat also das Polenmanifest kaum allzu viel verderben können. Aber es hat die Grundlage geschaffen für ein Aufflammen der großpolnischen Propaganda, die den Besatzungsmächten noch während des Krieges schweres Kopfzerbrechen gemacht und den Plänen der Entente, wie sie sich dann im Friedensvertrag auswirkten, ausgezeichnet vorgearbeitet hat. Vor allem aber hat sie in aller Welt die Erkenntnis von der offenkundigen politischen Harmlosigkeit der Mittelmächte vertiefen geholfen und den Haß der Polen gegen Deutschland und Österreich nur gesteigert. Sie wußten hinfort, daß der Sieg der Mittelmächte ihren Plänen zur nationalen Wiedergeburt keine Erfüllung bringen könne.

Ludendorff wähnte, die Polen hätten nur zu wählen zwischen einer Autonomie ihres ganzen Landes unter russischer Herrschaft und einem selbständigen Königreich Polen, das unter erzwungener Anlehnung an die Mittelmächte nur ein Drittel ihres einstigen Reiches umfaßte. Ersteres für den Fall des Sieges der Entente, letzteres für den Fall des Sieges der Mittelmächte.

Vor den Augen der gerissenen Realpolitiker in Warschau aber dürfte sich schon damals eine dritte Möglichkeit abgezeichnet haben: Zusammenbruch Rußlands und Niederlage der Mittelmächte, und damit der gleichzeitige Sturz aller drei Teilungsmächte, also der Anbruch der vollständigen und wahren Befreiung Polens! Narren wären sie da gewesen, wenn sie für die beiden beschränkten Möglichkeiten, welche das zaristische Rußland hüben, die beiden verbündeten Kaiserreiche der Mitte drüben ihnen boten und bieten konnten, auch nur einen Mann geopfert hätten...

7.

Das polnische Problem und seine Behandlung lieferte der deutschen Öffentlichkeit und Presse neuen Stoff zu erbitterter Stellungnahme für und wider Regierung und O.H.L., die in diesen Punkten ausnahmsweise einmal gleicher Meinung gewesen waren. Zur Erörterung der Frage der Neuorientierung und der Kriegsziele trat sie als dritter großer Streitpunkt. Aber damit nicht genug. Noch zwei weitere tief einschneidende Fragen kamen hinzu, um die Einheit des deutschen Volkes zu zerklüften und die Spannung im Innern der belagerten Festung bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Es waren die Friedensfrage und die Frage der Wiedereröffnung des unbeschränkten U-Boot-Krieges.

Die Reichsleitung hatte es seit Beginn des Jahres 1915 niemals an Versuchen fehlen lassen, festzustellen, ob sich Friedensbestrebungen irgendwo anknüpfen ließen. „Generell war die Situation die, daß die feindlichen Machthaber insgesamt wußten, die deutsche politische Leitung sei verhandlungsgeneigt, daß sie selbst aber eine ähnliche Geneigtheit auch nicht von ferne andeuteten" (Bethmann). Rumäniens Beitritt zum Feindbunde veranlaßte den Reichskanzler zu dem Plan, durch Vermittlung des Präsidenten Wilson einen Schritt zur Verständigung anzubahnen. Der deutsche Botschafter in Washington erhielt einen entsprechenden Auftrag, antwortete aber, Wilson sei zurzeit durch seinen Feldzug für seine Wiederwahl als Präsident zu sehr in Anspruch genommen. Nun gewann Bethmann den Kaiser für den Plan, den Feinden selber ein Vermitt-

Digitized by Google

iungsangebot zu machen, in einem Augenblick, wo die Kriegslage so günstig für die Mittelmächte sei, daß der Schritt nicht als Friedensbitte mißdeutet werden könne. Dieser Augenblick schien Bethmann gekommen, als Rumänien niedergeworfen war. Sechs Tage nach der Besetzung Bukarests, am 6. Dezember, wurde im Einverständnis mit unseren Verbündeten, aber ohne vorgängige Befragung der Volksvertretung, den in Berlin beglaubigten Vertretern der neutralen Mächte eine Kundgebung übergeben, in welcher die Mittelmächte vorschlugen, „alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und dem Kampf ein Ende zu machen". Österreich hatte vorgeschlagen, bei dieser Gelegenheit unsere Kriegsziele bis in alle Einzelheiten den Gegnern mitzuteilen; auf Bethmanns Wunsch war das aber unterblieben. Auf Drängen der O.H.L., welche den Eindruck der Schwäche zu vermeiden wünschte, war im Text des Friedensangebots „der Siegerton stark unterstrichen" (Bethmann). In welchem Geist eines reinen, gläubigen Vertrauens auf das Gute in der Menschenbrust Kaiser Wilhelm an den Gedanken eines Friedensangebotes herangetreten ist, das beweist sein Brief an Bethmann vom 31. Oktober, dessen Wortlaut weiteste Verbreitung verdient:

Mein lieber Bethmann!

Unsere Aussprache habe ich noch nachträglich gründlich überdacht. Es ist klar, die in Kriegspsychose befangenen, von Lug und Trug im Bann des Kampfes und im Haß gehaltenen Völker unserer Feinde haben keine Männer, die imstande wären, die den moralischen Mut besäßen, das befreiende Wort zu sprechen. Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt — auch die Neutralen — von dem auf allen lastenden Druck zu befreien. Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz hat für seine und die feindlichen Menschen, der unbekümmert um die eventuellen absichtlichen Mißdeutungen seines Schrittes den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, ich will es auf Gott wagen. Legen Sie mir bald die Noten vor und machen Sie alles bereit.

Wilhelm I. R.

Diese Kundgebung fand in der Ententepresse eine schroffe und eisige Ablehnung. Aber auch in Deutschland war die Stimmung geteilt, zumal im Heere. Wilson, der schon seit längerer Zeit auch seinerseits eine Friedensinitiative plante und Wert darauf legte, mit seiner Anregung als erster auf dem Plan zu sein, soll durch diesen Schritt der deutschen Regierung stark verärgert worden sein. Das hielt ihn aber nicht ab, nun auch seinerseits im Sinne des Friedens zu wirken. Er richtete am 18. Dezember an die kriegführenden Staaten eine Note, um von ihnen „ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte".

Die Regierungen der Mittelmächte schlugen schon am 26. Dezember vor, die kriegführenden Mächte sollten Vertreter an einen neutralen Ort zur Aussprache entsenden. Das war eine wahrscheinlich unbeabsichtigte Brüskierung Wilsons, der diese Verhandlungen selber hatte leiten wollen. Die Entente beantwortete zunächst am 30. Dezember die Friedensnote des Deutschen Kaisers in scharf ablehnendem Sinne und am 12. Januar Wilsons Ersuchen in noch unzweideutigerer Grobheit. Bethmann berichtet darüber:

Digitized by Google

„In ihrer Antwort auf diese Note zählte die Entente ihre materiellen Friedensbedingungen auf. Territoriale Hauptforderungen waren: Abtretung Elsaß-Lothringens, Auflösung der Donaumonarchie durch Ausscheidung aller Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowenen aus dem österreichisch-ungarischen Staatsverbande und Verweisung der Türkei aus Europa. Nur eine völlig geschlagene Koalition konnte solche Bedingungen annehmen. Das mußte sich die Entente selbst sagen. Aber damit nicht genug. Feierlich verwahrte sie sich dagegen, daß wir als die am Kriege angeblich allein Schuldigen zu den kommenden Verhandlungen als Gleichberechtigte zugelassen würden. Jenes Kriegszielprogramm also war keine nur taktische Maximalforderung, die im Verhandlungswege zu ermäßigen war. Verhandeln mit uns wollte man überhaupt nicht. Schon jetzt wurde das Diktat reklamiert."

Aus diesen Erklärungen sprach der Geist des neuen Leiters der englischen Geschicke, Lloyd George, der seit Anfang Dezember 1916 Englands Ministerpräsident war und in der Folge der geistige Leiter der ganzen Entente wurde. Deutschlands Friedensschritt hatte ein klägliches Fiasko erlitten. Den Feinden aber erschien er als ein erstes klares Eingeständnis unseres Schwächebewußtseins, das sie zu neuen gewaltigen Anstrengungen anspornte. „Der Krieg hatte nach dem Willen der Entente weiterzugehen. Die Parole konnte nur Sieg oder Niederlage lauten," schreibt Ludendorff. Er hätte sagen dürfen: Sieg oder Untergang.

Man hätte meinen müssen, dieses völlige Fiasko hätte der Besatzung wie der Bürgerschaft der belagerten Festung klar machen müssen, daß sie auf keinerlei Schonung zu rechnen habe, wenn es ihr nicht gelinge, den Angriffswillen der Belagerer durch zähen und aktiven Verteidigungswillen zu brechen. Unfaßbarerweise ist das Gegenteil eingetreten. Die Erörterung der Friedensmöglichkeiten, die beständige Betonung der Friedensbereitschaft verschwand seitdem nicht mehr aus der deutschen Presse und zerriß die Nation in zwei Gruppen, die einander als Scharfmacher und Kriegsverlängerer hüben, als Flaumacher und „Défaitisten" drüben beschimpften.

8.

Um die Zerrüttung zu vervollständigen, entbrannte ein heftiger Meinungsstreit um die Frage der Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Boot-Krieges. Sie verquickte sich mit dem Problem der Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Wie eine dunkel dräuende Wetterwolke stand die Gefahr des Eintritts Amerikas in die Reihen unserer Feinde seit Kriegsbeginn am tiefumdüsterten Gewitterhimmel unseres Schicksals.

Das Volk der Vereinigten Staaten ist entstanden im bewußten Gegensatze zu der Geistesrichtung und den Staatsformen der Alten Welt als die erste aller Demokratien, als die erste neuzeitliche Republik. Seine frühesten Ansiedler, namentlich auch gerade diejenigen deutschen Stammes, waren Männer, die aus der alten Heimat geflohen waren, um politischer Unterdrückung zu entrinnen und in freiem Land ein freies Volk zu schaffen. Schon aus dieser seelischen Grundeinstellung heraus mußte der Amerikaner in den „autokratisch" regierten Staaten des östlichen Europa seine politischen Antipoden erblicken, während er sich zu den

Digitized by Google

demokratiſchen Staaten des europäiſchen Weſtens hingezogen fühlte. Die zahlenmäßig weitaus überwiegende Mehrzahl ſeiner Bewohner war angelſächſiſchen Stammes — die Kämpfe, die das Tochterland vom Mutterlande losgeriſſen hatten, waren längſt vergeſſen und verſchmerzt. Die völkiſchen Sympathien der Mehrheit waren unverkürzt auf Englands Seite. Die Deutſch-Amerikaner, die über das ganze Land verſtreut wohnten, bildeten einen Einſchlag, deſſen Bedeutung ſowohl nach Zahl wie Einfluß in Deutſchland bei weitem überſchätzt wurde. Politiſch gehörten auch ſie ſo gut wie ausnahmslos zu den Trägern der demokratiſch-republikaniſchen Weltanſchauung.

Als Volk waren die Bürger der Vereinigten Staaten eine jugendliche, durch allgemeine Kenntniſſe und Bildung nicht übermäßig beſchwerte, daher

zwar begeiſterungsfähige und idealiſtiſche, aber für Schlagworte und Beeinfluſſung durch geſchickte Propaganda äußerſt empfängliche Nation. Dabei ſind ſie ein Geſchäftsvolk. Merkantile und induſtrielle Intereſſen ſpielen in ihrer Gedankenwelt die durchaus entſcheidende Rolle.

An die Grundzüge des Amerikanertums hatte ſeit Kriegsbeginn und ſchon lange vorher eine kraftvolle Propaganda der Ententemächte, vor allem des ſtammverwandten England, angeknüpft. Ihr war es gelungen, die Amerikaner mit der Überzeugung zu erfüllen, daß die Völker der Mittelmächte, vor allem das deutſche Volk, nur widerwillig das Joch einer veralteten Staatsform trügen, welche dem Kaiſer eine tyranniſche Machtfülle in die Hand lege, die er mit Hilfe einer rückſtändigen und ſelbſtſüchtigen „Junkerkaſte“ ſkrupellos ausübe, und zu deren Behauptung zu dienen die Hauptaufgabe des „militäriſchen“ Syſtems ſei. Zugleich aber ſei dies Syſtem beſtimmt, weit ausgreifenden Eroberungs- und Annexionsplänen als Machtmittel zu dienen, deren Ziel zunächſt die Unterjochung Europas und, wenn dieſe gelungen ſein würde, die Eroberung der ganzen Welt, nicht zuletzt die Knechtung des freien Amerikaners ſei. Dieſen Popanz,

Digitized by Google

dieſe Karikatur des deutſchen Weſens und Strebens hatte die feindliche Propaganda den Amerikanern mit allen Mitteln der Publiziſtik vom Weltblatt bis zum Kino eingehämmert. Die Vergewaltigung Belgiens, die Zeppelinangriffe auf „friedliche“ engliſche Städte, die Greuelmärchen, die Gaskämpfe, die Verſchleppung von Arbeitern und Arbeiterinnen aus Belgien und Frankreich, alles Maßregeln, die uns durch die Abſchnürung vom Weltverkehr und durch die völkerrechtswidrige Hunger- und Rohſtoffblockade aufgezwungen worden waren, hatten unerſchöpflichen Stoff für dieſe Propaganda liefern müſſen, deren Aufgabe und Ziel dies war: Amerika um jeden Preis in den Krieg gegen Deutſchland hineinzuhetzen.

Dieſen Zwecken der Entente kam die geſchäftliche Determination des Amerikanertums auf halbem Wege entgegen. Die amerikaniſche Induſtrie und der ihr dienende Handel hatten ſchnell erkannt, daß an den durch Englands Maßnahmen iſolierten Mittelmächten im Kriege nichts zu verdienen ſei, während die Entente auf die Vereinigten Staaten als auf ihre leiſtungsfähigſte Lieferantin für Kriegsmaterial im weiteſten Sinne angewieſen war. Es iſt kaum gerecht, der amerikaniſchen Induſtrie hieraus einen allzu ſchweren Vorwurf zu machen. Sie würde die Mittelmächte wahrſcheinlich ebenſo vorurteilslos mit allem Nötigen verſehen haben, wenn dieſe imſtande geweſen wären, ſolche Lieferungen überhaupt abzunehmen.

Tatſächlich hatte die amerikaniſche Induſtrie im Herbſt 1914 Lieferung von Munition der deutſchen Regierung angeboten, und dieſe hatte ernſthaft erwogen, dies Angebot anzunehmen und die geſamte amerikaniſche Munitionserzeugung für Deutſchland aufzukaufen, um der Entente zuvorzukommen und Amerikas finanzielles Intereſſe an Deutſchland zu ketten. Aber die Sorge Falkenhayns, die Munition würde, auch wenn wir ſie gekauft und bezahlt hätten, ſchließlich doch, da wir ſie ja nicht abnehmen konnten, irgendwie an die Entente geraten, hatte die Annahme des amerikaniſchen Angebots vereitelt. Und ſo hatte denn Amerika einſeitig nur die Entente beliefert. Nachdem freilich im Laufe des endloſen Krieges die Verſchuldung unſerer Feinde an Amerika immer größer geworden war, mußte ſchließlich das Intereſſe des Gläubigervolkes an dem Siege ſeiner Schuldner jede andere Erwägung übertäuben — zumal da die Stimme des Mitgefühls mit dem Heldenkampfe der Mittelmächte, das völkerrechtliche Gewiſſen durch die Haßmelodien der Ententepropaganda überſchrien und betäubt wurde.

Vielleicht nicht ein Führer, aber ein Produkt und Exponent aller dieſer Stimmungen war der Präſident Wilſon. In ihm kämpfte der politiſche Ehrgeiz, der ihm die Rolle des Weltenſchiedsrichters vorgaukelte, mit den mächtigen Einflüſſen der Entente und der amerikaniſchen Geſchäftswelt, die als Lieferantin für künftige Aufträge wie als Gläubigerin für bereits erledigte Lieferungen und gewährte Rieſendarlehen gleichermaßen an der Fortdauer des Krieges bis zur völligen Niederwerfung der Mittelmächte intereſſiert war. Und dieſe mammoniſtiſchen Rückſichten ſind in ſeiner verſchwommenen und phraſengeölten Seele ſchließlich Sieger geblieben und haben Amerika in den ungerechteſten und für die Weltgeſundheit verhängnisvollſten ſeiner Kriege hinein-

Digitized by Google

getrieben, den es selbst von Hause aus nicht gewollt und gewünscht hat, und der ihm erst mit allen Künsten der Lüge und Verleumdung als „Kreuzzug" hat aufgeredet werden müssen.

Wilsons Haltung in der Frage der amerikanischen Munitions- und Waffenlieferungen hatte die öffentliche Meinung Deutschlands seit Kriegsbeginn heftig erregt. Die Empörung hatte sich aufs höchste gesteigert um seiner Stellungnahme in jener Frage willen, die nun, angesichts der immer furchtbarer wachsenden Bedrohung unseres nationalen Daseins und des allmählichen Erschlaffens unserer Abwehr zu Lande, aufs neue in den Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung trat: in der Frage des unbeschränkten U-Boot-Krieges.

Das neue Kriegsmittel, das der nationalen Verteidigung der Mittelmächte fast wie vom Himmel gefallen zugewachsen war, hatte, wir sahen es schon früher, der Entente willkommensten Stoff zur Erregung der öffentlichen Meinung Amerikas gegen Deutschland liefern müssen. Die klare Erkenntnis, daß das U-Boot bei rücksichtsloser Anwendung im Seehandelskriege zum mindesten in der Theorie geeignet sei, einesteils den gewinnbringenden Kriegshandel Amerikas mit der Entente zu unterbinden, anderenteils die englische Hungerblockade durch einen furchtbaren Gegenstoß zu parieren und womöglich in eine katastrophale Seeblockade Englands selber zu verwandeln, hatte Wilson veranlaßt, sich gegen die Anwendung dieses neuen Mittels mit schroffster Energie zu wenden. Sie hatte sich bis zur Drohung mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen verstiegen — einer Drohung, hinter der nur zu deutlich die weitere stand, daß Amerika sich unseren Feinden anschließen würde.

Für Bethmann Hollweg war es das Grundaxiom seiner Kriegspolitik gewesen, daß diese letzte Verschärfung unserer militärischen Lage unter allen Umständen und um den Preis jedes Opfers vermieden werden müsse. Bisher war es ihm gelungen, die neue O.H.L. bei der Erklärung festzuhalten, daß sie die Zeit für den unbeschränkten U-Boot-Krieg noch nicht für gekommen erachte.

Die brutale Ablehnung unseres Friedensangebots, die unverhüllte Bekanntgabe der mörderischen Kriegsziele der Entente schuf für die Mittelmächte, schuf für die deutsche Politik wie Kriegführung eine ganz neue Lage.

Unmittelbar nach der Ablehnung ging im Auswärtigen Amt ein Telegramm Ludendorffs ein, das auf Grund persönlicher Eindrücke an der Westfront die Überzeugung aussprach, nunmehr müsse der unbeschränkte U-Boot-Krieg mit aller Schärfe einsetzen. Auf warnende Gegenvorstellungen des Auswärtigen Amtes erwiderte der General, daß wir ohne den unbeschränkten U-Boot-Krieg den Feldzug verlieren würden. Er könne die Verantwortung für den Verlauf des Krieges nicht mehr tragen, wenn die Regierung hierauf nicht eingehen würde.

Am 9. Januar traf Bethmann auf Berufung des Kaisers im Großen Hauptquartier in Pleß ein. Er konnte nur feststellen, daß die Entscheidung bereits gefallen war.

Am 22. Dezember 1916 hatte der Chef des Admiralstabs v. Holtzendorff in einer ausführlichen Denkschrift die Aussichten des U-Boot-Krieges näher begründet. Er hatte wörtlich erklärt, „daß wir, wie die Verhältnisse jetzt liegen,

Digitized by Google

mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg in fünf Monaten England zum Frieden zwingen können". Er kam zu dem Schluß:

„daß ein uneingeschränkter U-Boot-Krieg, der so rechtzeitig eröffnet wird, daß er den Frieden vor der Welternte des Sommers 1917, also vor dem 1. August herbeiführt, selbst einen Bruch mit Amerika in Kauf nehmen muß, weil uns keine andere Wahl bleibt. Ein bald einsetzender uneingeschränkter U-Boot-Krieg ist also trotz der Gefahr eines Bruches mit Amerika das richtige Mittel, den Krieg siegreich zu beenden. Er ist auch der einzige Weg zu diesem Ziele."

Zweifellos hat durch diese Erklärungen die Marine die volle Verantwortung für die Beschlüsse übernommen, welche am 9. Januar 1917 in Pleß gefaßt wurden. Angesichts solch kategorischer Erklärungen der Schwesterwaffe mindert sich Hindenburgs und Ludendorffs Verantwortung für diesen Schritt nicht unbeträchtlich.

Wie aber stand Bethmann dieser in Pleß vorgefundenen Lage gegenüber? Er hätte zurücktreten können. Hätte er müssen? Er war der Auffassung, daß sein Rücktritt das Vertrauen des deutschen Volkes wie seiner Verbündeten in die Aussichten des Unternehmens, das von den verantwortlichen und sachverständigen militärischen Stellen als einziges, aber auch als unbedingt wirksames Mittel unserer Rettung bezeichnet war, aufs schwerste gefährden müsse. Eine große Mehrheit des deutschen Volkes hatte in einer überwältigenden Fülle von Kundgebungen seine Anwendung verlangt. Armee und Marine forderten sie übereinstimmend. „Meine einzige Pflicht war," schreibt Bethmann, „eine unabwendbar gewordene Entscheidung nicht zu sabotieren. Weil ich das zu tun fürchtete, bin ich am 9. Januar nicht zurückgetreten." War aber bei solcher Abweichung in den Grundanschauungen ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten zwischen Reichsleitung und Heeresleitung überhaupt noch möglich? Die O.H.L. war nicht dieser Ansicht. Schon am nächsten Tage beantragte sie beim Kaiser einen sofortigen Kanzlerwechsel. Der Kaiser hat Bethmann gehalten. Ob es richtig war, einen solchen äußersten Entschluß auf die Dauer mit einem Kriegskanzler durchzuführen, der mit seinem Herzen nicht bei dem Wagnis war, darf bezweifelt werden.

Der letzte, der äußerste Schritt war getan. Ein Schritt, von dem alle Beteiligten sich klar waren, daß er Amerikas Eintritt in die Reihen unserer Feinde zur unausweichlichen Folge haben müsse. „Mit dem unbeschränkten U-Boot-Krieg," sagt Scheer, „hatten wir wohl das gewaltigste Unternehmen in Angriff genommen, das der Weltkrieg gebracht hat. Zweieinhalb Jahre Weltkrieg waren vergangen, ehe wir uns an diese Aufgabe machten."

In diesen Worten klingt schon dunkel etwas wie der Schlag einer Totenglocke. Ob der U-Boot-Krieg bei früherem Einsetzen uns hätte retten können — diese Frage kann nur Allwissenheit beantworten. Das eine ist klar: in diesem Augenblick, am 1. Februar 1917, ist er zu spät gekommen. Die versprochene Niederzwingung Englands hat er nicht gebracht, nicht mehr bringen können. Aber die andere, die unfragliche Wirkung, die ist eingetreten.

Zwar gab es vorher noch ein paar peinliche Zwischenfälle. Anfang 1917 kehrte Herr Gérard, der amerikanische Botschafter in Berlin, von einer Rücksprache mit Wilson aus Amerika zurück. Längst lag es am Tage, daß er ein

Digitized by Google

heftiger Gegner des Reiches war, bei dem er beglaubigt war. Dem Auswärtigen Amt war er als offener und heimlicher Begünstiger der Entente bekannt. Trotzdem gaben ihm die offiziellen Berliner Kreise nach seiner Rückkehr ein großartiges Bankett und feierten ihn in einer Weise, die der Würde unseres stolz kämpfenden Volkes ins Gesicht schlug.

Und gleichzeitig leisteten sich dieselben Kreise eine diplomatische Entgleisung schwerster Sorte. Das Auswärtige Amt wandte sich heimlich an Mexiko, das mit den Vereinigten Staaten schwere Meinungsverschiedenheiten hatte, bat es für den Fall des Ausbruches eines Krieges mit Amerika um seine Bundesgenossenschaft und versprach ihm dafür Gebietsteile der Union! Das Telegramm an den deutschen Gesandten in Mexiko, das den Auftrag zu diesem Angebot enthielt, war in einer veralteten und leicht zu enträtselnden Geheimschrift gehalten, vor deren Beibehaltung Ludendorff oft gewarnt hatte. Es wurde von den Amerikanern aufgefangen und entziffert. Sein Inhalt wurde veröffentlicht und erweckte natürlich einen Sturm von Empörung über die Hinterhältigkeit und Perfidie der deutschen Politik.

Am 31. Januar 1917 kündigte die deutsche Regierung der amerikanischen den Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges an. Am 4. Februar brachen die Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab und erklärten ihm am 5. April den Krieg. Ein Schauder ging durch jedes Deutschen Seele. Wir fühlten: der entscheidende Wendepunkt des Krieges war gekommen. Jetzt ging es um Sein oder Nichtsein.

Auch gegen Österreich-Ungarn und gegen die Türkei ergingen amerikanische Kriegserklärungen. Aber es war ein diplomatischer Meisterstreich Amerikas, daß es zu Bulgarien nicht in Kriegszustand trat. Der amerikanische Gesandte blieb in Sofia. Sein Palais bildete fortan eine Spionage- und Propagandazentrale der Entente. Und es bleibt eine unbegreifliche Schlappheit der Verbündeten Bulgariens, daß sie diesem Zustande nicht durch die kategorische Aufforderung an Bulgarien, ihn durch Kriegserklärung an Amerika seinerseits abzustellen, ein Ende gemacht haben.

Sofort beschlagnahmte Amerika alle in seinen Häfen liegenden deutschen Schiffe. Unter dem Druck der Union traten alsbald die meisten mittel- und südamerikanischen Freistaaten und noch weitere nicht amerikanische Mächte dem Bund unserer Feinde bei. Am 30. Mai Brasilien, später Uruguay, Peru, die kleineren mittelamerikanischen Staaten, Siam, selbst das am U-Boot-Kriege völlig unbeteiligte China ... Nun stand fast der ganze Erdball gegen die vier Mächte der Weltmitte im Kampf.

9.

All diese Ereignisse hatten die unvermeidliche Rückwirkung auf die Stimmung der Heimat, daß sie die Gegensätze der Grundanschauungen zwischen Parteien und Klassen bis zu wilder Befehdung verschärften. Der „Burgfriede", den man bei Kriegsausbruch einander gelobt hatte, war längst vergessen. Die in der Tiefe wühlenden Gegensätze drangen immer mehr an die Oberfläche und tobten sich dort in heftigen Pressefehden aus. Vergebens versuchten Regierung und

Digitized by Google

O.H.L. durch das Mittel der Zensur die gröbsten Ausschreitungen zu verhüten. Sie wirkte als Gift statt als Arznei. Ihre Handhabung war unter Leitung der Oberzensurstelle des Kriegspressesamts den stellvertretenden Generalkommandos der Heimat übertragen. Diese übten die Zensur durch Offiziere aus, denen vielfach politische Erfahrung und politisches Urteil abgingen. Auch wurde die Zensur namentlich von der Regierung nur zu häufig mißbraucht, um Kritik an ihren Handlungen zu unterdrücken. Und da alle Parteien in die Lage kamen, von den Auffassungen der Regierung abzuweichen, so entstand in der Presse eine allgemeine Empörung gegen die militärische Bevormundung, welche allmählich den durch die ersten beiden Kriegsjahre beim weitaus überwiegenden Teil der Presse betätigten guten Willen, die militärische wie die politische Leitung des Reiches bei Durchführung des Krieges mit allen Mitteln zu unterstützen, lähmte und verbrauchte. Es kam hinzu, daß den militärischen Aufsichtsstellen das rechte Verständnis für das Wesen, die Rechte und Pflichten der Presse fehlte.

Diese Unterschätzung und Verkennung der Presse war schon im Frieden bei allen Militär- und auch Zivilbehörden nahezu „guter Ton" gewesen. Die gesamte Bureaukratie hatte nach dem Vorbilde des Kaisers in den Angehörigen der Presse „verkrachte Existenzen" gesehen. Sie hatte die Presse mit vollem Bewußtsein „kurz gehalten", sich ihrer nur ungern und nur im Notfalle bedient — ohne ihre ungeheure Macht im Gegenwartsgetriebe zu verstehen oder auch nur zu erkennen — ohne zu bedenken, daß, wenn man ihr Entgegenkommen in Anspruch nahm, man sich auch zu Gegenleistungen verpflichtete. Diese falsche Einschätzung der Presse, wie sie vor dem Kriege sogar bei den deutschen Zivilbehörden im Schwange gewesen war, ging im Kriege auch auf die mit ihr befaßten militärischen Dienststellen über. Es war bei solchem Beispiel der Regierungsgewalten nur selbstverständlich, daß den Generalstabsoffizier die Publizistik und ihre ganze Atmosphäre fremd und unheimlich anmutete. So wehrte auch er sich instinktiv gegen ihre Macht und ihre Ansprüche und versagte ihr auch die ihr gebührenden und durch ihre unverkennbaren Leistungen und Opfer verdienten Anerkennungen. Um nur ein Beispiel hervorzuheben: der Regen an Kriegsauszeichnungen aller Art, den die deutschen Bundesstaaten auf alle irgendwie am Kriege beteiligten Faktoren niedersandten, ließ die Presse so gut wie gänzlich unbegnadet, während die Entente gerade die Führer der gedruckten öffentlichen Meinung mit Ehren überschüttete.

Es fehlte eben den deutschen Regierungsgewalten wie auch den militärischen Dienststellen an dem tieferen Verständnis für das Wesen und die Kräfte des modernen Lebens. Sie blieben in den Überlieferungen und Idealen einer längst entschwundenen Zeit befangen.

Kein Wunder, daß sich der öffentlichen Meinung Deutschlands eine immer tiefere Verstimmung und Gedrücktheit bemächtigte. Der Glaube, das Vertrauen, die durch Hindenburgs Berufung und durch die glückliche und schnelle Beendigung des rumänischen Abenteuers noch einmal einen mächtigen Auftrieb erhalten hatten, fielen allmählich wieder in die unter dem Versagen Falkenhayns und dem Schwanken Bethmanns eingerissene Verärgerung und Entmutigung zurück, als der schwere Winter 1916/17 seine eisige Faust auf die deutschen Gaue legte und die Folgen der Hunger- und Rohstoffblockade sich in steigender Knapp-

Digitized by Google

heit aller Lebensbedürfnisse und zugleich in anschwellender Teuerung bemerkbar machten. Der „Kohlrübenwinter" war angebrochen ...

Und mit dem Vertrauen zum Geiste der Führung sank auch das Vertrauen zu ihren Worten, zu ihren Kundgebungen. Die deutsche O.H.L. hatte einen sehr gefährlichen Weg beschritten, als sie nach der Marneschlacht zum erstenmal angefangen hatte, in den täglichen Heeresberichten entscheidende Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze zu verschweigen, eine große Schicksalswende zu vertuschen und zu beschönigen. Das bewies einen Mangel an Vertrauen zur seelischen Kraft unseres Volkes, der nur die Wirkung hatte, diese wirklich herabzumindern. Die Tatsachen sickerten schließlich doch durch. In seltsamem Widerspruch zu diesem Geist der Schönfärberei, die ihre eigenen Kundgebungen mehr und mehr entwertete, hatte die O.H.L. dem Volke einen starken Beweis von Vertrauen geliefert, als sie der deutschen Presse die Veröffentlichung der feindlichen Heeresberichte ohne Einschränkung gestattete. Das hatte die luchsäugige Kriegsleitung der Entente natürlich schnell herausbekommen. Sie baute ihre Heeresberichte zu einem Propagandamittel ersten Ranges aus, dessen Wirkung gleichzeitig der Beeinflussung der Neutralen wie der Herabdrückung der Stimmung in Deutschland dienstbar gemacht wurde. Jeder Fortschritt der Entente wurde im Posaunenton ausgeschrien, jeder Erfolg der Mittelmächte angezweifelt, herabgedrückt, entstellt. Gegen die deutschen Heeresberichte wurde in schamloser Weise polemisiert. Und das alles druckten die deutschen Zeitungen nach. Das Publikum verglich — und wurde an den Kundgebungen der eigenen Kriegsleitung irre. Diese aber stand dem ganzen Treiben so gut wie hilflos gegenüber, weil nicht Zeitungs- und Propagandafachleute, sondern weltfremde Bureaukraten und Generalstabsoffiziere den deutschen Pressefeldzug leiteten. Hatten doch diese Stellen nicht einmal Entschluß und Wege gefunden, der abscheulichen Greuellüge unserer Feinde durch Veröffentlichung und Verbreitung des unermeßlichen Materials über feindliche Schandtaten zu begegnen, das ungenutzt in ihrem Gewahrsam vermoderte ... Die Stimme der wenigen Mitarbeiter der O.H.L. aber, welche zugleich Offiziere und Fachleute waren, verhallte ungehört, ihre Anregungen fielen als unerwünscht unter den Tisch ... So sank und sank die Stimmung der Heimat, und bei den engen Beziehungen, die Heimat und Heer verknüpften, allmählich auch die der Truppe.

Das Ungeziefer, das sich an den in vollem Safte stehenden Baum nicht heranwagt, weil es an seiner Kraft ersticken würde, befällt den kränkelnden mit schnellem Instinkt. So stürzten sich auf die ermattende Seele des deutschen Volkes die inneren wie die äußeren Feinde. Die inneren, unter denen selbst die Träger von Idealen, die in gesunden Zeiten volkserneuernde Kraft besessen hätten, dem verhängnisvollen Wahn verfallen waren, als sei es ihre Pflicht, als sei es überhaupt möglich, diesen Idealen zum Siege zu verhelfen in einer Zeit, da der Volkskörper inmitten eines ihm von außen aufgezwungenen lebenentscheidenden Ringens stand ... Und die äußeren, die jedes Zeichen nachlassender Widerstandskraft als Vorboten ihres nahenden und gewissen Sieges begrüßten!

Immer deutlicher wurde es den feindlichen Machthabern, daß der Krieg gegen die Waffen und die Leiber der Eingeschlossenen begonnen hatte, auch ihre Seelen so weit zu zermürben, daß sie geeignete Angriffsobjekte für den ihnen

Digitized by Google

längst zugedachten Zerrüttungsfeldzug geworden waren. Und der setzte nun jählings und wuchtig ein. Zum Krieg der Heeresberichte gesellte sich der Krieg der Broschüren und Pamphlete. Auf hundert dunklen und schmutzigen Wegen wurden Flugblätter und Schriften in die belagerte Festung eingeschmuggelt, bestimmt, die Auflösung der deutschen Seelenkraft zu fördern und zu vollenden. Und — ewige Schande! — es fanden sich Männer deutschen Blutes, die sich zu Judasdiensten hergaben. Ihre Schmachschriften fanden in Deutschland Leser und Verbreiter in Fülle. Aus Flugzeugen und Ballons regneten auf unsere Schützengräben ganze Pakete von Verleumdungsschriften nieder, die dem deutschen Soldaten den Wahn einflößen sollten, er sei ein betrogenes Opfer kaiserlicher Welteroberungsträume, junkerlicher Unterdrückungs- und kapitalistischer Ausdehnungs- und Ausbeutungsgelüste ... Und auch diesem Feldzuge wider die deutsche Seele standen die Organe der politischen und militärischen Behörden hilflos gegenüber. Wunderschöne Museen abgefangener feindlicher Propagandamittel wurden angelegt, aber eine Gegenwirkung wurde nicht unternommen. Wir hatten ja den „Vaterländischen Unterricht" ...

In den langen, bangen Winternächten der Schützengräben begegneten einander die feindlichen Pamphlete mit den Werbe- und Hetzschriften der radikalen Parteien der Heimat, und beide waren auf einen verblüffend übereinstimmenden Ton gestimmt. An den triefenden Pfosten der Unterstände klebten Zettel wie der diabolische Vers:

„Gleiche Löhnung, gleiches Essen —
längst schon wär' der Krieg vergessen."

Und in die gemarterten Gehirne der Soldaten fraß sich das Lugwort vom „Kapitalistenkrieg" ...

10.

Die mächtige Eiche kränkelte — aber noch immer war sie stark, furchtbar stark.

All diese trüben Fluten der Zerrüttung und des Niedergangs hatten den vollen Strom der deutschen Kraft getrübt — ihn bis in seine Tiefen zu versumpfen und zu vergiften hatten sie noch nicht vermocht. Hoch über aller Anfechtung im einzelnen ragte noch immer der deutsche Wille zur Selbstbehauptung, trotzte des deutschen Volkes heldische Tat.

Noch immer gab und opferte dieses Volk seinem Genius aus der Überfülle seiner kriegerischen und menschlichen Tüchtigkeit. Wohl mehrten sich die Scharen der Drückeberger in der Heimat, der Deserteure in den neutralen Nachbarländern. Aber in der Truppe selber stellte sich nach der Erschlaffung des Ausharrens in den Riesenschlachten, wenn nur wenige Tage der Rast vergönnt waren, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Pflicht zu eisernem Widerstand immer wieder her. Ein paar Wochen Erholung und straffen Übens der vom Wandel der Kriegsmittel erzwungenen neuen Formen genügten, um die Bataillone, die Batterien wieder zur schneidigen Waffe zu härten. Die lag fest in der Hand der Führer, von denen weitaus die meisten ihren Mannschaften als Vorbilder jeder Soldatentugend voranleuchteten. Vergebens beschmutzt

Digitized by Google

Verleumdung das Bild des deutschen Offiziers. Wäre er gewesen, wie seine Feinde heute ihn darstellen — welches Heer der Welt wäre ihm vier Jahre aus einer Hölle in die andere gefolgt?!

Und ob auch murrend, zweifelnd, klagend tat die Heimat nicht minder ihre Pflicht. Wo anfangen, wo enden, wenn es gilt, das Lob der deutschen Kriegerfrau, der deutschen Frau im Kriege zu singen?! Wir wissen, auch hier hat es an vielem Schatten bei vielem Lichte nicht gefehlt. Aber der Schatten verbleicht vor dem Glanz. Längst führte die Hand der Frau den Pflug,

hantierte an der Drehbank, verteilte Eisenbahn- und Straßenbahnbilletts, regierte nach Kräften die der väterlichen Zucht entratende Kinderschar. In unzähligen Lazaretten walteten Engel in Menschengestalt, Schwestern im geistlichen wie im weltlichen Pflegerinnengewand. Welchen Segen ihre Hände wirkten — man muß es selber erlebt haben, wie es tat, aus Graus und Qual in ihre Hut zu kommen, um zu verstehen, was sie uns bedeutet, uns angetan haben. Nichts sei vertuscht, nichts beschönigt. Wo Jugend mit Jugend im Aufruhr eines nie zuvor erlebten Zeitensturmes sich begegnet, siegt zuweilen die Stimme des Blutes über Pflicht und Scham. Dennoch: Lichtgestalten waren's, die uns empfingen, wenn wir aus der Hölle kamen, leiblich und seelisch zerfetzt. „Deutschland, küsse ihnen den Saum ihrer Gewänder!" sang einst Liliencron zu ihrem Preis. Wir Feldgraue tun's noch heute in dankbarstem Gedenken.

Und welche Opferfreudigkeit in der Heimat! Wie wurden die Zeichenstellen der Kriegsanleihen bestürmt! Nicht die Millionen der Kriegsgewinnler — die Sparpfennige der Kleinsten und Ärmsten, die sich gehäuft zu einer stolzeren Höhe von Millionen türmten, singen das Loblied deutscher Treue. Zeitgenossen des Krieges! Wir Lebenden starren gar so bitter in die dunklen Schatten, die das große Leid über unser Volk, in unser Leben geworfen. Künftige Generationen, aus dem Abstande der Jahrzehnte und Jahrhunderte unsere Leistung überschauend, werden sich vor Ehrfurcht nicht zu fassen wissen. Weiche Fülle

Digitized by Google

von Betriebsamkeit, die sich mühte, die Leiden der Verwundeten zu lindern, Genesende aufzurichten, das Los der Witwen und Waisen zu erleichtern! Selbst wirtschaftlich so falsche und verhängnisvolle Maßregeln, wie der Goldsammelfeldzug der Reichsbank, welch einen Opfergeist haben sie entfesselt!

Die Landwirtschaft, die Industrie, die Technik, die Wissenschaft wetteiferten, dem großen Werke der Verteidigung des Vaterlandes zu dienen. Erinnern wir uns nur der schlechthin rettenden Erfindung der Gewinnung des Stickstoffs aus der atmosphärischen Luft! Ohne sie hätte nach wenigen Monaten Krieges eintreten müssen, was die Entente mit Bestimmtheit erwartet hatte: die Erzeugung von Munition wäre unmöglich geworden — wehrlos hätten wir uns ergeben müssen.

Ganz Deutschland war eine riesige Kriegswerkstatt geworden. Frühere Feldzüge waren vorübergebraust wie jähe Gewitter — selbst die Schlachten des Dreißigjährigen Krieges waren gelegentliche harmlose Scharmützel gewesen, gemessen an dem endlosen Weitergrollen des Stellungskrieges auf fast zweitausend Kilometern Verteidigungsfront, verglichen gar mit dem unsagbaren Entsetzen der durch Monate und Monate wütenden Dauerschlachten. Diesen Krieg betrieb das ganze Volk wie ein gewaltiges industrielles Unternehmen, nüchtern schaffend, sparend, rechnend, organisierend, erfindend, verbessernd, konstruierend wie eine weitverzweigte Aktiengesellschaft und zugleich fechtend wie eine Schar urweltlicher Titanen.

Hoch über aller Unzulänglichkeit der einzelnen Leistung und Tat, unvergänglich, unsterblich, ein Talisman künftiger Geschlechter reckt sich eine Großtat, wie kein Geschlecht der Vergangenheit sie auch nur geahnt — kaum eins der Zukunft sie jemals zu vollbringen haben wird ...

11.

Hatte der Himmel kein Erbarmen? Keine Gnade, keinen Lohn für soviel stille, zusammengeraffte Größe? Gab es keine Wunder mehr?!

Nur ein Wunder, wir wußten es, konnte uns retten. Und sieh: das Wunder kam.

Hinter unseren Schützengräben im Osten dehnte sich, dem Europäer niemals ganz verständlich und durchschaubar, das Riesenreich des weißen Zaren. Es hatte unserer Kriegführung bisher immer neue Überraschungen bereitet. Unzählige Male hatten die Mittelmächte glauben dürfen, seine Angriffskraft völlig zertrümmert zu haben. Und doch: immer wieder hatten die endlosen Steppen, die sich vor dem Blick unserer Beobachter dehnten, von Zeit zu Zeit wieder neue Massen schlecht ausgebildeter, aber vortrefflich ausgerüsteter und mit scheinbar unerschöpflichen Munitionsmengen ausgestatteter Soldatenhorden ausgespien, die, vom Verfolgungsfeuer ihrer eigenen Artillerie vorwärts getrieben, gegen die Stellungen der Deutschen wie der Verbündeten vorgebraust waren, hier, um als getürmte Leichenhügel vor dem Draht sich aufzuhäufen, dort, um die Linien der Österreicher zu überschwemmen und sich, unhemmbar, ins polnische und galizische Land zu ergießen, bis sie endlich durch deutschen Trotz gestaut werden konnten. Noch Ende Januar 1917 gab es auch im Abschnitt

Digitized by Google

der Deutschen eine ernste Überraschung: von Riga her stießen die Russen zwischen den Eisenbahnen Riga-Tukkum und Riga-Mitau über den gefrorenen Tirulsumpf vor, und es bedurfte schwerer Kämpfe, um sie zurückzuwerfen. Und dabei hatte unsere O.H.L. seit langem gehofft, das Russenvolk würde endlich, der zwecklosen Hinschlachtung seiner Söhne müde, das Zarenjoch abschütteln!

Seit Beginn des neuen Jahres freilich drangen dennoch aus dem feindlichen Hinterlande der russischen Front allerhand Nachrichten bis zu den Eingeschlossenen durch, die ihre Hoffnung auf das rettende Wunder neu belebten. Unter dem Druck der auch drüben um sich greifenden Teuerung und Lebensmittelknappheit war es in Petersburg und in anderen Städten zu immer stürmischeren Unruhen und Ausständen gekommen. Bisher waren es nur die früher Nihilisten und Anarchisten, jetzt Bolschewisten sich nennenden Gruppen der radikalen Linken gewesen, die gegen die herrschende Staatsform gewühlt hatten. Nun stellten sich auch die bürgerlichen Parteien auf die Seite der Empörung und forderten den Sturz des Zaren und jener mächtigen reaktionären Elemente, die bisher anscheinend die keimende Friedensneigung des Zaren Nikolaus II. selber zu unterdrücken verstanden hatten. Die Entente hatte kaum wahrgenommen, daß der Zar wohl aus Angst vor dem drohenden Umsturz nicht mehr unbedingt zuverlässig sei, da ließ sie ihn rasch entschlossen fallen und unterstützte nun selber mit Geld und Einfluß die revolutionären Bestrebungen. Die Empörung des Volkes über die schamlose Mißwirtschaft und Korruption, über das Versagen der Kriegsleitung und über die persönliche Minderwertigkeit des Zaren kam in den Verhandlungen des russischen Reichstages, der Duma, zu rücksichtslosem Ausbruch. Als der Zar infolgedessen der Duma das Auflösungsdekret zustellte, beschloß diese sich in Permanenz zu erklären und dem Willen des Kaisers Trotz zu bieten. Die Opposition entfesselte einen wütenden Aufstand der Petersburger Garnison und Fabrikbevölkerung, die Kriegsflotte in Kronstadt und anderen Häfen meuterte. Am 15. April zwang eine Abordnung von Heerführern den Zaren zur Abdankung. Er ist später in Sibirien mit seiner ganzen Familie grausam ermordet worden.

Das Wunder war geschehen, die russische Revolution war da. Welche Auswirkung würde sie auf die Kriegslage üben? Würde der Umsturz das Ende des Krieges im Osten, das Ende des Dreifrontenkrieges bedeuten? Würde die eine Flanke der belagerten Festung des Ansturms der Feinde ledig werden? Wer kannte Rußland, die russischen Ziele, die russische Seele?!

Es war ein schlimmes Zeichen, daß alsbald erkennbar wurde, beim Ausbruch der Revolution habe die Entente gegen den Zaren, ihren Verbündeten, einen der ärgsten Kriegsschuldigen, die Hände im Spiel gehabt. Freilich: für sie war es eine zwingende Notwendigkeit, auch das neue Rußland im Kriege zu halten. Denn bis der neue Verbündete, bis die Vereinigten Staaten, außer wie bisher mit Kriegsmaterial und Geld, auch mit den unerschöpflichen Menschenkräften eines Hundertmillionenvolkes in den Krieg eingreifen könnten — darüber konnte noch geraume Zeit vergehen. Zudem fürchteten die Mächte der Entente für die unermeßlichen Kapitalien, die sie in Rußland angelegt hatten.

Das gewagte Spiel gelang. Die Entwicklung, welche in Rußland einsetzte, vollzog sich unter Leitung und im Sinne der Entente. Zwar mußte die bürgerlich-

Digitized by Google

demokratische Richtung, welche unter Leitung des Fürsten Lwow und später des Professors Miljukow zunächst die Geschicke des neuen Freistaates in ihre Hand genommen hatte, im Juni einer revolutionär-demokratischen Strömung weichen, deren Führung der ehrgeizige Diktator Kerenski übernahm. Es gelang, ihn für die Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Die Mittelmächte sahen sich genötigt, sich auf eine Weiterführung des Krieges auch im Osten einzurichten. Sie entschlossen sich zu einem Vorstoß in Richtung Tarnopol und versammelten Kräfte zu seiner Durchführung.

Das Wunder war gekommen — aber es hatte keine rettende Kraft.

12.

Wer immer in jenen dunklen Tagen genügenden Überblick über die Lage unseres Volkes besaß, dessen suchendes Auge fand sich aus Nähe und Ferne immer wieder dorthin zurück, wo in Wahrheit das Herz der Nation schlug: an die Front. Wie immer der einzelne zum Problem des Krieges an sich steht: ob er als Anhänger des Machtgedankens die Überzeugung hege, daß solange Menschen auf der Erde hausen, sie immer wieder sich zu Kräftegruppen zusammenballen werden, um einander die mit Lebensgütern gesegneten Abschnitte der Erdoberfläche in blutiger Auseinandersetzung streitig zu machen — oder ob er als Idealist des Friedens- und Versöhnungsgedankens dem Tag entgegenträumt, da nach Christi Wort die ganze Menschheit ein Hirt und eine Herde sein wird, und Recht und Eintracht über die Gewalt triumphieren — der Anblick einer Millionenschar von Männern, die fern von Heimat und Lieben durch Wochen, Monate und Jahre täglich und stündlich dem Tode die Brust bieten, um die Heimat und die Lieben vor der Vernichtung zu bewahren, wird jedem Betrachter Schauer der Ehrfurcht wecken. —

Wenn der Retter retten wollte: hier waren seine Werkzeuge, seine Verbündeten, seine Kameraden. Ihrem Kampf ein Führer zu sein, ihnen mit dem Scharfblick des Genies die Ziele zu weisen, das war die Aufgabe, zu der er sich ein Leben lang im Frieden und durch zwei Jahre voller Wagnisse und Erfahrungen im Kriege geschult hatte. Er ging ans Werk.

Aber er tat es, mußte es tun aus einer Erkenntnis, aus einem Wissen heraus, das für den Zögling des deutschen Exerzierregiements und der deutschen Kriegsüberlieferung bereits stärksten Verzicht bedeutete. Die Zeit der Offensive, des Krieges im freien Felde, ja selbst die Zeit für den großen, ins Freie zielenden Ausfall aus der Festung war unwiederbringlich dahin — hätte allenfalls noch einmal wiederkommen können, wenn das Wunder Erfüllung gebracht, wenn der politische Umsturz des Ostens uns militärisch Rückenfreiheit gegeben hätte ... Aber auch diese Hoffnung hatte, kaum erblüht, schon wieder begraben werden müssen. Es galt nur noch die Abwehr zu organisieren — die Abwehr gegen einen Ansturm, dem die Erfahrungen zweier Kriegsjahre und die Menschenkraft und Materialfülle fast der ganzen bewohnten Erde zur Verfügung standen. Von den drei Angriffswaffen, die in unserer Hand lagen, war die eine, die Hochseeflotte, zu schwach und infolge ihrer Nichtanwendung schon ein wenig eingerostet. Die zweite, das Feldheer, war abgenutzt und schartig, doch ließ sie sich zur Ab-

Digitized by Google

wehr wohl noch ausreichend schärfen. Zum Angriff blieb uns nur die eine Waffe noch, die seltsam neue, unheimliche, noch immer nicht genügend ausgeprobte und doch wohl auch kaum ausreichend starke: das Unterseeboot ... Kaiser, Reichsleitung, Land- und Seekriegsleitung hatten sich für den U-Boot-Krieg entschieden auf die Gefahr des Bruches mit Amerika — übrigens in Übereinstimmung mit der Mehrheit unseres Volkes und seit dem grundsätzlichen Eintreten des Zentrums für den U-Boot-Krieg unzweifelhaft auch mit der Mehrheit seiner parlamentarischen Vertretung. Seitdem lag es für den Wissenden offen zutage: der Endkampf hatte begonnen. Die strategische Offensive, von der das rumänische Abenteuer noch ein letztes Nachzucken bedeutet hatte, war auf die Seekriegführung übergegangen. Die aber konnte kein sicheres, erfolggewisses Kampfmittel — sie konnte nur ein fast verzweifeltes Experiment in die blutige Wagschale werfen. Dies Experiment mußte, mußte gelingen — mußte bald gelingen, ehe Amerika die junge Kraft seiner aus allen Stämmen der Menschheit zusammengewachsenen Rasse, die Hilfsmittel seines noch halb jungfräulichen Bodens, die werbende Energie einer rein merkantilistisch orientierten, den Krieg im angelsächsischen Geist nicht als eine Fortsetzung der Politik, sondern des Geschäfts mit anderen Mitteln betreibenden Bourgeoisie in die Wagschale werfen könnte ...

Inzwischen galt es, die Front, die Wälle und Bastionen der Riesenfestung wider neuen gewaltigen Ansturm stark zu machen, zu dem der Feind mit einem brutalen Kraftbewußtsein rüstete, das sich nicht einmal die Mühe gab, die Stelle des beabsichtigten Einbruchs zu verschleiern.

Mit seiner ganzen starkgemuten Energie nahm Ludendorff die Reorganisation der gelichteten, ermüdeten und überanstrengten Armee in die Hand. 13 neue Divisionen wurden aufgestellt, allerdings bereits auf Kosten der bestehenden Bataillonsstärken. Zahlreiche Neuformationen aus Feld- und schwerer Artillerie wurden aufgestellt, eine besondere Heeres-Feldartillerie geschaffen, die an den Fronten der großen Angriffsschlachten die Artillerie der im Kampfe befindlichen Divisionen verstärken sollte. Die Luftstreitkräfte, namentlich die Fliegerwaffe, wurden verstärkt. Das Luftschiff schied, weil zu große Ziele bietend, aus den Kampfmitteln des Heeres aus. Die Kavallerie wurde fast ganz aufgelöst, ihre Mannschaftsbestände zur Bildung von Kavallerie-Schützenregimentern in Bataillonsstärke verwendet, während ihre Pferde dazu herhalten mußten, die furchtbar gelichteten Ställe der Artillerie und der Kolonnen aufzufüllen.

Neben diesen organisatorischen Schöpfungen war eine ganz neue Taktik für die Abwehrschlacht ausgestaltet worden. Die bisherigen Grundsätze für die Führung der Verteidigung hatten versagt, versagen müssen angesichts einer Erscheinung, von der die Friedensausbildung der deutschen Armee nicht einmal eine entfernte Vorstellung hatte haben können: angesichts des Eisenhagels der Übermaterialschlacht.

Erster Grundsatz der Verteidigung war bisher gewesen: eher eine Leiche, als einen Schritt zurück! Gelände aufgeben heißt Ehre aufgeben!

Das deutsche Verteidigungssystem hatte aus einer einzigen, später aus zwei Hauptlinien bestanden. Der Feind hatte diese Gräben während der Vorberei-

Digitized by Google

tung seiner Großangriffe durch seine Flieger photographiert und ihren Verlauf einschließlich der Lage der Unterstände für Mannschaft und Stäbe, der Beobachtungspunkte, Batteriestellungen, Flugplätze auf seinen Karten mathematisch festgelegt, sich auf sie mit allen Mitteln eingeschossen und sie dann im Trommelfeuer des Wirkungsschießens kalten Blutes und systematisch zusammenkartätscht. Dazu war kein besonderes Heldentum und keine große Kriegserfahrung, dazu war nur sorgfältige technisch-mathematische Vorarbeit, Zeit und unbegrenztes Material an Geschütz und Munition erforderlich. War so das erste Verteidigungssystem zerstört, so rückte der Angreifer, der längst gemerkt hatte, daß die Ausbildung seiner Truppen und Unterführer zum großen strategischen Durchbruch nicht ausreiche, unter dem Schutze der Feuerwalze seiner Artillerie bis in die zusammengeschossenen deutschen Stellungen vor, befestigte sich darin, zog seine Artillerie nach und drückte auf diese Weise die deutschen Linien langsam, aber unausweichlich zurück. So hatte die Sommeschlacht sich durch Monate tief in das Hinterland unserer Stellungen hineingefressen.

Wie sich wehren gegen dieses hundeschnäuzige, bulldoggenmäßige Angriffsverfahren, das auf den Ehrennamen einer Taktik kaum noch Anspruch erheben konnte?

Eine gewaltige Arbeit des Generalstabs setzte ein. In endlosen Beratungen mit Vertretern der Fronttruppen wurde nach langen Erwägungen ein ganz neues Verteidigungsverfahren entworfen. An die Stelle des Liniensystems trat die „Verteidigungszone", die „befestigte Landschaft". Die Verteidigung wurde „in die Tiefe gestaffelt", statt der leicht zu photographierenden und zu bekämpfenden langen Linien überall winzige „Maschinengewehrnester" eingebaut. Innerhalb dieses tief gegliederten Systems galt Beharren in einer von der feindlichen Beschießung übermäßig erfaßten Lage fortan nicht mehr als Pflicht, Ausweichen in rückwärtige Verteidigungsglieder nicht mehr als Schande. Grundsatz war äußerste Sparsamkeit mit Menschen, dafür Einsatz möglichst vieler Kriegsmaschinen.

Diese neuen Grundsätze, die sich nur unter erheblichem „Umlernenmüssen" aller Beteiligten durchsetzten, wurden in zahlreichen Vorschriften niedergelegt. Ihre wichtigste trägt den Titel „Die Abwehrschlacht" — Beweis genug, daß unsere Armee sich nur noch auf die Verteidigung einzustellen hatte. Ihr traten genaue Vorschriften für die Sonderwaffen und für den Stellungsbau an die Seite. Die Verteidigung wurde ein ungemein kunstvoller und verwickelter Organismus. Ein erheblich verbessertes und mit unendlichen neuen Hilfsmitteln ausgestattetes Schießverfahren der Artillerie bildete seine Ergänzung.

Aber diese neue Verteidigungsmethode wollte nicht nur befohlen, sie wollte auch begriffen, gelernt und eingeübt sein. Der Winter 1916/17 war für die ganze Armee eine Zeit drängender theoretischer und praktischer Arbeit. Kurse für höhere Truppenführer und Generalstabsoffiziere, Lehrkurse für die Ausbildung von Offizieren, insbesondere Kompagnieführern, sowie von Unteroffizieren und Gruppenführern wurden eingerichtet, die Förderung der Artillerie und der Maschinengewehrschützen auf den Schießplätzen rastlos betrieben.

Daneben wurde für die Ruhe und Unterkunft der Truppen durch Errichtung unzähliger Barackenlager gesorgt, in denen es an Unterhaltung und

Digitized by Google

Zerstreuung nicht fehlte. Weiter rückwärts entstanden Fronttheater, Spielplätze, Feldbüchereien ohne Zahl.

Ausbildung und Ruhe aber gipfelten in dem Bestreben der Wiederaufrichtung des Geistes der Truppe, dem die furchtbaren Eindrücke der Kämpfe des überstandenen Sommers eine unverkennbare tiefe Einbuße gebracht hatten. Zwar solche entsetzlichen Vorkommnisse wie das Versagen ganzer Regimenter am Douaumont waren vereinzelt geblieben. Aber jede Fahrt zur Front mußte die Armeeführer belehren, daß der Soldat vom Januar 1917 mit dem Stürmer vom August 1914 nicht mehr allzuviel Ähnlichkeit hatte. Zwar schmückte ihn statt des vorsintflutlichen, komplizierten Kastens aus Messing, Blech und Leder, unter dem die Deutschen einst bei Wörth, St. Privat, Sedan und jetzt bei Tannenberg und an der Marne, an den Masurischen Seen und vor Verdun gestürmt hatten, nun der prachtvolle Stahlhelm. Aber das Gesicht, das darunterstand, wies hier und dort bereits die Züge der Übermüdung und Überspannung, des erschütterten Glaubens, der Selbstvernachlässigung, der gesunkenen Achtung vor dem Vorgesetzten wie vor dem Gebote der Kriegsmoral.

Es ist einer der stärksten Beweise für die unausrottbare Tüchtigkeit des deutschen Volkstums, daß alle diese Niedergangserscheinungen noch zwei Jahre hindurch immer wieder überwunden werden konnten durch die grenzenlose Hingabe eines Offizierkorps, das in sich selber schon längst nicht mehr der Körperschaft glich, zu der es im Frieden erzogen worden war — und durch das im innern Kern gesunde Empfinden der Mannschaft, die sich mit Stolz als das Volk in Waffen fühlte, und in der die tiefe Anständigkeit der Gesinnung der weitaus überwiegenden Mehrzahl die verheerenden Folgen dieses verwildernden und verwüstenden Kriegslebens doch immer wieder ausglich.

Die Seele der Neubelebung der Armee war der Generalstabsoffizier. Mit Recht singt Ludendorff ihm ein hohes Lob. Hier, wo er nicht mit unbekannten Materien, mit ihm unverständlichen Menschen, Ständen, Lebensauffassungen dilettantisch zu experimentieren hatte, wo er als Sachverständiger dem von seiner Dienstaufgabe völlig in Anspruch genommenen Truppenführer zur Seite stand, hier war er in seinem Element, hier hat er Großes, Vorbildliches, Unnachahmliches geleistet. Er war im gewaltigen Räderwerk der Armee das geistige Band.

Als Versorgerin des Frontsoldaten aber, die ihn bekleidete, ernährte, von Front zu Front, zum Urlaub in die Heimat und zur Front zurück beförderte, ihm zur leiblichen auch die Seelenspeise zuführte, ihn in schützende Arme nahm, wenn die Front ihn verwundet oder durch Krankheit zusammengebrochen ausschied — stand im Rücken des Heeres die vielverschriene und verleumdete Etappe. Es ist menschlich, daß der Frontsoldat ihr behaglicheres Leben als bessere Drückebergerei, als Prasser- und Faulenzerleben empfand. Es war in Wirklichkeit ein ebenso kriegsnotwendiger Vaterlandsdienst als der Kampf mit der Waffe. Es ist wiederum menschlich, daß die Etappe sich ihr Dasein so erfreulich zu gestalten versuchte und verstand, wie es in Feindesland, fern von allem Glück der Heimat, nur irgend möglich war. Es ist Verleumdung, wenn der „Geist der Etappe" zum Geist der Front in einen beschimpfenden Gegensatz gebracht wird. Daß die aktiveren, die frischeren, die stolzeren, mit einem Worte die

Digitized by Google

wertvolleren Elemente des Volkes zur Front drängten, liegt in der Natur der Sache. Aber ein Riesenunternehmen wie das eines vierjährigen Volkskrieges bedarf naturgemäß einer weitgehenden Arbeitsteilung, die jeden an den Platz stellt, an den Veranlagung und Temperament ihn nun einmal verweisen. Mancher Offizier, der einen miserablen Kompagnieführer oder gar Bataillonskommandeur abgegeben haben würde, hat als Leiter eines Automobilparkes, eines Verwaltungsapparates, einer Armeezeitung, einer Nachrichtenabteilung oder auch einer — Marmeladenfabrik Wertvolles und Unersetzliches geleistet. Der Tag der Etappe gehörte einer Arbeit, deren Umfang durch die berühmten acht Stunden nicht entfernt begrenzt wurde. Daß es der Etappe gelang, sich für die kargen Abendstunden mancherlei Entspannung zu schaffen, die dem Frontsoldaten versagt bleiben mußte, ist nicht zu verwundern. Daß das allmähliche Anrücken einer ganzen Armee von weiblichen Hilfsdienstkräften mancherlei gesellschaftlichen Freuden der Heimat, aber neben ihnen auch gelegentlicher Zuchtlosigkeit Eingang in die Etappe verschaffte, braucht ebensowenig verschwiegen zu werden wie die Tatsache, daß sich zwischen dem heimatentfremdeten Etappensoldaten und der Weiblichkeit der besetzten Gebiete, von Wilna bis Gent, von Riga bis Monastir, mancherlei Bande knüpften, die mehr zart als legitim waren. Daß die Wirrnis eines vierjährigen Kriegslebens einen allgemeinen Niedergang des moralischen Bewußtseins zur Folge hatte, ist unbestreitbar und war unvermeidlich. Dieser Niedergang hat aber noch viel tiefere und ältere Quellen als den Krieg. Er ist nur ein Ausdruck einer allgemeinen Zersetzung der sittlichen Begriffe — einer Begleiterscheinung jener grundlegenden Umwälzung im Aufbau der Menschheit, die der jähe Anbruch des Maschinenzeitalters über unser ganzes Geschlecht verhängt hatte. Den Gesamtkomplex dieser Nieder- und Übergangserscheinungen zu überwinden ist eine Aufgabe, an der mitzuarbeiten die O.H.L. vielleicht diese und jene Gelegenheit durch allzu laxes Sichtreibenlassen im Strom der Zeitläufte versäumt hat. Ihre Lösung lag außerhalb der Kraft einer im Kampfe verstrickten Kriegsbehörde. Die Zusammenarbeit aller Kulturnationen wird vielleicht noch Jahrzehnte und Jahrhunderte angespannt wirken müssen, um der Menschheit jene Gleichgewichtslage zwischen Wunsch und Pflicht aufs neue zu bescheren, ohne die Kultur nichts anderes bedeutet als Fluch, Siechtum, Verfall.

13.

Mit einer Anspannung ohnegleichen hatte die O.H.L. Hindenburgs und Ludendorffs das titanische Problem der Regeneration und Reorganisation des deutschen Verteidigungsheeres gelöst und konnte insofern den kommenden Kämpfen mit gutem Gewissen und leiblicher Zuversicht entgegensehen. Neben diesen allgemeinen Aufgaben der Schärfung des stumpf und schartig gewordenen deutschen Schwertes hatte sie sich auch mit den großen Fragen der strategisch-taktischen Weiterführung des Krieges beschäftigt — soweit von Taktik und Strategie im Festungskrieg überhaupt die Rede sein konnte.

Was plante der Feind? Es war klar, daß die Entente den Hauptdruck auf die Westfront verlegen würde. Sie mußte eine Entscheidung anstreben, und die

Digitized by Google

konnte jetzt, da Rußland wankte, doch nur noch dort fallen, wo England und Frankreich Schulter an Schulter kämpften, wo an ihrer Seite über kurz oder lang der große Helfer von jenseits des Ozeans eingreifen würde. Darum wurde das Große Hauptquartier von Pleß nach dem freundlichen Badestädtchen Kreuznach verlegt, an dem „viele nach der Front laufende Kabel vorbeiführten", und dessen Hotels und Fremdenpensionen für die Masse der Stäbe und Bureaus Unterkunft boten.

Noch einmal aber: was plante der Feind — im Westen?! Es konnte nicht anders sein: wie bisher, so würde auch in Zukunft die Grundanlage aller feindlichen Angriffe durch die Mißgestalt bedingt sein, welche unsere Verteidigungsfront infolge der Entwicklung des Feldzuges der ersten Kriegsmonate in Angriff und Verteidigung gewonnen hatte. Das große Dreieck Nieuport-Soissons-Verdun forderte den Druck auf seine beiden dem Feinde zugekehrten Schenkel unabweisbar heraus. Aber diese Schenkel waren zusammen immerhin ungefähr 450 Kilometer lang. Wo würden die großen Schläge fallen? Die ungeheure zahlenmäßige Übermacht war auf seiten der Entente. Sie hatte an der gesamten

Digitized by Google

Westfront 190 starke Divisionen gegen 154 schwache deutsche einzusetzen (Fr. Immanuel, Der Weltkrieg, S. 210). Sie konnte jederzeit beliebig starke Stoßgruppen an jedem von ihr gewählten Punkt der Westfront versammeln.

Immerhin bedurfte die neue Angriffsschlacht, wie die Entente sie im Vollbesitz unbegrenzter Kriegsmittel und Menschenkräfte ausgebildet hatte, und die nicht durch geistvolle Führung, sondern durch das Übergewicht der rohen Materie zu wirken suchte, einer weitgehenden technischen Vorbereitung, deren Spuren unseren Fliegern nicht entgehen konnten. Solche Vorbereitungen bestanden bereits in erkennbarem Maße im Abschnitt der Sommeschlacht, der Verdunschlacht und der früheren Angriffe in der Champagne. Aber alsbald machten sich feindliche Arbeiten auch an anderen Stellen der Front bemerkbar: auch im Sundgau, der als Angriffsstelle für die deutsche O.H.L. besonders peinlich gewesen wäre, weil hier für die Verteidigung noch wenig geschehen war, und weil es schwer sein mußte, ihm rechtzeitig Verstärkungen zuzuführen. Des weiteren machte sich eine starke Bautätigkeit vor unserem Frontabschnitt zwischen Soissons und Reims bemerkbar. So bestand bei unserer O.H.L. lange Zeit Unklarheit über den Ort wie auch über den Zeitpunkt der zu erwartenden Großangriffe.

Die Entente gab sich im Vollgefühl ihrer riesenhaften Materialüberlegenheit dem Gedanken hin, es bedürfe keiner allzu weitgehenden neuen Vorbereitungen. Sie ging von der Annahme aus, die Deutschen würden wie bisher sich in ihren vordersten Gräben zusammenschießen lassen. Sie hatte ihre Kampfmittel vom vergangenen Sommer zu neuer unerhörter Massenhaftigkeit gesteigert und noch um ein neues vermehrt, dessen ganze Furchtbarkeit sie freilich selber damals wohl kaum gekannt hat: den Tank, den mit Maschinengewehren und zum Teil sogar mit leichten Feldgeschützen bewaffneten Panzerwagen, dessen geistreich ersonnener Bewegungsmechanismus ihn befähigte, sich sogar im schlachtzerpflügten Trichtergelände hemmungslos vorzuschieben, Drahthindernisse niederzuwalzen, Wälle und Gräben spielend zu überklettern. Dieser Tank war die letzte Steigerung des Gedankens der Kriegsmaschine, geradezu „das Symbol der Materialtaktik der Entente“ (Ritter).

Ernst von Wilbenbruch, der Mitkämpfer von 1870/71, schildert in einer packenden Szene seiner „Quitzows“ den mittelalterlichen Rittersmann, der auf seiner Burg eingeschlossen zum ersten Male von der neuerfundenen Feuerschlange bombardiert wird und die trotzigen Mauern seines Kastells unter dem Anprall der von einer geheimnisvollen Naturkraft vorwärts geschleuderten Steinkugeln wanken und bersten fühlt. Er spricht:

Ja, ich seh's, ich seh's.
Ha, wie das dasteht auf den plumpen Tatzen,
bis an den Bauch ins Erdreich eingewühlt!
Das ganze Ding nur Bauch und Schlund und Maul,
ein Schwein, das Unrat schlingt, um Mord zu spei'n!
— — — — — — — — — — — — —
Sprachrohr des Hasses, den die dumpfe Masse
dem ritterlichen Mann ins Antlitz wirft —
ich hasse dich! aus allen Seelentiefen
verachte ich die Zeit, die dich gebar!

Digitized by Google

Und soll ich sterben, nimm zum letzten Abschied
du meinen Fluch: wachse, vermehre dich,
du Ungetüm, aus deinem schwarzen Schoße
krieche der Mord und eine Brut von Mördern,
das jüngste deiner Kinder stets das schrecklichste
und der Verschlinger seiner Vorderen!
So stampfe durch die Welt, bis daß im Menschen
die Zeugungskraft der Menschheit du zertreten,
die Leidenschaft! Bis nichts mehr übrig bleibt
als der anschlägige Kopf, der im Verborgenen
Gifte ersinnt, bis du zum Welttyrannen,
zum gräßlich seelenlosen, angewachsen,
und bis die Menschheit, heulend dir zu Füßen,
ihr eigenes Geschöpf zum Tod verflucht!

Der Dichter hat gewiß geglaubt, diese Weissagung als eine „rückwärts gewandte Prophetie" auszusprechen. Er hat nicht ahnen können, daß das, was er als letzte Ausgeburt der „faulen Grete" miterlebt hatte, noch längst nicht die höchste Steigerung des Gedankens der Kanone sei. Der Weltkrieg hat der Weissagung, die er seinem verzweifelten Ritter in den Mund gelegt hat, erst ihre höchste und grauenhafteste Erfüllung gebracht.

Aber die Entente hatte, nachdem sie in Lloyd George ein neues, das politische Haupt bekommen hatte, sich auch ein neues militärisches Haupt gegeben. In der tiefen Enttäuschung, die Frankreich trotz unerschütterlicher Siegeszuversicht über das Mißlingen seiner gewaltigen Anstrengungen des Jahres 1916 empfand, hatte es seinen Retter Joffre fallen lassen und ihn durch den General Nivelle ersetzt, der im Sommer als Nachfolger Pétains die Verteidigung Verduns geleitet hatte. Und die englische Heeresleitung hatte sich nach langem Sträuben bereit gefunden, den Führer ihres Heeres, den Marschall Haig, seinem französischen Kameraden wenigstens für die große gemeinsame Angriffsschlacht zu unterstellen — Seitenstück zu der gleichartigen Entwicklung im Verhältnis der Heeresleitungen Deutschlands und Österreich-Ungarns. Der englisch-französische Plan sah den Angriff einer aus Verbänden beider Armeen zusammengestellten Durchbruchsgruppe auf einem Schlachtfelde vor, das den Schauplatz der Vorjahrskämpfe an der Somme umfassen, aber an beiden Flügeln über ihn hinausgreifen sollte. Gleichzeitig sollte ein selbständiger Angriff zusammengeballter französischer Kräfte den Frontabschnitt Reims-Soissons zertrümmern und die deutschen Linien zwischen Soissons und Roye in die Zange nehmen.

14.

Als die deutsche O.H.L. die klare Erkenntnis dieser Absichten des Feindes gewonnen zu haben glaubte, schritt sie zur Ausführung eines großen und entsagungsvollen Entschlusses, den sie seit langem schon für alle Fälle vorbereitet hatte. Sie hatte während des Winters auf der Linie Arras-St. Quentin-Laffaux eine rückwärtige Stellung ausheben und stark befestigen lassen, die aus einer kaum ganz zeitgemäßen Romantik heraus mit dem Namen „Siegfriedstellung" getauft worden war, vom Soldaten aber fortan „Hindenburgstellung" benannt wurde. Sie bot im Vergleich zu den Linien, welche die Sommeschlacht hinterlassen hatte, einmal den Vorteil, daß sie die beiden ungünstigen, weil kräfteverzehrenden und feindlichem Kreuzfeuer ausgesetzten Vorsprünge, die sich nördlich und

Digitized by Google

südlich des Sommekampfplatzes herausgebildet hatten, aufgab. Des weiteren flachte sie den fatalen Vorsprung der Gesamtfront bei Noyon wenigstens einigermaßen ab. Und endlich bot sie eine Frontverkürzung um rund 70 Kilometer.

Immerhin war es ein harter Verzicht, wenn die O.H.L. es sich abgewann, einen breiten Streifen bluterkämpften Feindeslandes freiwillig aufzugeben. Über den verhängnisvollen Eindruck, den ein solcher Schritt auf Heimat, Verbündete, Neutrale und Feinde machen mußte, war sie sich völlig klar.

Aber seine militärischen Vorteile gingen über die bereits dargelegten Momente noch hinaus. Er entzog dem Feinde „seine wahrscheinlichen Angriffsbasen" (Ritter). Sie verlegte das wüst zertrichterte Sommeschlachtfeld weit hinter die künftige Angriffsfront des Feindes und setzte damit das ganze feindliche Angriffssystem im Sommeabschnitt matt.

Angesichts der bereits weit vorgeschrittenen feindlichen Vorbereitungen im Abschnitt Soissons-Vailly hätte man vielleicht noch besser getan, ganze Arbeit zu machen und die Linie sofort unter Aufgabe der später so hart umstrittenen „Laffaux-Ecke" und vielleicht auch von La Fère und unter Anlehnung an den Felsklotz von Laon geradeswegs von St. Quentin bis Berry-au-Bac durchzulegen.

Die Ausführung dieses Entschlusses wurde ausnahmsweise einmal propagandistisch gut vorbereitet. Die deutsche Presse wurde vorher eingeweiht. Sie hat sich dieses Vertrauens durchaus würdig erwiesen. Sie hat ihren Lesern die Gründe des Zurückweichens in einer Weise nahegebracht, welche jede Panik in der Heimat vermied und auch auf die Beurteilung des Schrittes in der neutralen Presse von vorzüglicher Wirkung gewesen ist.

Ganz ausgezeichnet war selbstverständlich die militärische Vorbereitung. Schon seit dem 4. Februar wurde befehlsgemäß das ganze zu räumende Gelände durch umfangreiche Bergungs- und Räumungsarbeiten von allen militärischen Werten entblößt. Die Bevölkerung wurde zum Teil nach rückwärts abgeschoben, zum Teil in die Städte zusammengedrängt, um dort dem Feinde überlassen zu werden. Das Mobiliar der Wohnungen, die Glocken der Kirchen wurden hinter die neuen Verteidigungslinien gebracht. Eisenbahnen, Wegekreuzungen, Brücken wurden für die Sprengung vorbereitet. Jedes Waldstück, ja sogar die dem Franzosen so sehr ans Herz gewachsenen Obstgärten, welche feindlichen Abteilungen hätten Fliegerdeckung gewähren können, wurden niedergelegt. Was an Kunstschätzen aus Städten und Schlössern irgend zu bergen war, wurde in Sicherheit gebracht. Aber große, unersetzliche Werte mußten dem Kriegszweck zum Opfer fallen. So ging das prachtvolle Empireschloß Caulaincourt, das Napoleon seinem Marschall erbaut, so ging, ein Schmerz für die ganze Kulturwelt, die wunderbare Ruine Coucy-le-Château, das „Heidelberger Schloß Frankreichs", in die Luft. Hatte gerade Frankreich ein Recht, sich über Handlungen zu beklagen, die unter dem Druck härtester Kriegsnotwendigkeit erfolgten? Es hat bei den Pfalzverwüstungen auf um ein Vielfaches größerem Gebiet unvergleichlich schlimmeren Schaden angerichtet — aus reinem Vandalismus, ohne die Spur eines irgendwie zu rechtfertigenden Zwecks.

Am 16. März begann die große Räumung. Sie wurde eingeleitet durch eine Art Generalprobe, einen Teilrückzug an der Ancre vorwärts Bapaume. Dieses

Digitized by Google

Unternehmen bekam die Deckbezeichnung „Hagen". Als hier alles klappte, der Feind in seiner Verblüffung und in Sorge vor einer Falle nur sehr langsam und zögernd folgte, wurde dann auch der große, der „Alberich"-Rückzug eingeleitet. Der Feind schob sich auch hier nur sehr behutsam nach und setzte sich vor der stark ausgebauten „Siegfriedfront" nur mit schwachen Kräften fest.

Der Raum zwischen Arras und Laffaux war aus dem Bereich feindlicher Großangriffe herausgeschnitten. Um innerhalb dieses Raumes eine Übermaterialschlacht zu ermöglichen, hätte nicht nur das zur grausigen Wüste umgewandelte Gebiet der Sommeschlacht, sondern die ganze für militärische Zwecke gründlich verdorbene Zone, welche dem Feinde überlassen war, wieder instand gesetzt und die gewaltigen Vorbereitungen, die für den Feldfestungsangriff erforderlich waren, dorthin übertragen werden müssen.

Trotzdem läßt es sich bezweifeln, ob der Nutzen des Rückzuges den Plänen und Erwartungen der O.H.L. völlig entsprochen hat. Außer dem bereits hervorgehobenen Nachteil des schwachen Punktes an der Südflanke der neuen Stellung war auch die „Naht" zwischen alten und neuen Linien bei Arras ein fauler Fleck — wie die Arrasschlacht vom Frühjahr 1917 und die Entwicklung der Herbstkämpfe 1918 deutlich erwiesen haben. Und bei den großen Hilfsmitteln, die dem Feinde zu Gebote standen, ist es ihm verhältnismäßig rasch gelungen, sich in der zerstörten Zone leidlich einzurichten. Daß schließlich im Jahre 1918 unser Angriff quer durch die zerstörten Gebiete hauptsächlich an den von uns selbst geschaffenen Schwierigkeiten für den Nachschub scheitern würde, war allerdings bei Anordnung und Ausführung der Alberich-Bewegung noch nicht vorauszusehen.

Nur ein Wort noch zu diesen Vorgängen! Die Entente behauptet auch heute noch, die Zerstörungen, die der Alberich-Rückzug in der geräumten Zone hinterlassen habe, hätten das militärisch Notwendige und Gerechtfertigte um ein Vielfaches überschritten und kennzeichneten sich als Ausfluß einer zynischen Verwüstungsgier. Ihre Angriffe auf die deutsche Waffenehre haben wie so manche andere in Deutschland selbst schimpfliche Bundesgenossenschaft gefunden. Die Truppe mag im Übereifer hier und da zu weit gegangen sein: auch ist nicht zu verkennen, daß die furchtbaren Notwendigkeiten des Krieges einen in hoher Kultur- und Wirtschaftsblüte stehenden Landstrich mit viel härterer Faust treffen als die genau gleiche Handlungsweise, welche die Russen 1812 und 1915 und Hindenburg 1914 beim Rückzuge von Warschau beobachtet hatten, ein dünn bevölkertes und primitives Bauernland. Aber: die deutschen Maßnahmen waren unvermeidlich. Es lag ein typischer Kriegsnotstand größten Stiles vor. „Im übrigen waltete die Menschlichkeit, die nur mögilch war. Wir waren doch zu groß, um das Unglück anderer durch ungerechtfertigte Härten und böswillige Maßnahmen zu erhöhen" (Ludendorff). Und wer mit der Hungerblockade viele Jahre lang gegen Millionen Greise, Frauen und Kinder gewütet hat, durfte sich über Zerstörungen an toten Dingen nicht beklagen.

Die feindliche Propaganda aber bewährte angesichts dieser ganzen Entwicklung wieder einmal ihre glänzende Organisation und Führung. Die ersten Wochen hindurch hallte die Welt von eitel Siegesjubel wider. Kein Hinweis auf den Zustand, in dem die „befreiten Gebiete" angetroffen waren, durfte

Digitized by Google

den Eindruck stören, als fange der Boche an, den heiligen Boden Frankreichs fast fluchtartig zu räumen. Dann, nachdem diese Stimmungsmache wenigstens in den Feindländern (und dank der diesmal ausnahmsweise vortrefflichen Arbeit der deutschen Propaganda nur in diesen) gewirkt hatte, begann plötzlich wie auf Kommando das Wutgeheul über die neuen Beweise deutschen Hunnentums. Dieser Tobsuchtsausbruch tat jedenfalls dies eine unwiderleglich dar, daß die Alberich-Bewegung ein strategischer Meisterstreich der Verteidigung gewesen war, der dem Angreifer sein Konzept gründlich verdorben hatte.

Nach dem ursprünglichen Plan der Entente sollten die beiden getrennten Angriffsunternehmungen an so nahe benachbarten Abschnitten ansetzen, daß ihnen eine gemeinsame Wirkung hätte zuteil werden und ihr Gelingen sofort den unfehlbaren Einsturz des ganzen zwischen ihnen belegenen deutschen Frontabschnitts hätte zur Folge haben müssen. Die Zurückverlegung der deutschen Front zwang den Feind, seine beiden Unternehmungen räumlich weit von einander zu trennen und sie, statt auf die beiden Schenkel des weit vorspringenden Dreiecks, auf die beiden Flanken der nunmehr fast schnurgerade verlaufenden und stark befestigten neuen Stellung anzusetzen. Selbst wenn den beiden Frühjahrsangriffen, der Arrasschlacht und der Aisne-Champagneschlacht, viel größere taktische Erfolge beschieden gewesen wären, als beide tatsächlich erkämpft haben, war doch ihre strategische Aus- und Ineinanderwirkung durch das Aufgeben des gefährdetsten Teils der deutschen Stellung in Frage gestellt. Und außerdem hatte die deutsche O.H.L. mindestens zwei Monate für die Ruhe und Ausbildung der Truppen gewonnen.

Aufs neue meldete sich nun im deutschen Hauptquartier die spannungsvolle Frage: welche Entschließungen würde der Feind angesichts der ihm aufgezwungenen neuen Lage treffen? Ihm standen nur noch die Abschnitte Nieuport-Arras, Laffaux-Argonnen und Verdun zur Verfügung.

Ein glücklicher Zufall verhalf der O.H.L. zu einem klaren Einblick in die feindlichen Pläne. Am 5. April ward auf einem größeren Patrouillenunternehmen bei Berry-au-Bac ein französischer Befehl erbeutet, der den bevorstehenden Großangriff in allen seinen Einzelheiten beschrieb.

Die französische Division, welche diesen Befehl eingebüßt hatte, war gewissenhaft genug, seinen Verlust zu melden. Am folgenden Tage fand in Compiègne ein englisch-französischer Kriegsrat statt. Viele Stimmen wurden laut, die vom Angriff angesichts der veränderten Lage abrieten. Aber der neue Generalissimus beharrte auf Ausführung der aufgestellten Pläne, soweit sie zurzeit noch durchführbar waren. Er setzte seine Auffassung durch. Und drei Tage später brach der nördliche Stoß des angesetzten gewaltigen Doppelangriffs los. Der südliche folgte, allerdings mit einer ganzen Woche Verspätung.

Digitized by Google

15.

Der Doppelstoß traf die Westfront in einer wesentlich gefestigten Verfassung. Wenn auch die seelischen Folgen der Verdun- und Sommeschlacht nicht völlig hatten ausgeglichen werden können — die vier Monate einer fast ungestörten Ruhe und Vorbereitung, das Wissen um die erhebliche Verbesserung des ganzen Verteidigungsapparates hatten das Sicherheitsgefühl und die Zuversicht der Truppe mächtig erhöht. Der Soldat wußte hinter der Front ganz andere Reserven an Truppen wie an Kriegsgerät, vor allem an Munition bereitgestellt als im vergangenen Sommer der ununterbrochenen Krisen. Das Hindenburg-Programm war wirksam geworden.

Auch die O.H.L. sah mit gestärkter Zuversicht in die Zukunft. Die Bedrohung durch das bewaffnete Eingreifen Amerikas lag noch in weiter Ferne und wurde wohl auch unterschätzt — teils weil man keine klare Vorstellung von der ungeheuren Energie und den unerschöpflichen Machtmitteln Amerikas hatte, teils weil man die Schwierigkeiten der Seetransporte und ihre Gefährdung durch das U-Boot zu hoch anschlug. Wie weit der Umsturz in Rußland eine Entlastung der Ostfront bringen würde, war noch nicht zu übersehen. Immerhin: eine gewisse Erleichterung unserer Lage war von dem „Wunder" schon zu erhoffen. Ein Volk, das inmitten einer so grundstürzenden Umwälzung stand, brauchte nicht mehr als vollwertiger militärischer Gegner gezählt zu werden. Die Isonzoschlachten waren nicht wieder aufgeflammt. In Mazedonien hatten die Bulgaren sich mit Hilfe der deutschen 11. Armee gegen neuerliche Angriffe der Orientarmee behauptet.

Nur von der Peripherie des Osmanischen Reiches waren beunruhigende Nachrichten gekommen. Die Engländer waren nun endlich mit ihren großen Vorbereitungen für die Racheexpedition im Norden des Persischen Meerbusens fertig geworden und hatten die türkische Irakfront scharf angefaßt. Am 25. Februar war Kut-el-Amara zurückerobert worden, und am 11. März sogar Bagdad in die Hände der Engländer gefallen — für die Mittelmächte politisch und militärisch ein gleich harter Schlag! Er forderte eine Gegenunternehmung geradezu gebieterisch heraus, wenn Deutschland nicht auf seine Orientpläne, die Türkei auf ihre Herrschaft in Mesopotamien verzichten wollte. Auf Enver Paschas Ansuchen wurde ein „Asienkorps" gebildet, an dessen Spitze Falkenhayn berufen wurde, seinem Wunsch entsprechend. Das weitschauende Unternehmen wurde sorgfältig vorbereitet.

Aber der Vorstoß der Engländer in Mesopotamien hatte nur ein entferntes Außenwerk getroffen. Die Festigkeit der Gesamtstellung hatte während des Jahres 1916 erheblich gewonnen, und mit gutem Vertrauen sahen O.H.L. und Armee den kommenden Stürmen entgegen. Galt es doch lediglich die verkürzten Verteidigungslinien zu behaupten, bis die berühmten fünf Monate des unbeschränkten U-Boot-Krieges abgelaufen sein würden und England „auf die Knie gezwungen" ...

Die strategische Offensive lag jetzt da, wo einmal die ganze deutsche Zukunft gelegen hatte: auf dem Wasser ...

Digitized by Google

Drittes Kapitel

Frühjahrsstürme

I.

Die 6. Armee, die am 9. April vom ersten Angriffsstoß getroffen wurde, war mit ihren Vorkehrungen für die nach den neuen Grundsätzen zu führende Abwehrschlacht noch nicht fertig geworden. Die „Gliederung nach der Tiefe" war noch nicht durchgeführt, der Artillerieaufmarsch erst in der Entwicklung begriffen. Ludendorff hatte der Heeresgruppe den dringenden Rat gegeben, die Reserven im Abschnitt der 6. Armee näher heranzuführen. Wenn dann auch ein Durchbruch der vordersten Stellungen erfolgt wäre, hätten sie zum sofortigen Gegenstoß als „Eingreifdivisionen" bereitgestanden. Sie waren nicht zur Hand: sie waren weiter rückwärts mit Stellungsbau beschäftigt.

Auf die vordersten Gräben, die nach dem alten Schema noch immer mit Besatzung vollgepfropft waren, prasselte ein nicht langes, aber furchtbar vernichtendes Vorbereitungsfeuer nieder. Dann setzte vor der ganzen Front der 6. Armee auf 20 Kilometer Breite nördlich und auf 10 Kilometer Breite südlich von Arras ein wütender Ansturm der Engländer ein. Zum ersten Male wälzten sich aus dem Brodem der Schlacht auf die deutschen Linien die feuerspeienden Stahlungetüme der Tanks heran, überkletterten die Gräben und trugen in die Reihen der Verteidiger das bleiche Entsetzen. Eine Katastrophe wie die vom Douaumont trat ein. Die Divisionen der Verteidiger wurden einfach überrannt, schon am Vormittage stand der Engländer in der deutschen Artilleriestellung und gewann die beherrschenden Höhen rückwärts der deutschen Linien. Die Abschnitte, welche standhielten, wurden umgangen und vernichtet. Der Einbruch war gelungen: auf viele Kilometer Breite stand der Angreifer im freien Felde.

Es ist fast unbegreiflich, daß die englische Führung auch diesen Erfolg nach all den gleichartigen Erfahrungen des Vorjahres nicht zu nutzen verstand. Sowie die englische Infanterie den Rückhalt an ihrer Artillerie verloren hatte, machte sie wie angedonnert halt und fand nicht die Kraft des Entschlusses, durch Einschwenken nach rechts und links die stehengebliebenen deutschen Frontteile seitlich der Einbruchsstelle aufzurollen und „den Einbruch zum Durchbruch zu erweitern".

Dennoch: eine der schwersten Krisen des Feldzuges war ganz überraschend über die O.H.L. hereingestürzt. Nahezu vier Wochen voll schwerster Sorge waren mit den Anstrengungen der Verteidigung ausgefüllt, das 15 Kilometer breite und 6 Kilometer tiefe Loch zu stopfen. Jetzt endlich begriff die Truppe unter dem Drang der äußersten Not das neue Abwehrverfahren. Nicht neue Gräben wurden ausgehoben, sondern die nun endlich anrückenden Eingreifdivisionen verteilten sich über das ganze von Granattrichtern zerfiebte Angriffsfeld und entzogen sich so der Erfassung durch die nachrückende feindliche Artillerie, um dem Vordringen der dicht geballten englischen Infanteriemassen mit Maschinengewehr, Handgranate und Büchse Einhalt zu gebieten. Marschall Haig be-

Digitized by Google

folgte sein altes, stumpfsinniges System des stiermäßigen Anrennens gegen die nächsten Widerstandsgruppen. So wütete die Arrasschlacht, ein fast genaues Gegenbild der Sommekämpfe, im ständigen Anschwellen zu mörderischen „Großkampftagen" bis in den Mai hinein weiter, ohne daß es dem Angreifer gelang, die verhängnisschwere Bedrohung zu einer Entscheidung zu steigern.

2.

Es ist nicht erkennbar, warum Haig seine Offensive nicht so lange aufgeschoben hat, bis sein französischer Kamerad und derzeitiger Vorgesetzter Nivelle ebenfalls sturmbereit war. Erst eine Woche nach dem Beginn des englischen Anpralls setzte auch die große französische Durchbruchsunternehmung ein

Digitized by Google

Sie bestand aus einem Haupt- und einem Nebenangriff. Das Ziel für beide war strategisch ausgezeichnet gewählt. Nördlich der Aisne, zwischen Laffaux und Craonne, mündete die Siegfriedstellung in die alten Linien der 7. Armee ein. Dieser Abschnitt war das Ziel des linken Flügels des französischen Hauptangriffs — sein Zentrum stieß beiderseits Craonne, der rechte Flügel nordwestlich Reims vor, um nach geglücktem Durchbruch die linke Flanke der Hindenburgstellung zu umfassen, deren rechte der Angriff bei Arras bedrohte.

Der Nebenstoß setzte in der Champagne beiderseits Prosnes an. Seine Aufgabe war es, einen zweiten Durchdruch zu erzwingen, um auf diese Weise den Einsatz der deutschen Reserven zu zersplittern.

Nivelle war „des trockenen Tones satt". Ihm graute vor dem Gedanken an eine neue Sommeschlacht. Sein soldatisches Empfinden widersetzte sich der widerwärtigen Vorstellung einer Verewigung dieses ideenlosen, maschinenmäßigen Bearbeitens einer Festungsfront, als gälte es mit Meißel und Sprengbohrer einen Tunnel durch einen Bergkamm zu graben. Ihn verlangte nach großer, kühner Tat, nach jäher Zertrümmerung der feindlichen Verteidigungsmauer und neuem „frischfröhlichen" Krieg im freien Felde. Frankreich wartete. Frankreich grollte. Frankreichs Ungeduld hatte, des Marneruhms vergessend, den „grignoteur", den Anknabberer Joffre nach Hause geschickt. Frankreich forderte Taten. Man durfte es nicht enttäuschen.

In seinem Hauptquartier hatte Nivelle für solche Gesinnung nicht allzuviel Verständnis gefunden. Marschall Haig fühlte sich bei diesem nach dem Vorbild eines großen technischen Unternehmens betriebenen Zermürbungs- und Abtragungskriege ganz wohl. Der Engländer hatte Geduld, Nerven und Zeit. England war vom Feinde frei. England konnte warten. Es hatte auch keine Sorgen um Mannschaftsnachwuchs. Seine Dominions ließen es nicht im Stich. Im Hintergrunde rüstete Amerika. Frankreichs Rekrutendepots waren ausgeleert. Schon machte der Slamese, der Madagasse, der Marokkaner in den Straßen von Paris sich breit und unternahm kecke Vorstöße wider das Herz der weißen Frau. Dies alles kam für Haig nicht in Betracht. Wozu wagen und den Soldaten opfern, wenn man die Maschine und die Zeit arbeiten lassen konnte?!

Seine Schwerfälligkeit fand in Nivelles Stabe Parteigänger. General Pétain, der selbst auf den Posten des Generalissimus kandidiert hatte, schloß sich der Auffassung des Engländers an. Für das langsamere Verfahren sprach die neue Lage, die der Rückzug der Boches geschaffen hatte. Die ganz große, innerlich zusammenhängende Aktion, wie sie Nivelle vorschwebte, war dadurch doch unmöglich geworden.

Heftig platzten im Kriegsrat vom 6. April die Gegensätze aufeinander. Nivelle forderte seine Entlassung. Haig beschied sich, griff an, und dann wurde auch Nivelles Mammutoffensive losgelassen.

Sie war glänzend vorbereitet. Das Aufgebot an schwerer und schwerster Artillerie überbot jede bisherige Vorstellung. Hinter der Angriffsarmee war eine ganze selbständige Reservearmee bereitgestellt, um nach dem Einbruch den Durchbruch herbeizuführen und nach dem unfehlbaren taktischen Erfolg des ersten Ansturms die strategische Auswertung durchzusetzen. Ihr waren

Digitized by Google

ſtarke Kavalleriemaſſen beigegeben, die alsbald rechts und links einſchwenken und die rückwärtigen Verbindungen der angrenzenden deutſchen Frontabſchnitte durchſchneiden ſollten. Mit beſonders ſtarken Mitteln aber war, ganz im Sinne der pſychologiſchen Methoden, welche die Entente bei der Bearbeitung der ganzen Welt anzuwenden verſtand, für die préparation morale, die Vorbereitung der Seele des Soldaten gearbeitet worden. In Wort und Lied, in Vortrag und Filmbild war der Truppe die Rieſenmäßigkeit der Zurüſtung und die unbedingte Gewißheit des Sieges nahegebracht worden.

In ſeltſamem Widerſpruch zu dieſer ſtrategiſchen Großzügigkeit der Geſamtanlage ſtand der erſtaunliche Irrtum, den man bei Auswahl aller beiden Angriffsſtreifen in taktiſcher Hinſicht begangen hatte. Das Gelände, das ſowohl der Haupt- als der Nebenangriff zu durchſchreiten hatten, war topographiſch geradezu ein Seitenſtück zu dem Vorgelände von Verdun, in dem vor einem Jahre ſich die Kraft des deutſchen Anlaufs verfangen hatte. Von weſtlich Vailly bis Berry-au-Bac zogen ſich die franzöſiſchen Ausgangsſtellungen am Fuß eines langgeſtreckten Berggeländes hin, deſſen Höhen von den deutſchen Stellungen gekrönt wurden. Tief eingeſchnittene Seitentäler wanden ſich die ſteilen Hänge hinan, leicht zu ſperren und für den Angreifer die reinen Menſchenfallen. Auf dem kahlen Kamm dieſer ſtarken natürlichen Feſtung zog ſich faſt wie mit dem Lineal gezogen der „Damenweg“ hin, eine Straße, in galanter Zeit für die Spazierfahrten adeliger Frauen geſchaffen. Von ihr aus ſprang baſtionsartig noch ein Berggelände gegen Vailly vor, deſſen Räumung die O.H.L. ſich beim Alberich-Rückzuge nicht hatte abringen können. Es hatte ſchon 1914 nach dem Marnerückzuge ſchwere Kämpfe erlebt und war gegen heftige engliſche Angriffe damals in blutigem Ringen gehalten worden. Abgeſehen von dieſem gefährdeten Vorſprung war die Verteidigungsſtellung unvergleichlich. In ihrem Schutze hatte die 7. Armee, von größeren feindlichen Unternehmungen ſo gut wie gänzlich unbeläſtigt, zwei Jahre lang ein höchſt behagliches Leben geführt, das ſie zum Dorado für abgekämpfte Diviſionen gemacht und ihr den Scherznamen „Das ſchlafende Heer“ eingetragen hatte. Sie konnte ſich auch jetzt nicht recht zu der Erkenntnis durchringen, daß der Feind es wirklich wagen könnte, dieſe Bergfeſte zu berennen, gegen welche die Spicherer Höhen ein Maulwurfshaufen geweſen waren.

Etwas beſſer ſtand es für den Angriff im Raume Berry-au-Bac bis Reims. Hier lag zwiſchen Winterberg und Brimont eine gegen die deutſchen Stellungen hin nur mäßig anſteigende Ebene. Dagegen war der Nebenangriff vorwärts Prosnes wiederum gegen einen Höhenzug angeſetzt, der den deutſchen Stellungen einen kraftvollen Rückhalt bot.

Das Schlimmſte aber für den Angriff war dies: das jähe Anſteigen des Kampfgeländes vor faſt der ganzen Breite der Unternehmung ſchloß die Verwendung des Tanks nahezu durchgängig aus. Die Wahl dieſes Geländes war gleichbedeutend mit einem faſt völligen Verzicht auf dies neue Kampfmittel.

Offenbar hatte ſich Nivelle, wie einſt Falkenhayn, auf den Gedanken verbiſſen, „den Stier bei den Hörnern zu packen“ ...

Vom 12. April an erſchwoll vor der ganzen Front der beiden Angriffsſtreifen ein Trommelfeuer von nie erlebter Wucht und Wildheit. Es beſchränkte

Digitized by Google

ſich nicht auf die vorderſten Steiiungen. Es ſchlug tief ins Hintergeiände hinein auf Stabsquartiere, Ruheiager, Dörfer und Wegekreuzungen, ſogar bis zum Bahnkörper der von Reims und Soiſſons nach Laon führenden Schienenſtränge.

Am 16. Aprii brach der Sturm gegen den Damenweg los. Was unbedingt vorauszuſehen geweſen war, geſchah: der vorſpringende Teil der deutſchen Linien zwiſchen Laffaux und Cerny, vom konzentriſchen Artiileriefeuer im Haibkreis umtobt, konnte nicht gehaiten werden. Unter ſchweren Opfern mußten die Verteidiger auch hier auf die Linie des Damenwegs zurückgehen. Aiie Verſuche der Stürmer aber, die Deutſchen vom ſchmaien Rücken des Bergkammes über den Steilhang ins nächſte Tal hinunterzuwerfen, biieben fruchtios. Der Angriff verfing ſich in den Schiuchten. Hier wurden die nachſtürmenden Bataiiione des zweiten Treffens von der deutſchen Artilierie grauſig zuſammengeſchoſſen.

In der Ebene öſtiich Craonne hatte Niveiie die ganze Wucht ſeiner 70 Tanks eingeſetzt. Aber das franzöſiſche Modeli erwies ſich weit weniger kriegsbrauchbar ais das engliſche: die Hälfte der Stahikoioſſe wurde durch Artiileriefeuer zur Strecke gebracht, der Reſt hatte ſeine liebe Not, der Vernichtung zu entrinnen. Immerhin hatte ihre Mitwirkung genügt, um hier eine ſchmaie Einbruchsſteiie zu erzwingen, die auf Juvincourt zielte. Eine Eingreifdiviſion trat hier dem weiteren feindiichen Vordringen entgegen. Am Brimont entſtand ein dritter Einbruch, deſſen Gewinn den Franzoſen aber ſofort wieder durch Gegenſtoß der Reſerven entriſſen wurde. An aiien anderen Stellen blieb der Angriff unter furchtbaren Verluſten des Feindes vor den deutſchen Gräben iiegen.

In wiidem Ungeſtüm verſuchte Niveiie am nächſten Tage den taktiſchen Erfolg durch Einſatz der für ſeine ſtrategiſche Auswirkung aufgeſparten Kräfte zu erzwingen. Er ſchob durch die Lücken der zerſchmetterten Angriffsſtaffeln ſeine Reſervearmee in die vorderſte Linie und ſuchte wenigſtens an der einzigen Stelie, an der eine taktiſche Ausſicht überhaupt beſtand, an der Einbruchsſtelie bei Juvincourt, den Durchbruch zu erzwingen.

Aber die neue Kampfesweiſe der Deutſchen feierte hier ihren erſten großen Triumph. Das noch ſo gewaitige Vorbereitungsfeuer der Franzoſen konnte ſeibſt bei ſchrankenioſem Munitionseinſatz die deutſchen Steiiungen nun nicht mehr erfaſſen — denn dieſe waren nicht mehr auf ein ieicht erkennbares Grabenſyſtem konzentriert, ſondern überail im Geiände, für die Linſe des Fliegers unerreichbar, verteiit. Den Angriffswellen ſchiug das Feuer einer ungebrochenen Infanterie entgegen und mähte ſie nieder, gieich der Sichei des Schnitters.

Nicht ganz ſo ſchiimm erging es den Franzoſen im Anfang mit ihrem Nebenangriff in der Champagne, der ſeltſamerweiſe erſt einen Tag nach dem Hauptſtoß einſetzte. Hier traf der die Höhen hinanfiutende Anſturm auf eine weiche Stelle: eine Diviſion hieit nicht ſtand. Die Höhenkette des Mont Haut, des Hochbergs, ging verloren. Zwei Tage blieb die Lage geſpannt, bis ſchneii herangeworfene Stoßdiviſionen zum Gegenangriff antreten konnten. Ihr Einſatz iſt bedauerlicherweiſe ohne die erforderliche Artiiierievorbereitung erfolgt. Die Höhenkette konnte nur an einigen Steiien zurückgewonnen werden. Eine dauernde Beeinträchtigung der deutſchen Front in dieſem Abſchnitt iſt beſtehen geblieben. Der Durchbruch freiiich mißiang auch hier vollſtändig.

Digitized by Google

Vergebens versuchte General Nivelle in den nächsten Wochen an beiden Stellen neue Angriffe. An der Aisne wie in der Champagne brachten sie dem Feinde nur neue entsetzliche Verluste.

Der große Frühjahrsansturm im Westen war blutig zusammengebrochen. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, deren 7., 3. und später auch die von der Siegfriedstellung herangezogene und zwischen beide eingeschobene 1. Armee die Abwehrschlacht haben durchkämpfen müssen, hat einen großen Sieg erfochten — dank der zähen Tapferkeit der Truppe und nicht minder dank dem neuen Verteidigungsverfahren, das sich in diesen schwersten Kämpfen durchaus bewährt und die Verluste an Menschen und Material herabgesetzt hatte, während der Feind in massiertem Ansturm wahre Hekatomben eingebüßt hatte. Freilich: auch die deutsche Front fühlte ihre schweren Opfer.

Was wäre geworden, wenn gleichzeitig Rußland, dem Plan der Entente entsprechend, mit der Salonikiarmee zusammen den beabsichtigten konzentrischen Angriff auf Bulgarien hätte führen können? Daß die Frühjahrsoffensive der Westmächte allein verhältnismäßig so leicht abgeschüttelt werden konnte, das war die erste Auswirkung des „Wunders" im Osten. „Im April und Mai 1917 hat uns trotz unseres Sieges in der Aisne-Champagne-Schlacht allein die russische Revolution vor Schwerem bewahrt," gibt Ludendorff zu.

3.

Grenzenlos war die Enttäuschung der Entente. Der Rückschlag der Stimmung von ausschweifender Hoffnung zu tiefstem Verzagen wurde in Frankreich fast Katastrophe.

Die Offensive hatte von den Franzosen ein neues, kaum erträgliches Blutopfer gefordert. An 150 000 Tote und Verwundete hatte sie gekostet. Der Soldat verlor den Glauben an die Möglichkeit des Sieges. Sein Fluch traf den Generalissimus Nivelle, den „buveur de sang", den „Blutsäufer". Die Regierung opferte ihn und ersetzte ihn durch seinen Nebenbuhler Pétain, den Retter Verduns. Stabschef wurde General Foch.

Der Armee war hiermit nicht genug getan. Sie verlangte nach dem Ende des Mordens. Ein Hauch des russischen Umsturzes wehte von der Ostfront her über das Mutterland der Revolution. Die Trümmer der schlachtzerfetzten Angriffsdivisionen versagten ihren Führern den Gehorsam. Meutereien rissen sechzehn Armeekorps in ihre Strudel. Sie weigerten die Rückkehr zur Front. Nach russischem Vorbild entstanden Soldatenräte, ganze Abteilungen entrollten rote Fahnen und verlangten nach Paris geführt zu werden, um die Revolution auszurufen.

Der neue Oberfeldherr stand vor der Sorge, daß Frankreichs schartiges Schwert ihm in der Hand zerbräche, ehe er es neu würde schärfen können. Er mußte der französischen Kammer versprechen, dem Lande während des ganzen Jahres 1917 kein weiteres Blutopfer zuzumuten. Er mußte im Kriegsrat der Entente die Forderung stellen, man solle von weiterer Offensivtätigkeit bis zum Eingreifen der Amerikaner absehen.

Digitized by Google

Eine Krise war für unsere Feinde entstanden, wie sie nicht einmal ahnungsweise vorauszusehen gewesen war. Wie, wenn nun die Deutschen über Rußland, über Italien herfielen? Die Westmächte würden ihnen keine Unterstützung bringen können ...

Von diesem ungeheuerlichen Rückschlag im Ententelager, von den schauderhaften Vorgängen im französischen Heer hat die deutsche O.H.L. so gut wie keine Kenntnis erlangt. Der deutsche Nachrichtenapparat hat kläglich versagt. So blieb die Krisis der Feinde ungenutzt, und Ost- und Westfront verharrten in abwartender Ruhe.

In diesem Augenblick, als Frankreich unmittelbar vor völligem Versagen stand, riß England mit stählerner Faust zum zweitenmal die geistige Führung des Feindbundes an sich. Lloyd George eilte nach Paris. Hier freilich erlebte auch er, angesichts der tiefen Depression, die er vorfand, den einzigen Augenblick der Schwankung. Er schickte sich an, mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Ribot, nach Rom zu reisen, um sich mit Italien wegen eines Verständigungsfriedens ins Benehmen zu setzen.

In dieser schwersten Krisis der Entente erhielten die feindlichen Staatsmänner auf dem Umweg über zwei abscheuliche Indiskretionen Nachrichten aus Deutschland, welche ihnen bewiesen, daß von den Säulen, auf denen Deutschlands Siegeshoffnung ruhte, zwei zu wanken begannen: die Treue seines wichtigsten Bundesgenossen und die innere Geschlossenheit des deutschen Kriegswillens.

Diese rettende Erkenntnis richtete Lloyd Georges Nacken, den er ein einziges Mal sekundenlang gebeugt hatte, wieder empor. Es gelang seiner dämonischen Energie, der französischen Regierung den Rücken zu stärken. Er versprach, England werde die ganze Kraft seines Heeres einsetzen, um das aus tausend Wunden blutende Frankreich zu entlasten. Er versprach's und konnte es versprechen im Vertrauen auf die zähe Willenskraft seines Volkes, obwohl dieses selber den Griff des Schicksals an seiner Kehle zu spüren begann. Denn die ersten vier Monate des unbeschränkten U-Boot-Krieges hatten die ärgsten Befürchtungen Englands, die kühnsten Hoffnungen Deutschlands übertroffen. Aber Englands Willenskraft und die wilde Energie seines leitenden Staatsmannes rissen das eigene Volk und den Verbündeten aus banger Entnervung wieder empor.

Was Lloyd George in Paris leistete, schaffte Haig in Compiègne. Er verlangte und erzwang den Beschluß zur Fortsetzung des Angriffs noch in diesem Jahr. Er verpflichtete sich, in Flandern eine neue große Übermaterialschlacht zu organisieren und ihre Hauptlast durch Einsatz englischer Truppen zu bestreiten. Aber Frankreich solle nicht tatenlos beiseite stehen. Vor allem müsse es die völlige Zerrüttung seiner Armee verhindern, selbst mit äußersten Maßregeln.

Sie blieben nicht aus. Die brutale Energie des Briten belebte die gesunkene Tatkraft der französischen Heeresleitung. Mit drakonischem Eingreifen stellte sie die Zucht wieder her und scheute nicht vor vielen Hunderten von standrechtlichen Todesurteilen zurück. Es kann nur höchste Bewunderung erwecken, wie Frankreich das Heil der Gesamtheit über Leben und Launen des Einzelnen hinweg zum Siege geführt hat.

Digitized by Google

Und es ist andererseits tief beschämend, wenn man von diesem Schauspiel englischer und französischer Seelengröße den Blick auf die Vorgänge lenken muß, die zu gleicher Zeit, als die Entente all ihre Kräfte zusammenraffen mußte, um ihrer jähen Ermattung und Ernüchterung Herrin zu werden, die deutsche Zersetzung zum offenen Ausbruch brachten und damit den Grund, auf dem die deutsche Verteidigung ruhte, erschütterten.

4.

Hätte im Frühjahr 1917 die seelische Spannkraft des deutschen Volkes noch auf der Höhe gestanden — Deutschland hätte seinen Siegern von Arras, vom Damenweg, vom Hochberg zujubeln, sich ihrer durch stolzes Dulden des helmischen Ungemachs würdig erzeigen müssen.

Wer hatte den Koloß Rußland zum Sturz gebracht? Wer die wankenden Bundesgenossen befähigt, sich auf dem Karpathenkamm und an Tirols Gletscherhängen, im öden Bergland von Monastir und am Seepaß der Dardanellen zu behaupten? Wer hatte Serbien und Rumänien in den Staub geworfen? Vom deutschen Offizier geführt der deutsche Soldat. Einzig am Isonzo war bisher noch kein Deutscher eingesetzt worden. An allen anderen Fronten ragten unzählige schlichte Holzkreuze, die den Preis deutscher Treue und Tapferkeit verkündigten. Schulter an Schulter hatten Führer und Mann im Westen und im Osten dem Ansturm fast aller Rassen und Völker des Erdballs getrotzt. Und zur See wütete seit dem 1. Februar der zähe Selbstbehauptungswille deutschen Wesens mit dem Torpedo gegen die Kriegs- und Handelsmacht der Meerherrscherin, die uns Erdrosselung zugedacht hatte. In der atembeklemmenden Enge des Unterseeboots zusammengepfercht durchquerten Kapitänleutnant und Matrose die Tiefen des Ozeans, um Abwehr und Vergeltung zu üben an denen, die nach Leben und Gedeihen unserer Frauen und Kinder zielten. England lernte das Fürchten. Es wäre zusammengebrochen, hätte nicht die eine, die letzte Hoffnung seine bewundernswerte Tatkraft und Opferwilligkeit aufrecht erhalten: das Wissen um Amerikas entschlossenen Kriegswillen, seine unerschöpflichen Machtquellen, seine riesenmäßigen Rüstungen.

Das alles hatte das deutsche Heer geleistet — von den Bundesgenossen seit langem nur noch matt unterstützt, mit Klagen und Hilferufen überschüttet, durch ihre Schwerfälligkeit und Selbstüberschätzung peinlich behindert, durch ihr unverhofftes Versagen selbst gegenüber minderwertigen Feinden oft genug hart gefährdet und zu kaum erträglichen Leistungen und Opfern gezwungen. Das deutsche Heer — eine Millionenschar von Helden, deren Größe durch die unvermeidliche Minderwertigkeit einzelner Elemente nicht beeinträchtigt, nicht angekränkelt worden war. Das deutsche Heer — obwohl es in seiner Zusammensetzung mit den Stürmern von 1914 schon längst nicht mehr zu vergleichen war — obwohl es zu einem hohen Prozentsatz bereits aus Männern bestand, die nicht mehr der Friedensschulung unterworfen gewesen waren — die als Soldaten Improvisationen waren, wie weit mehr als die Hälfte aller der Divisionen und unzähligen anderen Formationen, die im Drang des Krieges aus der Erde gestampft worden waren.

Digitized by Google

Nach ihrem letzten gewaltigen Frühjahrssieg hoffte die Armee aufatmen zu können. Die Schwesterwaffe schien ihre kategorischen Versprechungen wahr zu machen, schien die Offensive, die sie dem Landheer aus der Hand zu nehmen sich unterfangen hatte, durchführen zu können. Und aus dem Osten blinkte ein fahles Hoffnungslicht. Bald sollte sich zeigen, daß es ein Irr- und Trugiicht gewesen war.

Die 80 deutschen Divisionen, welche an der Ostfront dem Heere gegenüberstanden, das seinen obersten Kriegsherrn nach Sibirien geschickt hatte, waren des Glaubens gewesen, ihre Aufgabe sei erfüllt — die Revolution werde bald Frieden machen müssen, um sich dem Wiederaufbau ihres Landes zu widmen. Sie hatten ohne die Entente gerechnet. Sie hatten nicht geahnt, daß die Entente geholfen hatte die Revolution machen, um sich des Zaren zu entledigen, der Friedensneigungen gezeigt hatte. Aber die Entente hatte noch mehr getan: sie hatte den neuen Führer des russischen Volkes, den Revolutionsdiktator Kerenski, für die Fortführung des Krieges verpflichtet. Das Unglaubliche geschah: der gelähmte Körper des russischen Heeres wurde noch einmal zu einer letzten Kraftanstrengung galvanisiert.

Einen der deutschen Heerführer, den General v. Linsingen, hatte die Ungeduld des Wartenmüssens übermannt. Er hatte Anfang April am Stochod nordöstlich Kowel einen auf Verbesserung der deutschen Stellungen abzielenden örtlichen Vorstoß unternommen und vollen Erfolg und eine Menge Gefangene eingebracht. Das ging der Reichsleitung gegen den Strich. Sie schmeichelte sich der Hoffnung, mit der russischen Republik über kurz oder lang zum Frieden kommen zu können. Und diese Aussicht wollte sie sich nicht durch deutsche Angriffe stören lassen.

Dabei mußte Bethmann zugeben: schon die ersten Wochen nach Ausbruch der Revolution hatten den Beweis geliefert, daß die neuen Lenker der russischen Geschicke nicht daran dachten, die grenzenlose Friedenssehnsucht des Volkes, dessen Wille sie so hoch gehoben hatte, zu stillen.

Die Westmächte verstanden sich auf die Politik. Sie, die durch Jahrzehnte die Verbündeten des autokratischen Zarenregiments gewesen waren, erklärten dem russischen Volke: nun erst, da es die Zwingherrschaft der Romanows abgeschüttelt habe, sei es in Wahrheit der würdige Verbündete der freiheitlichen Demokratien des Westens gegen die Tyrannenherrschaft des deutschen, des österreichisch-ungarischen und des türkischen Kaisertums. Ein Sieg der Mittelmächte, so redeten sie den Revolutionären ein, werde die Wiederaufrichtung der Zarenherrschaft in Rußland herbeiführen. Der russische Liberalismus verstrickte sich in diesem Truggespinste. Genau so ahnungslos wie vordem die zaristische Regierung ließ er sich zum Soldknecht der Westmächte anwerben — was nicht die Milliardendarlehen Frankreichs erreicht hatten, das bewirkte nun die Rattenfängerweise von der „Einheitsfront der Weltdemokratie gegen die deutsche Autokratie".

Die Entente handelte — die deutsche Regierung wartete und versäumte. Sie fürchtete, ein deutscher Angriff werde von den neuen Machthabern Rußlands als ein erster Versuch zur Einmischung in die russischen Verhältnisse mit dem Ziel der Wiederaufrichtung des Zarentums aufgefaßt werden ... Un-

Digitized by Google

nötige Sorge: die Entstellungskunst der Entente hatte die bürgerlichen Republikaner, welche die erste Phase der russischen Revolution führten, längst bedingungslos zur Gefolgschaft geworben.

Kerenski fühlte den Ehrgeiz, der Napoleon der russischen Revolution zu werden. Vergebens erklärte Bethmann am 15. Mai im Reichstage, wenn Rußland ein friedliches Nebeneinanderleben wolle, denke Deutschland gar nicht daran, in die selbstgewollte Freiheit des Nachbarvolkes irgendwie einzugreifen. Die Kriegsstimmung der neuen Machthaber war nicht mehr zu bändigen. Immerhin hatte das Zaudern der deutschen Regierung die O.H.L. angesteckt. Diese erkannte klar, daß es militärisch kaum zu verantworten sei, wenn man der Entente Zeit lasse, die russische Armee zu neuem Erstarken zu bringen. Aber es wirkt fast wie eine erste Ermüdungserscheinung Ludendorffs, wenn er sich in dieser so wichtigen Frage Bethmann unterordnete und Maßnahmen, die er für notwendig hielt, zurückstellte, nur um selbst den Schein zu vermeiden, als störe die O.H.L. durch militärische Maßnahmen eine ernsthafte Friedensmöglichkeit.

Diese Säumnis hat sich schwer gerächt. Ende Juni meldeten zahlreiche russische Überläufer, drüben werde ein großer Angriff vorbereitet. Nun endlich rührte sich Ludendorff. Die Lage im Westen, das Verflackern der Kampftätigkeit an der Arras- wie an der Aisne-Champagnefront gestattete die Heranziehung von sechs Divisionen, die zum Entscheidungsstoß gegen das russische Zentrum

Digitized by Google

auf Tarnopol angesetzt werden sollten. Noch ehe sie eintrafen, brach der Angriff des Revolutionsheeres los — die „Kerenski-Offensive".

Der Hauptschlag fiel am 1. Juli auf dem alten Schauplatz russischer Siege: in Ostgalizien. Er zielte, gegen die Linie Zloczow (nordwestlich Tarnopol) bis zum Karpathensaum angesetzt, auf Lemberg. Die Entente hatte die Verbündeten mit Munition gut versorgt. Eine an westliche Verhältnisse erinnernde Artillerievorbereitung zerschlug die schon etwas vernachlässigten Stellungen der Verbündeten. In dicht geteilten Massen wälzten die Armeen der jungen Republik sich heran. Und abermals ereignete sich das Schmähliche: die K. u. K. Truppen versagten, liefen in Mengen zum Feind über, fluteten anderwärts in hellen Haufen haltlos zurück. Wo deutsche und türkische Truppen standen, brach der russische Ansturm unter entsetzlichen Verlusten zusammen. Der Oberbefehlshaber Ost warf Reserven in die Breschen. Sie fingen den Stoß auf. Größerer Geländeverlust blieb bei diesem ersten Anlauf vermieden.

Zu Beginn noch erfolgreicher war am 8. Juli ein weiter südlich angesetzter Vorstoß der Russen, der von Stanislau auf Kalusz zielte. Er drang tief in die österreichischen Stellungen ein und stieß bis an die Lomnitza vor. Nun wurde die Lage vollends bedenklich. Das Schauspiel der Brussilow-Offensive wiederholte sich: der Oberbefehlshaber Ost mußte die aus dem Westen zum geplanten Durchbruch auf Tarnopol anrollenden Divisionen teilweise abdrehen und zur Herstellung der von den Österreichern preisgegebenen Lage in Südostgalizien verwenden. Ihr Eingreifen war sehr wirkungsvoll. Es erwies sich, daß der Revolutionssoldat keinen Gegenangriff mehr aushielt. Der russische Vorstoß wurde nahezu auf die Ausgangsstellungen zurückgeworfen.

Auch gegenüber den von deutschen Truppen besetzten Frontabschnitten griff Kerenski an vier Stellen an: bei Riga, bei Dünaburg, am Narotsch-See und bei Smorgon. Hier wurde der Schwall überall abgedämmt: nur südlich Smorgon gab es am 21. Juli einen kurzen Einbruch, der nach einigen Tagen beseitigt werden konnte.

Inzwischen hatte der Oberbefehlshaber Ost trotz der Kräfteentziehung, die das Versagen der Österreicher veranlaßt hatte, seinen längst geplanten Entscheidungsstoß auf Tarnopol am 19. Juli endlich ausgeführt. Hätte dieser drei Wochen früher eingesetzt — die ganze Kerenski-Offensive wäre im Keim erstickt worden.

Denn wie ein Ungewitter brauste der Ansturm der deutschen Stoßgruppen in die aufgestauten Massen der Revolutionsheere hinein und drang im ersten Anlauf bis Tarnopol durch. Am 25. ward die Stadt genommen. Es war eine Selbsttäuschung der neuen russischen Führer gewesen, wenn sie gewähnt hatten, der Umsturz habe den Geist des russischen Heeres verjüngt. Und der Jubel der Entente über die Wiedergeburt des östlichen Verbündeten verstummte schnell. Denn der nur als örtlicher Vorstoß angelegte Angriff der Deutschen brachte die ganze russische Front von Tarnopol bis zu den Karpathen ins Wanken. Die Südarmee, die österreichische 3. und 7. Armee, namentlich die letztere stark mit deutschen Truppen durchsetzt, stiegen aus den Schützengräben, und ihr Anlauf genügte, um die russische Angriffsluft in haltloses Ausreißen zu verwandeln.

Digitized by Google

Wohl leisteten einzelne Verbände noch tapferen Widerstand. Die Masse aber verfiel unter dem Einfluß der „Soldatenräte" vollkommener Auflösung und flutete fluchtartig der Heimat zu. Die verbündeten Armeen folgten dicht auf und trieben den Feind aus Galizien und aus der Bukowina hinaus. Schon am 2. August zogen die Österreicher abermals in Czernowitz ein. Am 10. August waren die vordersten Linien so weit vorgetragen, daß nur noch ein schmaler Streifen der Bukowina an der rumänischen Nordwestgrenze und ein Stück Galizien mit Brody in russischen Händen war. Nun aber machte sich die Ermüdung geltend nach einem stürmischen Vormarsch von drei Wochen, den die Angreifer als Erlösung von der Qual des Schützengrabenkrieges begrüßt hatten. Sie mußten sich dennoch dazu verstehen, sich aufs neue in die Erde zu wühlen. Die Bahnlinien des zurückeroberten Gebietes waren zu gründlich zerstört. Der Nachschub wurde schwierig. Die O.H.L. mußte schweren Herzens auf die Hoffnung verzichten, den Anlauf auch auf die Moldau auszudehnen.

Ein späterer Versuch, die Offensive gegen die rumänische Front wieder aufzunehmen, konnte zwar den Teilerfolg eines russisch-rumänischen Entlastungsstoßes wieder ausgleichen, scheiterte aber an der durch französisches Eingreifen erzielten Erstarkung der rumänischen Armee.

5.

Am selben Tage, an dem die deutschen Stoßtruppen im Drang eines ungebrochenen Angriffsgeistes die russischen Stellungen durchbrachen, beriet und beschloß der Deutsche Reichstag seine Friedensresolution ...

Sie bedeutet den Gipfelpunkt einer Entwicklung, die verhängnisvoller als alle militärischen Enttäuschungen den Widerstand der Mittelmächte unterhöhlt hat.

Wie für die Entente Rußland, so war für den Vierbund Österreich, um mit Bethmann zu reden, „der politisch schwächste Punkt" geworden. Österreichs Bundestreue hatte einen entscheidenden Stoß erhalten: am 21. November 1916 hatte der Tod dem Kaiser Franz Joseph die Erlösung gebracht. Mit ihm war das letzte Band gefallen, das die Völker der Donaumonarchie noch mit einem Schein von Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden hatte. Er hatte dem Deutschen Reich im Frieden und Krieg die Kameradschaft Österreichs gewährleistet: nun begann sie zu wanken. Sein Großneffe und Nachfolger Kaiser Karl stand völlig unter dem Einflusse seiner Frau, die den Familien Bourbon und Braganza entstammte und mit ententistischen Neigungen erblich belastet war. Sein erster Berater, Graf Czernin, stand unter der Wahnvorstellung, für Österreich-Ungarn lasse sich von der Entente noch ein glimpflicher Friede erhandeln, wenn man — das Bündnis preisgäbe ...

Und nun begann ein ekelhaftes, schmutziges Intrigenspiel. Schon vor dem deutschen Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 ließ die Schwiegermutter des Kaisers Karl ihre beiden Söhne Sixtus und Xaver, Prinzen von Parma, Leutnants in der belgischen Armee, „im Herzen durch und durch Franzosen" (Ludendorff), zu sich kommen und vertraute ihnen an, ihr Schwiegersohn, der

Digitized by Google

Kaiser, verlange nach Frieden. Die Prinzen wurden in größter Heimlichkeit von Kaiser und Kaiserin empfangen, und am 24. März 1917 übergab der Kaiser dem Prinzen Sixtus einen Brief, in dem er seine Bewunderung für die Leistungen Frankreichs — jawohl, Frankreichs! — und seine Sympathien für dieses Land aussprach und seinen Schwager ersuchte, „in diskreter und unauffälliger Weise dem Präsidenten Poincaré nahezubringen, daß ich mit allen Mitteln und allem mir zu Gebote stehenden Einfluß bei meinen Verbündeten bestrebt sein werde, die gerechten französischen Ansprüche in bezug auf Elsaß-Lothringen zu unterstützen". Belgien müsse in seiner Gesamtheit wiederhergestellt und entschädigt werden. Der Kaiser bat den Prinzen, ihn zu verständigen, „was die Meinung Frankreichs und Englands sei, in erster Linie, damit der Boden zu einer Verständigung über die Grundlagen vorbereitet werde, auf denen offizielle Unterhandlungen eingeleitet und zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werden können".

Während aber diese Schritte hinter dem Rücken Deutschlands stattfanden, verhandelte Graf Czernin gleichzeitig auch mit Bethmann über Friedensfragen. Beide einigten sich am 27. März 1917 in Wien über ein „Minimalprogramm", wonach beide Minister sich verpflichteten, „für den Fall der Wiederherstellung des territorialen Standes vor dem Kriege der beiden Mächte im Osten und Westen" die Räumung der besetzten Gebiete in Rußland (einschließlich Polens), Montenegro, Serbien und Albanien zu bewilligen. Für den Fall aber, daß der Ausgang des Krieges so günstig sein werde, daß Gebietserweiterungen in Aussicht genommen werden könnten, wurde vereinbart, daß diese „mit den beiderseitigen Leistungen in Einklang gebracht werden müßten"; für Deutschland komme hierbei hauptsächlich der Osten, für Österreich Rumänien in Betracht.

Man erkennt das widerwärtige Doppelspiel der Diplomatie des Wiener Hofes: mit Frankreich verhandelt er bereits über einen Sonderfrieden unter Opferung Deutschlands, mit Deutschland stellt er als Mindest-Friedensbedingung die Aufrechterhaltung des territorialen status quo ante in Ost und West auf — als darüber hinaus für den Fall eines günstigen Kriegsabschlusses erwünschtes Ziel aber nimmt man beiderseitige Gebietserweiterungen im Osten in Aussicht!

Bethmann durfte daher mit Recht erstaunt und befremdet sein, als schon eine Woche später Kaiser Karl und Czernin zum Besuch des Kaisers Wilhelm in Homburg erschienen, und Czernin vorschlug, Deutschland solle Elsaß-Lothringen abtreten und dafür „eine Anwartschaft auf Polen einschließlich Galiziens eintauschen"!! Bethmann lehnte energisch ab.

Nun fuhren die Wiener schwereres Geschütz auf. Kaiser Karl übersandte am 14. April dem Kaiser Wilhelm ein Schriftstück, dem er ein Exposé seines Ministers des Äußern, Czernin, beifügte. Er bat inständigst, Kaiser Wilhelm möge sich den Reflexionen dieses Schriftstückes nicht verschließen, und wies auf die Gefahr der internationalen Revolution hin. Eine rasche Beendigung des Krieges, eventuell unter schweren Opfern, biete die Möglichkeit, den sich vorbereitenden Umsturzbewegungen mit Erfolg entgegenzutreten.

Das Exposé des Grafen Czernin, der übrigens von dem Briefe seines Kaisers an Sixtus nichts wußte, schilderte die Lage des Vierbundes in den schwärzesten Farben.

Digitized by Google

„Euer Majestät haben die wiederholten Versuche unserer Feinde, uns von unseren Bundesgenossen zu trennen, unter meiner verantwortlichen Deckung abgelehnt, weil Euer Majestät keiner unehrlichen Handlung fähig sind. (!) Aber Euer Majestät haben mich gleichzeitig beauftragt, den verbündeten Staatsmännern des Deutschen Reiches zu sagen, daß wir am Ende unserer Kräfte sind, und daß Deutschland über den Spätsommer hinaus nicht mehr auf uns wird rechnen können. Ich habe diese Befehle ausgeführt, und die deutschen Staatsmänner haben mir keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch für Deutschland eine weitere Winterkampagne ein Ding der Unmöglichkeit sei."

Dieses Exposé, so klar es trotz offensichtlicher Übertreibungen im einzelnen die wirkliche Lage der Mittelmächte durchschaute, enthielt eine infame Lüge, indem es die Tatsache unterschlug, daß Wien längst mit Paris in Sonderfriedensverhandlungen stand. Es wurde der O.H.L. zur Gegenäußerung vorgelegt. Diese sowohl als das Große Hauptquartier Kaiser Wilhelms glaubten in der Czerninschen Darstellung nur „den Ausdruck zusammenbrechender Nerven, nicht aber die Wiedergabe von Tatsachen" erblicken zu sollen. Kaiser Wilhelm antwortete mit einem Briefe, der die Zuversicht auf ein glückliches Endergebnis aussprach.

Dem Briefe war eine Darstellung der Lage aus Bethmanns Feder beigefügt, welche der pessimistischen Schilderung Czernins „die nicht minder berechtigten günstigen Momente" entgegenstellte.

Schon vorher, am 31. März, hatte Prinz Sixtus sich nach Paris begeben, war vom Präsidenten Poincaré empfangen worden und hatte diesem — — den Brief des Kaisers Karl vom 24. März, welcher die angeführte Stelle über Elsaß-Lothringen enthält, zu lesen gegeben!!

Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß die Entente, als sie durch das Scheitern ihrer Doppeloffensive jenen furchtbaren Rückschlag erlitt, bereits genau wußte, daß Österreichs Kraft und Treue zu wanken begonnen hatte! Wie stark dieser Umstand dazu beigetragen hat, der Entente jene Krisis überwinden zu heifen, ist gar nicht auszudenken!

Poincaré machte Lloyd George von dem Geschehenen Mitteilung. Auch Italien wurde zugezogen und stellte die Bedingung, daß an einen Sonderfrieden mit Österreich nur gedacht werden dürfe, wenn die in Kaiser Karls Briefe ganz unberührt gebliebenen italienischen Ansprüche voll befriedigt würden. Daraufhin gab die Entente dem Prinzen Sixtus zu verstehen, daß das österreichische Friedensangebot nur in Erwägung gezogen werden könne, wenn die italienischen Aspirationen in Rechnung gestellt würden.

Diesen am 22. April erhaltenen Bescheid übermittelte Prinz Sixtus am 25. in der Schweiz dem Vertreter seines Schwagers. Kaiser Karl konnte sich nicht entschließen, den italienischen Ansprüchen gegenüber nachzugeben, ließ indessen den angesponnenen Faden nicht abreißen, sondern veranlaßte seine beiden Schwäger, nach Wien zu kommen, und verhandelte mit ihnen. Prinz Sixtus erklärte, Paris habe nichts dagegen einzuwenden, daß Wien die Angelegenheit mit Berlin bespreche.

Daraufhin bat Czernin Bethmann um eine mündliche Aussprache. Ein Friedensangebot der Feinde liege vor. Bethmann fuhr am 12. Mai nach Wien. Hier teilte Czernin ihm mit, England, Frankreich und Italien hätten Österreich-Ungarn einen Sonderfrieden angeboten. Er stellte also die

Digitized by Google

Sache fälſchlich ſo dar, als ob das Friedensangebot von den Feindmächten und nicht von Öſterreich ausgegangen wäre. Den Namen des Vermittlers nannte er nicht; er ſei ehrenwörtlich verpflichtet, ihn zu verſchweigen.

Bethmann erklärte ſich damit einverſtanden, daß Czernin die Angelegenheit weiter verfolge. Er hat dann ſpäter den Grafen mehrfach gefragt, was aus der Sache geworden ſei; Czernin antwortete, die feindlichen Mächte hätten ſich nicht mehr gemeldet.

In Wirklichkeit hat der Prinz noch längere Zeit weiter verhandelt. Es iſt aber ſchließlich nichts zuſtande gekommen, und zwar anſcheinend aus folgendem Grunde:

Graf Czernin hatte am 23. April den deutſchen Reichstagsabgeordneten Matthias Erzberger nach Wien kommen laſſen und ihm von den Verhandlungen, die der Prinz Sixtus vermittelte, Kenntnis gegeben — wahrſcheinlich um durch den Parlamentarier auch die deutſche Volksvertretung im Sinne einer Nachgiebigkeit Deutſchlands zu beeinfluſſen. Erzberger erhielt dabei auch Kenntnis von dem erwähnten Expoſé Czernins an ſeinen Kaiſer.

Nachdem der Prinz Sixtus die erſte Indiskretion begangen hatte, indem er den an ihn ſelber gerichteten Brief ſeines Schwagers dem Präſidenten Poincaré zu leſen gab, beging nun Erzberger (nach Nowak, Sturz der Mittelmächte, deſſen Darſtellung der Schilderung dieſer ganzen Phaſe zugrunde liegt) eine zweite: er verwertete jenes Expoſé, das der Prinz Sixtus anſcheinend gar nicht gekannt, jedenfalls bei ſeinen Verhandlungen mit der Entente nicht verwertet hatte, bei einer vertraulichen Beſprechung im Kreiſe ſeiner deutſchen Parteigenoſſen. Auf dieſe Weiſe fand das Expoſé infolge weiterer Vertrauensbrüche ſeinen Weg nach Paris. Dort traf die Nachricht, daß Öſterreich-Ungarns Miniſter des Äußeren dem Deutſchen Reichskanzler den Zuſammenbruch der Doppelmonarchie für Herbſt 1917 in ſichere Ausſicht geſtellt habe, gerade in dem Augenblick ein, als Lloyd George im Begriff war, mit dem franzöſiſchen Miniſter Ribot nach Rom zu fahren, um mit dem italieniſchen Kollegen die Frage eines Verſtändigungsfriedens zu beraten. (Vgl. S. 70.) Die Nachricht über Öſterreich veranlaßte ihn, dieſe Reiſe aufzugeben! Die Darſtellung Czernins half der Entente über den Tiefſtand der durch das Zuſammenwirken des U-Boot-Krieges und der deutſchen Frühjahrs-Abwehrſiege entſtandenen Kriſis und damit über den einzigen Augenblick im ganzen Verlaufe des Krieges hinüber, in dem Lloyd George Friedensneigungen hegte. Denn nun glaubte man den Sieg in der Taſche zu haben und erwartete den alsbaldigen Zuſammenbruch der Mittelmächte. Man hatte nicht erkannt, daß das Expoſé des Grafen Czernin bei aller klaren Erkenntnis der bedrängten Lage der Mittelmächte doch erhebliche Übertreibungen enthielt, deren Zweck es war, die deutſche Regierung und O.H.L. zur Opferung Elſaß-Lothringens geneigt zu machen. In Wirklichkeit war ja die Lage damals noch längſt nicht ſo ſchlimm, wie Czernin ſie ſeinem Verbündeten gegenüber zu jenem beſtimmten politiſchen Zweck dargeſtellt hatte. So war die Entente denn ſehr enttäuſcht und beſtürzt, als Öſterreich im Herbſt, ſtatt zuſammenzubrechen, eine kraftvolle Offenſive gegen Italien unternahm.

Digitized by Google

Aber der leichtsinnige Streich Czernins, einen problematischen Charakter wie Erzberger in die gefährlichen Geheimnisse der Politik der verbündeten Regierungen einzuweihen, hatte noch eine weitere verhängnisvolle Wirkung, und zwar auf Deutschlands innerpolitische Entwicklung: Erzberger fühlte sich durch seine Wissenschaft von Czernins Bericht, dessen Zweck und Übertreibung er ebensowenig durchschaut hatte wie die Entente, veranlaßt, im Deutschen Reichstage jenen verhängnisvollsten Schritt zu betreiben: die Friedensresolution ...

Aber ist es nicht ein entsetzlicher Gedanke, daß die Geschicke von Millionenvölkern entscheidend bestimmt werden, daß der unerhörte Heroismus verzweifelt ringender Nationen schließlich zertrümmert wird durch Torheiten und Geschwätzigkeiten weniger verantwortlicher oder gar unverantwortlicher Einzelner?

6.

Bewies sich der Friedensschritt, den Österreich auf heimlichen Wegen über Schwiegermutter und Schwager eines schwachen und ahnungslosen Herrschers betrieb, als verhängnisvolle Stümperei, so kam um die gleiche Zeit eine Friedensanregung von dem vielleicht einzigen Manne der Welt, der damals hoch genug über den Parteien stand, um als Vermittler ernsthaft genommen werden zu müssen: vom Papste.

Am 26. Juni suchte der päpstliche Nuntius Pacelli Herrn v. Bethmann in Berlin auf. Er erklärte sich beauftragt, dem Kaiser einen Brief des Papstes zu überbringen, dessen Abschrift er Bethmann zu lesen gab.

Unter persönlichen Wünschen für den Kaiser und sein Haus erinnerte der Papst in dem Briefe daran, wie er unablässig die kriegführenden Völker beschworen habe, die brudermörderischen Waffen niederzulegen, und versicherte dem Kaiser, daß alle seine Anstrengungen darauf gerichtet blieben, die Tage dieses ungeheuren Unheils zu schließen.

Bethmann hatte den Eindruck, daß hinter diesem Besuch ein ernsthafter und genau formulierter Auftrag des Papstes stehe, und gab dem Nuntius alle von ihm gewünschten Aufklärungen. Insbesondere erklärte er, Belgien solle zu voller Unabhängigkeit wiederhergestellt werden, nur müsse Gewähr geschaffen werden, daß es auf keine Weise unter Englands und Frankreichs Herrschaft gerate. An der elsaß-lothringischen Frage werde ein Friede, wenn Frankreich zu solchem bereit sei, nicht scheitern: „in der Form gewisser gegenseitiger Grenzberichtigungen werde sich ein Weg finden lassen".

Am 29. Juni empfing der Kaiser im Großen Hauptquartier den Nuntius und betonte, für den Papst sei jetzt die Zeit zum Handeln gekommen, zumal die andere große internationale Organisation, die Sozialdemokratie, sich bereits in den Dienst des Friedens gestellt habe.

Das war der Auftakt zu dem Friedensschritt, den der Papst dann am 1. August durch Erlaß seiner Friedens-Enzyklika getan hat.

Vorher entwickelte sich in Deutschland eine innere Krisis, welche die innerdeutsche Zerrüttung einem Höhepunkt zutrieb.

Es hatte nicht fehlen können, daß die russische Revolution auf die schon längst in Gärung begriffenen innerpolitischen Zustände Deutschlands eine tiefe Einwirkung übte.

Digitized by Google

Die Weltstaaten waren bisher, soweit ihre innerpolitische Struktur in Frage kam, in zwei große Gruppen zerfallen. Die eine bildeten die Westmächte, Amerika, England, Frankreich. Sie alle waren, staatsrechtlich betrachtet, Republiken, wenn auch England die äußere Form einer Monarchie beibehalten hatte. Zum mindesten steht es durchaus auf dem Boden des demokratischen Gedankens. Dieser Gruppe der Demokratien gegenüber standen die vier großen Kaiserreiche des Ostens und der Mitte: Türkei, Österreich-Ungarn, Rußland, Deutschland. Die Westmächte waren samt und sonders Nationalstaaten, entstanden auf Grund des Zusammenschlusses von Völkern gleichen Stammes, die, durch die mittelalterliche Geschichte in kleine Staatengebilde zersplittert, sich im Laufe ihrer Geschicke zu staatlicher Einheit durchgerungen hatten.

Die drei Ostmächte waren demgegenüber samt und sonders Nationalitätsstaaten, bestehend aus einem Gemenge teilweise durch Abgründe der Abstammung und Kultur geschiedener Völkerschaften, die im Laufe des Mittelalters durch die Eroberungs- (und in Österreich daneben durch die Heirats-) Politik der Herrscher ihrer Leitvölker zusammengeschweißt worden waren. Zurzeit war ihrer aller dreier Existenz als Gesamtstaat durch das Erwachen des Nationalitätsprinzips (von der Entente „Selbstbestimmungsrecht der Völker" getauft) bedroht. Alle drei Ostmächte wurden von Erbmonarchien beherrscht, deren Rechte durch konstitutionelle Einrichtungen in gewissen Abstufungen beschränkt waren.

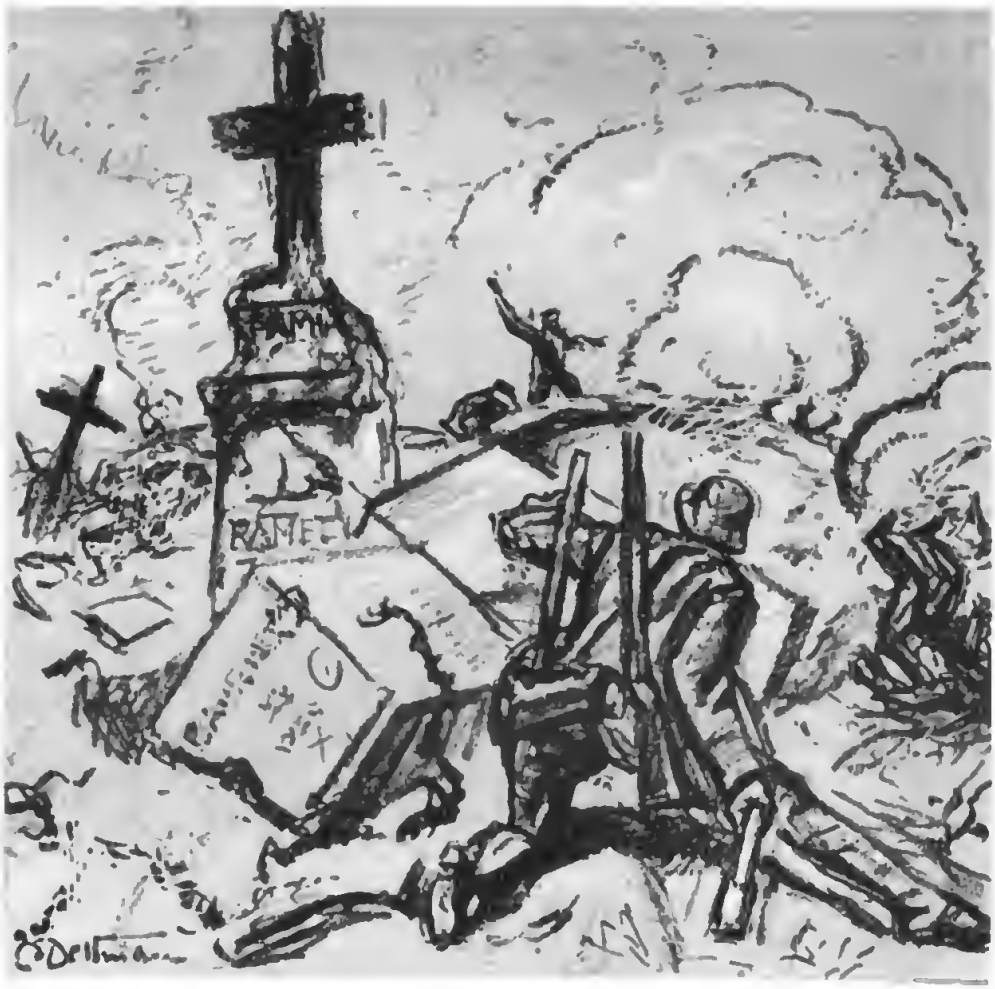
In der Mitte zwischen der östlichen und der westlichen Gruppe lag das Deutsche Reich. Es teilte mit der Westgruppe seine Eigenart und seine Entstehungsgeschichte als Nationalstaat, mit der Ostgruppe aber seine Verfassung als (konstitutionelle) Monarchie. Seine Besonderheit bildete sein Wesen als noch immer stark partikularistisch betonter Bundesstaat. Seine monarchischen Einrichtungen und Staatsanschauungen hatten an dem großen Block der östlichen Kaisermächte eine starke Anlehnung gehabt.

Nun war die russische Autokratie, die stärkste aller Monarchien der Gegenwart, durch den Umsturz beseitigt. Es war klar: dieser Vorgang bedeutete auch für die noch aufrecht stehenden Monarchien, die alle drei ohnehin in die furchtbarste Krisis ihrer Geschichte verstrickt waren, eine verhängnisvolle Erschütterung. Jene Parteien und Persönlichkeiten in Deutschland, die schon vorher auf dem Standpunkt gefußt hatten, es sei notwendig, dem Wunsche breiter Volksschichten nach einer freiheitlichen Gestaltung des deutschen Verfassungslebens Rechnung zu tragen, mußten in der russischen Entwicklung einen starken Antrieb erkennen, ihrer Auffassung noch während des Krieges zum mindesten die Gewähr einer unmittelbar nach dem Friedensschlusse sich auswirkenden Geltung zu sichern.

Den radikalen Elementen genügte auch das nicht. Auf ihre Bestrebungen mußte das russische Beispiel als Vorbild und Anfeuerung wirken — zumal sich damals die militärischen und politischen Folgen des russischen Extremismus noch nicht übersehen ließen.

Die Elemente des Beharrens aber, die da wähnten, der Staat könne der gläubigen Mitarbeit der unteren Klassen entbehren, und die sich deshalb jeder Fortbildung der staatsrechtlichen Verhältnisse widersetzten, hätten den Sturz der Zarenherrschaft und des monarchischen Systems in Rußland mindestens als

Digitized by Google



eine ſtarke Warnung und Aufforderung zur Nachprüfung ihres ſtarren Standpunktes aufnehmen müſſen. Sie taten das Gegenteil: ſie forderten von der Regierung ſchärfſtes Auftreten gegen alle umſtürzleriſchen Tendenzen und weigerten aufs ſchroffſte jede Zuſtimmung zu einer „Neuorientierung“ zum mindeſten während des Krieges.

Richtig verſtanden hätten freilich die ruſſiſchen Vorgänge alien Parteien als Mahnung zur Verſtändigung, zur Verſöhnlichkeit, mindeſtens aber zur Vertagung der innerpolitiſchen Umwandlung bis nach ſiegreicher oder wenigſtens erträglicher Beendigung des Krieges dienen müſſen. Es wäre die Sache vor allem der Krone geweſen, eine Neuordnung der innerpolitiſchen deutſchen Verhältniſſe für dieſen allgemein erſehnten Zeitpunkt zu gewährleiſten.

Die Krone hat dieſen Weg auf Bethmanns Veranlaſſung zu gehen verſucht. Aber nun rächte ſich an Wilhelm II. eine Schuld ſeines Urgroßvaters Friedrich Wilhelm III. Der hatte 1813—15 ſein Volk ſo gewaltig zur Abſchütte-

Digitized by Google

lung des napoleonischen Joches begeistern können, weil er ihm für den Fall des Sieges eine Repräsentation des Volkes verheißen hatte. Dieses Versprechen war uneingelöst geblieben — das Volk hatte seine Erfüllung 33 Jahre später durch die Revolution von 1848 erzwingen müssen. Aber weder die preußische Verfassung von 1849 noch die Reichsverfassung von 1871 entsprachen mehr den heutigen Forderungen der fortschrittlich gestimmten Schichten des deutschen Volkes. Und vor allem hatten die Nachfolger des Reichsgründers es nicht verstanden, die Verfassung des führenden Bundesstaates rechtzeitig mit derjenigen des Reiches in Übereinstimmung zu bringen.

Bethmann stand, wie wir wissen, auf dem Standpunkt, daß Neuorientierung Kriegsnotwendigkeit sei. An der O.H.L. Hindenburgs und Ludendorffs hatte er in dieser Hinsicht, wie er genau wußte, keinen Rückhalt. Er glaubte deshalb pflichtgemäß zu handeln, wenn er bei Erwägung der Schritte, die er der Krone zu raten sich verpflichtet fühlte, die O.H.L. nicht zuzog.

Die Angelpunkte des Streites um die inneren Reformen bildeten das preußische Wahlrecht und die Parlamentarisierung.

Der preußische Landtag stand infolge des Dreiklassenwahlrechts unter dem beherrschenden Einfluß der Konservativen Partei. Der auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zusammengesetzte Reichstag dagegen wies ganz anders gebildete Mehrheiten auf. „Der Zwang, mit zwei Parlamenten verschiedener Zusammensetzung und entgegengesetzter Gesinnung zu regieren, mußte jede Regierung in lähmende Halbheiten verstricken" (Bethmann).

Neben der Forderung nach Reform des preußischen Wahlrechts, die im Mittelpunkte der immer sich verschärfenden innerpolitischen Fehden stand, bildete eine Hauptforderung der Neuerer die Einführung des parlamentarischen Systems, das die Ernennung der Minister und der übrigen politischen Staatsbeamten der Machtsphäre der Krone entzieht und sie verpflichtet, diese der jeweiligen Mehrheit der Volksvertretung zu entnehmen. Die Erfüllung dieser Forderung hätte „nicht nur eine radikale Änderung der Bismarckschen Reichsverfassung, sondern einen völligen Umbau des Reiches vorausgesetzt".

Bethmann hatte von den beiden Hauptreformforderungen die Behandlung der letzteren durch Heranziehung und Informierung der Parteiführer, durch ihre praktische Beteiligung an der internen Erörterung der großen Probleme des Krieges vorwegzunehmen gesucht. Seine Erfahrungen waren nicht die besten gewesen. Schroffe persönliche Gegnerschaft der herangezogenen Parlamentsmitglieder, schwere Indiskretionen und öffentliche Ausbeutung vertraulicher Äußerungen hatten bewiesen, daß die staatsmännische Befähigung gar manches Parteihäuptlings keineswegs auf der Höhe seiner Ansprüche auf Geltung stand. Und der Machthunger dieser Männer war durch ihre gelegentliche Heranziehung nur gestärkt worden.

Die Wahlrechtsfrage hatte Bethmann bisher nur in dem Sinne behandelt, daß er ihre Austragung bis ans Kriegsende hinauszuschieben versucht hatte, eine „weitgehende Konzession" für diesen Zeitpunkt aber vorzubereiten und in den Massen „durch offene und warme Sprache" das Vertrauen zu erwecken versucht hatte, daß die Regierung den Fehler der Reaktion von 1815 nicht wiederholen — und ihre Versprechungen auch wirklich einlösen werde.

Digitized by Google

Das war die Lage, als der Ausbruch der russischen Revolution die innerpolitische Spannung auf die Spitze trieb. Bethmann gab im Verlauf der erregten Reichstagsdebatten des Märzendes die Erklärung ab, eine gesetzgeberische Reformaktion könne erst für einen Zeitpunkt in Aussicht gestellt werden, wo sie „die zur Abwehr des äußeren Feindes erforderliche innere Geschlossenheit nicht bedrohe". Später aber machte die Regierung der Mehrheitsstimmung und dem Willen des Reichstages nach Machtzuwachs eine erste große Konzession. Sie bewilligte die Einsetzung eines „Verfassungsausschusses" zur Bearbeitung des ganzen Gebietes der inneren Reformen. Als der Ausschuß im Mai seine Arbeit begann, zeigte sich erst die ganze Tragweite dieses Schrittes.

Inzwischen brachten, neben der russischen Revolution, auch die Ernährungsverhältnisse eine weitere Verschärfung der inneren Lage. Am 15. April mußte das Kriegsernährungsamt zu einer Verringerung der Brotration schreiten bei gleichzeitiger unbedeutender Erhöhung der Fleischration. Streiks und Unruhen, von der Fernwirkung der russischen Revolution entfacht, von der Nahrungsnot geschürt, brachen an vielen Stellen Deutschlands und auch Österreichs aus.

In dieser Not griff Bethmann zu dem Aushilfsmittel, dem Kaiser eine Kundgebung anzuraten, welche das sinkende Vertrauen neu beleben sollte.

So entstand die Kaiserliche Osterbotschaft vom 7. April. Sie versprach „bei Erneuerung wichtiger Teile unseres festgefügten und sturmerprobten Staatswesens einem treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickelten Volk das Vertrauen entgegenzubringen, das es verdient", beauftragte den Reichskanzler, bestimmte Vorschläge für die Umbildung des preußischen Landtages vorzulegen, und sprach das gewichtige Wort aus:

> „Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr. Der Gesetzentwurf wird ferner die unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben."

Nach Bethmanns Auffassung ist die Wirkung der Osterbotschaft die gewesen, daß sie „die Krone noch einmal zur Führerin gemacht hat". Sie habe wesentlich dazu beigetragen, die Gewerkschaften zur Herbeiführung einer schnellen Beendigung der Aprilstreiks zu veranlassen und die schwere Gefährdung zu überbrücken, welche durch die russische Revolution, den Eintritt Amerikas in den Krieg und die Erschwerung der Lebensmittelversorgung entstanden war.

Ludendorff ist anderer Ansicht. Der Zusammenhang der Osterbotschaft mit der russischen Revolution, meint er, sei zu offensichtlich gewesen. Sie habe zwar „enge Volkskreise" — will sagen die vielen Millionen des Proletariats und innerhalb des Bürgertums die fortschrittlich gesinnten Gruppen — befriedigt, außer ihnen aber nur den Feind, der mit Genugtuung die Ursache erkannt haben werde: die Angst vor der Revolution. Die Entente habe folgern müssen: der Umsturz in Deutschland wird kommen — also ausharren und schüren!

Die eine Auffassung hat soviel innere Wahrscheinlichkeit für sich wie die andere. Ludendorff hat recht, wenn er ausführt, daß in Kriegszeitläuften auch die inneren Fragen durch die Rücksicht auf den Feind beherrscht und geleitet werden müssen. „Drängen sich die innerpolitischen Verhältnisse immer schärfer hervor, dann beginnt die Kriegsfähigkeit eines Volkes zu sinken."

Digitized by Google

Bethmann hatte die tiefe innere Zerklüftung des deutschen Volkes nicht geschaffen — er hatte sie vorgefunden. Er suchte sie zu bekämpfen mit den Mitteln des Verständnisses und Entgegenkommens gegenüber Strömungen, die er für unhemmbar und in wesentlichen Grundzügen für berechtigt hielt. Er suchte die große Unterlassungssünde seiner Vorgänger, die Versäumung der Anpassung des deutschen Verfassungslebens an die in der Tiefe veränderte soziale und seelische Struktur des deutschen Volkes, nach Kräften gutzumachen und dadurch den guten Willen und die Aufopferungsbereitschaft der Massen, ohne die der Krieg nicht weitergeführt, geschweige denn gewonnen werden konnte, aufs neue an die bestehende Staatsform zu fesseln. Ludendorff ist der Meinung, es wäre richtiger gewesen, mit starker Hand durchzugreifen, alle Versuche zur Aufrollung innerpolitischer Meinungsverschiedenheiten und Ansprüche während des Krieges zu unterdrücken, ebenso wie jede Kundgebung, die seitens des Feindes als Schwächeäußerung aufgefaßt werden konnte.

Es ist unmöglich, zu entscheiden, welche Auffassung das Richtige trifft. Wer will beurteilen, welches die Wirkung der von Ludendorff empfohlenen und ersehnten Diktatur des starken Mannes gewesen wäre?! Die Entente hat dies Verfahren angewandt und dadurch ihre Völker über alle Krisen hinweggerissen. Aber war ihre Lage nicht unvergleichlich weniger schwer als die unsere? Wurden ihre Völker nicht um ein Vielfaches minder hart als das unsere geprüft? War ihre nationale Geschlossenheit nicht viel größer? Ihre politische Entwicklung nicht weit fortgeschrittener, die Gegensätze nicht weit minder schroff als bei uns? Es läßt sich zum mindesten nicht feststellen, ob eine scharfmacherische Haltung der Regierung gegen die Ansprüche der breiten Volkskreise auf Sicherstellung ihres Anteils an der politischen Leitung der Nation nicht vielleicht einen noch viel schnelleren und jäheren Ausbruch der Volksleidenschaft und eine Katastrophe herbeigeführt hätte wie jene, unter der Rußland zerbrach.

Bethmann hat getan, was er nach seiner ganzen politischen und menschlichen Einstellung zu tun vermochte. Es ist unmöglich, ihm hier kategorisch vorzuwerfen, er habe es falsch gemacht.

Unzweifelhaft aber ist dies, daß er in einer anderen Frage schwere und entscheidende Säumnisse begangen hat: in der Frage des Friedensproblems.

Unzweideutig hatte die Entente in ihrer Antwort auf Wilsons Friedensnote ihre Kriegsziele offenbart. Es ist unfaßbar, wie angesichts dieser Kundgebung eines völlig skrupel- und hemmungslosen Vernichtungswillens in Deutschland noch immer der Wahn bestehen und wachsen konnte, es sei auf den „Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen" zu rechnen. Wenn solche Stimmungen und Trugvorstellungen im Volke bestanden und laut wurden, so laut, daß der Feind sie Tag für Tag mit unverhohlenem Jauchzen beobachten konnte — dann war es freilich Sache der Reichsleitung, solchen Schwächeanwandlungen mit fester Stirn und klarem Wort entgegenzutreten, um sie als das zu kennzeichnen, was sie waren: als gefährliche Utopien, als verhängnisvolle Phantastereien ahnungsloser Schwarmgeister.

„Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg! ist das Losungswort,
Sieg! und so klingt es fort!"

Digitized by Google

Das war der Mahnruf, den die Reichsleitung fanfarenhell hätte anstimmen müssen. Was irgend ihr an Mitteln zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zur Verfügung stand, hätte eingesetzt werden müssen, um unserem Volke klarzumachen, daß es um seine Existenz und damit um das Dasein jedes Einzelnen gehe. Daß Friedensträume und Friedenssehnsüchte gleichbedeutend mit seelischer Fahnenflucht seien — ein Verbrechen der Heimat an den Helden, die draußen täglich ihr Leben für sie in die Schanze schlugen! Und diese Kraft fand Bethmann nicht.

Hätte Ludendorff nur gegen diese unbezweifelbare Schwäche Bethmanns Front gemacht — er hätte zum militärischen das politische Verdienst gefügt. Er tat dies eine nicht nachdrücklich genug. Statt dessen stellte er sich auf die Seite jener Parteien, welchen es darauf ankam, die innerpolitischen Reformen zu hintertreiben. Während der Kaiser fest zur Osterbotschaft stand und mit Bethmann das Gefühl hatte, daß das Volk das ihm bekundete Vertrauen durch wiedererwachendes Vertrauen erwidere, ging in der Umgebung des Kaisers die Feindschaft gegen den Geist der Osterbotschaft so weit, „daß mir der einflußreichste General des kaiserlichen Hoflagers, mit dem mich bisher beste persönliche Beziehungen verbanden, fortan nicht mehr die Hand reichte" (Bethmann, Betrachtungen II S. 191. Es dürfte Generaloberst v. Plessen gemeint sein).

Ludendorff hat später zugegeben, „daß ich gerade in dem nachgebenden Verhalten des früheren Reichskanzlers gegenüber der Linken den Grund sah, daß ich sein Scheiden aus dem Amt als eine Befreiung begrüßte". Er hielt „eine Politik des Nachgebens gegenüber dem ‚Zeitgeist' für außerordentlich gefährlich" (Ludendorff, Urkunden S. 292). Ludendorff hat diese seine innerpolitische Einstellung damals nach Bethmanns Angabe offiziell nicht bekundet. Unbekannt blieb sie den politischen Parteien aber nicht.

„Bei der Linken erweckte sie immer neue Zweifel, ob sich die Politik der Osterbotschaft auch werde durchsetzen können, während der Widerstand der Rechten ein Gewicht erhielt, das schwerer war als die wirkliche Bedeutung, welche reaktionären Anschauungen im politischen Leben der Nation zukam" (Bethmann).

Immer tiefer verfitzt sich nun das Gewebe der tragischen Verfehlungen auf allen Seiten. Man fand, man verstand einander nicht mehr. Ein innerpolitischer Kampf aller gegen alle hatte begonnen. Von fern kündigte das Chaos sich an. Und die starke Hand des Steuermannes, der über den Parteien stehend das Reichsschiff durch diese innere Wirrnis hindurch gelenkt hätte — die moderte in der Gruft des Sachsenwaldes.

7.

Immer verhängnisvoller tat die Kluft zwischen den großen Parteigruppen sich auf. Sie griff von der innerpolitischen Spaltung immer deutlicher auch auf die Stellung zum Grundproblem der Kriegführung über.

Das rechtsstehende, zumal das großindustrielle Bürgertum, das sich mit den konservativen Elementen des Landadels in der Ablehnung der staatlichen Neuorientierung zusammenfand, lebte in Hinsicht auf die Kriegsaussichten noch immer „in einer Welt des Gefühls und der patriotischen Phantasie". Bethmanns klare Darstellung habe hier das Wort:

Digitized by Google

„Die Millionenziffern des U-Boot-Krieges, die Zersetzung der russischen Armee, das Halten der West- und Südfront hatten in weiten Oberschichten Wünsche mit Tatsachen verwechseln und einen ehrlichen Glauben an ein baldiges siegreiches Ende entstehen lassen. Solchen Gedanken folgte die Unterschicht nicht. Auf ihr lastete die Ernährungsnot am schärfsten. Die alten, immer knappen Vorräte gingen zu Ende, und die neue Ernte reifte erst. In den Betrieben wußte man vor allem von der Erschöpfung Deutschlands an Menschen und Material, und die Sehnsucht nach baldigem Ende begann in der Stimmung manches von der Front kommenden Urlaubers Nahrung zu finden. Den materiellen Instinkten der Massen glaubten auch die bestgesinnten sozialdemokratischen Führer mit internationalen Ideologien begegnen zu müssen. Mit der Wahnvorstellung, daß die Friedensformel ‚ohne Annexionen und Entschädigungen' nur deshalb nicht ausgereicht habe, den Frieden zu bringen, weil die eigene Regierung die heilbringende Formel nicht wörtlich übernommen hätte, wurde die Opposition der Massen mehr und mehr in ein antinationales Fahrwasser geleitet. Mehr als je redeten beide Hälften des Volkes eine völlig verschiedene Sprache. Die Lage war weder so gut, wie die Rechte, noch so schlecht, wie die Linke glaubte."

Gleichzeitig spitzte sich der Gegensatz zwischen der militärischen Leitung und der politischen immer verhängnisvoller zu. Vergebens bat Bethmann den Kaiser um Vermittlung, vergebens dieser die O.H.L., sich mit dem Reichskanzler zu verständigen. Eine Zusammenkunft Bethmanns mit Hindenburg führte zu einer korrekten Unterhaltung, aber zu keiner praktischen Verständigung. Ludendorff war für Bethmann überhaupt unsichtbar. Einem Mitgliede der Reichsregierung aber erklärte er sich als schroffen Gegner der Bethmannschen Politik — und zwar nicht nur, weil der Reichskanzler durch die in der Osterbotschaft angekündigten politischen Konzessionen den Frieden verzögere, sondern auch, „weil er das Volk nicht durch große außenpolitische Ziele zu begeistern verstehe", mit anderen Worten, weil Bethmann sich nicht zur Verkündung annexionistischer Kriegsziele bereit fand. Ludendorff weigerte nicht nur Unterstützung der Bethmannschen Politik, sondern auch die Zusage des Verzichts auf aktive Bekämpfung.

Die Auswirkung der fruchtlosen Aussprache Bethmanns mit Hindenburg war ein Brief des Generalfeldmarschalls an den Kaiser, in dem es hieß:

„Die schwerste Sorge ist aber augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volke. Sie muß gehoben werden, sonst verlieren wir den Krieg. Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer starken Rückenstärkung, sonst ist die Gefahr vorhanden, daß sie abfallen. Dazu gilt es, im Innern die schwierigsten wirtschaftlichen und für die Zukunft bedeutsamsten Fragen zu lösen ... Es entsteht die Frage, ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen — und die müssen richtig gelöst werden, sonst sind wir verloren — imstande ist."

Damit war seitens der O.H.L. die Offensive zur Kanzlerkrisis sozusagen offiziell eingeleitet.

Als am 5. Juli der Reichstag zusammentrat, lastete über der Volksvertretung eine elektrische Hochspannung wie vor dem Ausbruch einer großen Schlacht.

Während bisher die Wahlrechtsfrage im Mittelpunkt der allgemeinen Erörterung gestanden hatte, ereigneten sich nun Dinge, welche das Friedensproblem in den Vordergrund schoben. Die Stimmung stand unter dem Anprall einer „Welle des Pessimismus", die sich plötzlich über das Volk ergossen hatte. Sie kam von der See — das allmähliche Abflauen der anfangs begeistern-

Digitized by Google

den Wirkungen des U-Boot-Krieges hatte sie aufgewühlt. Sie stammte aber noch aus einer anderen — einer dunklen und unsauberen Quelle.

Der Abgeordnete Erzberger trat in die vorderste Linie. Geschwollen von dem Vertrauen, das Graf Czernin ihm durch seine Einladung nach Wien geschenkt hatte, hielt er am 6. Juli im Hauptausschuß des Reichstages eine Rede, die nicht nur bei seinen Fraktionsgenossen vom Zentrum, sondern bei allen Hörern ein grenzenloses Erstaunen erregte. Er unterstrich das angebliche völlige Versagen des U-Boot-Krieges, malte die Lage in den schwärzesten Farben, bestritt die Möglichkeit, den Krieg überhaupt zu gewinnen, und forderte eine öffentliche Kundgebung des Reichstages, in der auf alle Eroberungsabsichten verzichtet werde.

Wer heute Erzbergers Rede im Wortlaut liest, wird zugeben müssen, daß sie die Lage der Mitteimächte in jeder Hinsicht zwar in düsteren Farben, aber doch im wesentlichen den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend schilderte. Insoweit stellt sie dem Scharfblick ihres Urhebers wie auch seinem Wahrheitsmut ein überaus kennzeichnendes Zeugnis aus. Eine andere Frage ist die: ob es politisch zu verantworten war, diese Wahrheiten an so verantwortlicher und sichtbarer Stelle auszusprechen. Die sachlich zutreffende Beurteilung unserer Lage der Regierung zu übermitteln und sie zu ernsthaften Friedensschritten zu veranlassen, hätte es wohl auch weniger sensationelle Möglichkeiten gegeben, als eine Rede im Ausschuß, die unmöglich geheim bleiben konnte, und die anschließende Friedensresolution.

Die Wirkung der Rede war ungeheuer. Die Stimmung des Reichstages brach vollständig zusammen. Die Welle des Pessimismus schwoll zum Ozean. Das Zentrum, seinem Rufer im Streit, dem Abgeordneten Erzberger, folgend, schlug sich auf die Seite der Linksparteien. Diese erachteten nun den Augenblick für gekommen, die Führung der Nation in die Hand des Reichstages zu spielen. Sie wollten, wie Bethmann es nennt, „mit einem neuen Programm der äußeren eine neue Ära der inneren Politik eröffnen". Es sollte dem Reichskanzler, der ja grundsätzlich das Verständigungs- und nicht das Annexionsprogramm vertrat, eine feste parlamentarische Mehrheit unter der Fahne des Friedenswunsches geschaffen werden.

Annexionsprogramm und Friedensprogramm — das eine war so utopistisch, so wolkenkuckucksheimerisch wie das andere. Die Annexionisten hatten die wirkliche innere Gestalt der äußerlich scheinbar so günstigen Kriegslage, die Friedensschwärmer das feindliche Programm vergessen: es lautete auf Vernichtung.

Die O.H.L. sah wenigstens insofern klarer: sie erkannte die furchtbare Gefahr, die in jeder Bekundung deutscher Friedenssehnsucht lag. Zwar wußte sie nicht, in welcher schweren inneren Krise die Entente um eben diese Zeit stand, und ahnte ebensowenig wie die Friedensschwärmer den ganzen Umfang der Erleichterung und Rückenstärkung, welche die Friedenskundgebungen dem Feinde bringen mußten. Aber ihr Blick für die wahren Pläne des Feindes war wenigstens nicht durch den Wahngiauben an einen Verständigungsfrieden getrübt. Sie begriff: dieser Reichskanzler war nicht der Mann, den Reichstag von seinen Schwarmideen zu entschlossenem Verteidigungswillen zu bekehren.

Digitized by Google

Und wenn es nur die Schwarmideen, die Friedensträume gewesen wären, was die Reichstagsmehrheit zu ihrem der einfachsten Logik des Krieges widersprechenden Verhalten bestimmte! Weit schlimmere Dinge waren im Spiel: „die Friedensresolution sollte die programmatische Grundlage der neuen parlamentarischen Kabinettsbildung werden" (Bethmann). Das will sagen: in der furchtbaren Bedrängnis, in der sich das Reich nach des Reichtages eigener Auffassung befand, war es der Mehrheit nur um Erzwingung einer Machterweiterung zu tun, und ein so umstrittenes und hinsichtlich seines Erfolges gewagtes Mittei wie die Friedensresolution war ihr zu diesem Zwecke recht.

Dem Erzähler fällt es schwer, angesichts solcher Verblendung und solchen frevelhaften Experimentierens mit dem Schicksal unseres heldenhaften Volkes und Heeres die Objektivität zu bewahren, die er sich als wichtigste Grundlinie seiner Darstellung vorgezeichnet hat. Er fühlt sich verpflichtet, auch den Männern, welche damals die Friedensresoiution betrieben und herbeigeführt haben, das gleiche Maß guten Wiilens, die gleiche Überzeugung, das Beste Deutschlands zu wollen, zuzubiiligen, das nach seiner Auffassung bei den Gegenspieiern dieses wunderlich verschlungenen Meinungskampfes, bei der O.H.L. und bei dem Reichskanzler, vorhanden war. Aber bei dieser Annahme gibt es nur den einen Schlüssel zum Verständnis der Handlungsweise der damaligen Reichstagsmehrheit: daß sie die wirklichen Absichten der Feinde und ihre ganze Psychologie in einem Maße verkannte, das angesichts jener Erkiärung der Feinde auf Wilsons Friedensnote (S. 39) denn doch nur noch als kindliche Harmlosigkeit, höchst milde ausgedrückt, angesprochen werden kann.

Wie immer man die Steliung der O.H.L. zu der Frage annexionistischer Kriegsziele und zu den innerpolitischen Problemen beurteiien möge — daß sie nach der Erzbergerschen Hauptausschußrede vom 6. Juli die Initiative ergriff, um noch Schlimmeres zu verhüten, das sie kommen fühlte, und das in Erzbergers Rede ja ganz offen gefordert war — das war im Wolien jedenfalls höchst verdienstvoll. Gewiß, es war formell ein Übergriff auf das poiitische Gebiet: aber es gibt eben ein Maß des Versagens der politischen Leitung, das in Kriegszeiten die miiitärische zum Eingreifen einfach zwingt. Dieses Maß war hier erreicht und überschritten. Denn es lag am Tage, daß Bethmanns Entgegenkommen gegen den Gelst der Reichstagsmehrheit an Erzbergers Verhalten die Hauptschuld trug, daß der Reichskanzler nicht der Mann war, die unselige Verquickung berechtigter innerpolitischer Ansprüche, unzeitgemäßer Machterweiterungsgelüste und kriegspolitischer Harmlosigkeit und Denkverworrenheit, die der Forderung Erzbergers nach einer Verzichtskundgebung zugrunde lag, zu entwirren und die Mehrheit der Volksvertretung zu der Erkenntnis zurückzuführen, daß es jetzt nur auf eins ankomme: Erst mai den Krieg gewinnen!

Noch am 6. Juii selber erbaten der preußische Kriegsminister und die O.H.L. beim Kaiser gemeinschaftlichen Immediatvortrag „behufs Stellungnahme zum Vorschlage Erzbergers vom militärischen Standpunkt aus". Bethmann erbat vorherige Anhörung seines Vortrages über die Lage und stellte dem Kaiser vor, „die O.H.L. in die Reichstagswirren hineinzuziehen, sei mit einheitlicher Führung der Staatsgeschäfte unverträglich und könne bei deren bekannter

Digitized by Google

Gegnerschaft gegen ihn, den Reichskanzler, die Situation nur noch weiter zerrütten". Zugleich entwickelte er dann, daß und weshalb das allgemeine Wahlrecht verliehen werden müsse.

Auf diese Weise hatte Bethmann sich beim Kaiser die Vorhand gesichert. Als Hindenburg und Ludendorff am 7. Juli aus Kreuznach in Berlin eintrafen, wies der Kaiser ihren Versuch, die durch Erzbergers Rede und durch die Absicht des Reichstages, eine Friedenskundgebung zu erlassen, geschaffene Situation zu besprechen, ziemlich scharf als Einmischung der Heeresleitung in die vom Reichskanzler zu führende Politik ab. Völlig unverrichteter Sache kehrten die Heerführer ins Große Hauptquartier zurück. Das Unheil ging seinen Gang.

In denselben Stunden vielleicht, in denen Erzbergers Indiskretion und sein Antrag auf eine Verzichtserklärung des Reichstages der Entente die Augen öffneten und ihr die rettende Erkenntnis verschafften, daß die deutsche Kriegführung weder an dem österreichischen Bundesgenossen noch an einem entschlossenen Siegeswillen der Volksvertretung einen Rückhalt hatte — in denselben Stunden also, da die frevelhafte Geschwätzigkeit und vordringliche Ahnungslosigkeit eines Deutschen der Entente die schwerste Krisis ihrer Kriegführung überwinden half — in denselben Stunden gedieh die innerpolitische Krisis auf den Höhepunkt und enthüllte den Feinden das klare, für sie trostvolle und rettende Bild der deutschen Zerrüttung und Zerfahrenheit.

Der Reichskanzler, der sich bisher mit seiner Schaukelpolitik auf seinem Posten gehalten hatte, mußte plötzlich erfahren, daß er überhaupt keine zuverlässigen Freunde hatte — auch unter den Mehrheitsparteien nicht, zum mindesten nicht beim Zentrum. Dies beschloß am 12., „es müsse in einer weiteren Kanzlerschaft Bethmanns eine Erschwerung für die Herbeiführung des Friedens erblicken und habe deshalb keine Veranlassung, ihn zu halten".

Die O.H.L. vollends hatte sich bei ihrem Mißerfolg vom 7. keineswegs beruhigt. Sie hatte als ihren Vertreter den Oberstleutnant Bauer zurückgelassen. Dieser stand, nach seiner eigenen Darstellung, mit der O.H.L. „in engster Fühlung" und „sah nur den Ausweg, selbst an Bethmanns Sturz Hand anzulegen. Ich telephonierte dem Kronprinzen, er müsse kommen, und veranlaßte zugleich, daß er gerufen wurde".

Der 12. Juli brachte die Katastrophe. Am Vormittag empfing der Kronprinz auf Bauers Rat die hauptsächlichsten Parteiführer, nämlich den Grafen Westarp, Stresemann, Martin (Wirtschaftliche Vereinigung), v. Payer, Erzberger und David. Das Ergebnis dieser Aussprache war nach Bauers Auffassung, „daß die Mehrheit den Reichskanzler nicht mehr haben wollte. Erzbergers Stimme gab den Ausschlag" (!). Über diese Erklärungen der Parteiführer nahm Oberstleutnant Bauer ein Protokoll auf (nach Bethmann „In einem Nebenraum"). Nachmittags 5 Uhr wurde der Kronprinz vom Kaiser empfangen und legte ihm das Protokoll des Oberstleutnants Bauer über die Erklärungen der Parteiführer vor.

Der Kaiser empfing — ob vor oder nach dem Kronprinzen, ist aus der Literatur nicht ersichtlich — den Reichskanzler und besprach mit ihm die Friedensresolution. Mitten in diese Unterhaltung hinein platzte die Meldung des Chefs des Militärkabinetts, daß die Abschiedsgesuche der Generale unterwegs seien.

Digitized by Google

Ihr Grund sei, daß beide Generale mit Bethmann als Kanzler nicht arbeiten könnten. Nun befahl der Kaiser das sofortige Kommen der Generale nach Berlin. Bethmann erklärte, „daß eine Entlassung der beiden so verdienstreichen und von dem einmütigen Vertrauen der Nation getragenen Heerführer selbstverständlich ausgeschlossen sei", und beendete seinen Vortrag. Am nächsten Morgen reichte auch er sein Abschiedsgesuch ein. Als am selben Tage die beiden Heerführer sich beim Kaiser meldeten, teilte dieser ihnen mit, „sie hätten als Generale zu gehorchen und im übrigen sei Bethmann entlassen" (Bauer).

Noch am selben Nachmittag veranstalteten die Generale eine Zusammenkunft mit je zwei Abgeordneten der wichtigsten Parteien, um sie über die Lage zu beruhigen und vor dem Erlaß der Resolution zu warnen. Bezeichnend war, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten Scheidemann und Ebert der Hoffnung waren, eine Bekundung des Verteidigungszieles und eine Ablehnung der annexionistischen Bestrebungen werde den feindlichen Zusammenbruch herbeiführen (!!) — zum mindesten werde dadurch „den feindlichen Führern die Fortsetzung des Krieges erschwert". Ludendorff erklärte den Abgeordneten: „Wir werden siegen, wenn hinter dem Heer das Volk in geschlossener Einigkeit steht. Dazu muß die Volksvertretung helfen." Sie hat nicht geholfen. Schon am anderen Tage stand der Wortlaut der Friedensresolution, deren Verkündung durch den Reichstag beschlossen werden sollte, im „Vorwärts".

Hindenburg und Ludendorff gaben das Spiel verloren — soweit der Reichstag in Betracht kam. Mit Spannung erwarteten sie die Ernennung des neuen Reichskanzlers. Hindenburg war dem Kaiser gegenüber schon früher für Bülow eingetreten. Beide Männer wunderten sich,

„daß nicht jederzeit ein Nachfolger für den Reichskanzler seitens der entscheidenden Instanzen bereitgehalten wurde, und daß Deutschland in dieser für sein Geschick so bedeutungsvollen Frage von der Hand in den Mund leben mußte. Der Weg, den unsere innere Entwicklung gegangen war, hatte nicht Raum zur Entfaltung von Persönlichkeiten gegeben. Es war ganz auffallend, wie der Offiziersstand, dessen Mitglieder als die gebundensten angesehen wurden, entschlußfreudige Charaktere

großgezogen, dagegen die Beamtenlaufbahn das in so ausgesprochenem Maße leider nicht vermocht hatte. Führende Männer des öffentlichen Lebens hielten sich abseits und gingen ihren Berufen nach. Vielleicht waren im Reichstage ausgesprochene Persönlichkeiten vorhanden, die die Geschicke des Landes leiten konnten. Bei dem herrschenden Parteiwesen war es ausgeschlossen, daß sie hervortraten. Wir waren arm an Männern. Neue schöpferische Köpfe hatte unser politisches System nicht hervorgebracht. Es hat sich durch seine Unfruchtbarkeit sein Urteil gesprochen" (Ludendorff).

Zum Reichskanzler wurde Dr. Georg Michaelis ernannt — ein ausgezeichneter und vielbewährter Verwaltungsbeamter — auf dem Gebiete der großen Politik ein völliger Neuling. Ein Mann von höchster Lauterkeit des Charakters, von untadeliger Gesinnung — aber genügten solche Tugenden für die Forderung der furchtbar dräuenden Stunde?!

Am 19. Juli erging die Friedensresolution des Reichstages. Am selben Tag, an dem die deutsche Stoßgruppe in stolzem Siegeslauf die russischen Linien bei Tarnopol durchbrach ...

Ihre Wirkung hat die Hoffnungen ihrer Urheber aufs bitterste enttäuscht. Es kam, wie es kommen mußte. „Der Feind faßte sie als ein Schwächebekenntnis auf. Bulgarien und die Türkei begannen an unserm Siege zu zweifeln" (Ludendorff). Nach innen aber steigerte sie die erschlaffende Sehnsucht nach einem Frieden um jeden Preis.

Und Hindenburg und Ludendorff? Sie begingen einen Schritt, dessen Inkonsequenz den Betrachter vor ein völlig unlösbares Rätsel stellt. Um die Veröffentlichung der Resolution zu verhindern, hatten sie den Kanzlersturz herbeigeführt. Und nun, da Bethmann gefallen war?! Nun erteilten sie dem neuen Reichskanzler die Ermächtigung, „unsere Zustimmung zu seiner Stellungnahme zu ihr öffentlich auszusprechen, weil wir einen Konflikt mit der Mehrheit des Reichstages im Interesse unserer Kriegführung vermieden sehen wollten. Wir nahmen damit die Friedensresolution auch auf unsere Schultern, wir hielten dies für weniger schädlich als Wirren im Innern." So versucht Ludendorff diesen undegreiflichen Schritt zu rechtfertigen. Hindenburg schweigt sich aus.

Digitized by Google

Dabei konnten beide den Anschein eines äußeren Sieges buchen. Ihr Eingriff in die politische Reichsleitung, mag man ihn nun billigen oder verdammen, hatte ihren Gegner zum Sturz gebracht. Ihr Standpunkt, wie Oberst Bauer ihn formuliert, war der, daß es während eines Krieges gar keine Innenpolitik, sondern nur eine Kriegspolitik geben dürfe: für sie „durfte es keine Parteien, Mehrheit oder sonst etwas geben, sondern die harte Notwendigkeit des Krieges hatte zu entscheiden. Und somit hatte die O.H.L. auch Recht und Pflicht, hierin mitzusprechen."

Dieser Standpunkt war seitens des Kaisers anerkannt worden — Bethmann Hollweg war entlassen. Also ein Sieg? Ein Scheinsieg. Ein Sieg in der Personenfrage. Sachlich waren beide Ziele des Vorstoßes auf das politische Gebiet, den die O.H.L. zu unternehmen für gut befunden hatte, verfehlt worden. Innerpolitisch hatte Bethmann noch vor seinem Sturz erreicht, was die O.H.L. hatte verhindern wollen: die Kabinettsorder über die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen. Und außenpolitisch war nun doch zustande gekommen, was die O.H.L. mit dem Sturz des Kanzlers zu hintertreiben angestrebt hatte: die Friedensresolution. Ihre entscheidenden Stellen lauten:

„Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietsabtretungen, politische und wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.

Der Reichstag weist auch alle Pläne ab, die auf die wirtschaftliche Absperrung und die Verfeindung der Völker nach dem Frieden ausgehen. Die Freiheit der Meere muß sichergestellt werden. Nur ein Wirtschaftsfrieden wird dem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten. Der Reichstag wird die Schaffung internationaler Rechtsorganisationen tatkräftig fördern. So lange jedoch die feindlichen Regierungen das nicht einsehen, so lange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberungen und Vergewaltigung bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen und unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert ist."

Dieser Erklärung hatte die völlig auf dem Boden des Annexionismus stehende O.H.L. ihre nachträgliche Genehmigung erteilt ...

8.

Ein Rückblick auf diese ungeheuerlichen Geschehnisse umfaßt ein erschütterndes, ein niederschmetterndes Bild der deutschen Zersetzung. Es gab in Deutschland kein Band mehr, das seine Menschen einigte. Noch kämpfte draußen in zäher Entschlossenheit, vom inneren Zwiespalt erkennbar noch nicht erfaßt, das deutsche Heer. Wie lange konnte es dauern, bis der Ungeist der Heimat es ansteckte und verseuchte?

Wir haben versucht, die Entstehung der deutschen Zwietracht bis in ihre entferntesten Wurzeln zu verfolgen, das zähe, verfilzte Geflecht bloßzulegen, aus dem der widrige Giftbaum erwuchs. Und rückschauend erkennen wir, daß es nicht irgendeine bestimmte Person, Partei, Einrichtung, Weltanschauung war, welche unsere Kraft zerbrach. Nur parteiische Voreingenommenheit, nur tendenziöse oder beschränkte Einseitigkeit ist imstande, sich die ungeheure Wirrnis

Digitized by Google

der Zusammenhänge so zu vereinfachen, daß sie alle Schuld auf irgendwelche Widersacher abladen und sich selber als den strahlenden Siegfried darstellen kann, der vom bösen Hödur gefällt worden sei. Es ist historischer Dilettantismus schlimmster Art, wenn Oberst Bauer Bethmann „den eigentlichen Totengräber Deutschlands" nennt. Es ist ins Auge springender Mangel an klarem Denkvermögen, wenn er dies Urteil damit begründet: „Denn ein starker Mann mit klarem Wollen an seiner Stelle — und Deutschland hätte gesiegt!"

Das freilich ist unverkennbar: von den vielen tragischen Momenten, deren Zusammenwirken Deutschlands Sturz herbeigeführt hat, ist eines der verhängnisvollsten die Tatsache, daß uns der große politische Führer gefehlt hat. Aber hier liegt der Fall entschieden anders als ein Jahr früher, als es sich darum handelte, den Generalstabschef Falkenhayn durch einen anderen militärischen Führer zu ersetzen. Denn damals war der andere, der Ersehnte, der Gewaltige doch vorhanden — das ganze Volk, die Welt zeigte mit Fingern auf ihn: warum nicht der?!

Jetzt aber fehlte der Bessere, der Größere, neben dem Bethmann wie der Mond neben der strahlenden Sonne verblaßt wäre. So seltsam es scheinen mag: neben seinen Nachfolgern erscheint Bethmann noch als ein Riese! Er mag gewesen sein, als was immer Freund oder Feind ihn einschätzen wolle — für sein Amt war er der Beste, über den Deutschland verfügte. Bülow war ein gewiegter, erfahrener Diplomat, in allen Künsten der Politik alten Stils bewandert — aber zwischen ihm und dem Kaiser stand unvergessen die Erinnerung an die um zehn Jahre zurückliegende Novemberkrise von 1908, da der Kaiser sich, um mit dem Wortlaut des Kronprinzenbuches zu reden, „plötzlich zum ersten Male vor einer nahezu geschlossenen Gegnerschaft des Volkes sah, sich von dem Kanzler preisgegeben und im Stich gelassen fühlte". Und das mag wohl der letzte Grund gewesen sein, der den Kaiser veranlaßt hat, von Bülow abzusehen, weil er in einem der schwersten Augenblicke an diesem die Eigenschaft vermißt hatte, auf die es jetzt vor allem anderen ankam: die Treue. Vielleicht noch wesentlicher war die Tatsache, daß Österreich es ablehnte, mit Bülow als Reichskanzler zusammenzuarbeiten, weil er sich in der Periode der Versuche, den Beitritt Italiens zum Feindbunde zu verhindern, stark für die Opferung der von der italienischen Irredenta geforderten österreichischen Landesteile eingesetzt hatte.

Die O.H.L. hatte sich für Bülow eingesetzt, dessen Anschauungen sich, nach Oberst Bauer, vielfach mit der ihrigen deckten. Bauer hatte ihn völlig frisch, rüstig und von Geist sprühend gefunden. War er der Recke, der uns hätte retten können? Der das Vertrauen des Reichstages und des Volkes zurückgewonnen, die Kluft geschlossen hätte, die sich infolge des offenkundigen Eintretens der O.H.L. gegen die Neuorientierung nun auch schon zwischen breiten Klassen des Volkes und den bis dahin rückhaltlos vergötterten obersten Heerführern aufzutun begann?

Oder war etwa Tirpitz dieser Mann? Der war gewiß, was Bülow im höchsten Sinne niemals gewesen war: ein Mann. Er war zweifellos der stärkste Charakter, der in der Vorkriegs- wie Kriegszeit auf der politischen Bühne erschienen war. Aber er war weder ein Staatsmann im eigentlichen Sinne, noch

Digitized by Google

ſtand er genügend außerhalb oder oberhalb des Parteigetriebes, als daß man hätte hoffen dürfen, es würde ihm gelingen, das Vertrauen der Reichstagsmehrheit zu erwerben. Lieſt man die Seiten ſeines Buches, in denen er im Anſchluß an die Kritik der Friedensreſolution die Gedanken entwickelt, in denen er darzulegen ſucht, was hätte geſchehen müſſen, ſo ſteigt der Gedanke auf: der hätte es vielleicht machen können.

Aber wenn man ſich dann fragt, welche Anſtalten Tirpitz getroffen hat, um bei dem vor aller Augen liegenden Verſagen der Reichsleitung zur Rettung der Lage das ſeinige zu tun, dann ſtößt man auf — die Gründung der deutſchen Vaterlandspartei, die Tirpitz mit dem Generallandſchaftsdirektor Kapp ins Leben gerufen hat, um „im deutſchen Volk eine nationale Gegenbewegung zu entfachen, die im Auslande den Eindruck hervorrief, daß die deutſche Widerſtandskraft doch noch lebendig war, die ferner der Regierung für eine kräftige und kluge Politik einen Rückhalt bot, und die endlich nach Möglichkeit ein weiteres Herabgleiten auf der ſchiefen Ebene der öffentlichen Friedensangebote verhinderte". Ein Politiker, der die ſchauerliche Zerriſſenheit des deutſchen Volkes nicht anders zu bekämpfen wußte, als durch Gründung einer neuen Partei, hat dadurch ſich ſelber den Nachweis ausgeſtellt, daß er nicht der Mann war, der, auf den oberſten Führerpoſten geſtellt, die deutſche Einheit neu hätte ſchmieden können!

Mag es immerhin perſönliche Abneigung geweſen ſein, was den Kaiſer veranlaßt hat, von Bülow wie von Tirpitz abzuſehen — daß er dadurch den politiſchen Retter verkannt und mattgeſetzt hätte, das anzunehmen liegt nicht der mindeſte Anhaltspunkt vor.

Es hat nun einmal nicht ſein ſollen: das Fünfundſechzigmillionenvolk, das ein Geſchlecht von Kriegführern und Kämpfern wie die Sieger der hundert Schlachten des Weltkrieges hervorgebracht hatte — den großen politiſchen Charakter hat es nicht erzeugt. Derweil hatten die Engländer ihren Lloyd George, die Franzoſen ihren Clemenceau, den Ruſſen erſtanden Lenin und Trotzki, die Rumänen hatten wenigſtens ihre Bratianu und Jonescu, die Griechen ſogar noch einen Venizelos — alles Gewaltmenſchen, erfüllt von sacro egoismo eines nicht rechts noch links ſchauenden, entſchloſſenen nationalen Willens... Dieſer Typus, der ſich bei allen Völkern des Weltkrieges findet — warum fehlte er in Deutſchland?!

Es gibt nur eine Erklärung: es war etwas faul im ganzen Aufbau unſerer politiſchen Erziehung. Ohne das Problem hier auch nur entfernt ausſchöpfen zu können, ſei meine Auffaſſung wenigſtens angedeutet: wir rühmten uns, das Volk der Organiſation zu ſein — wir waren längſt das Volk der Überorganiſation geworden.

Wir waren ſtolz auf unſere Erziehung — ſie war längſt Übererziehung. Eigenwüchſige, eigenwillige, kampffreudige und einſamkeitsſtolze Männer zu entwickeln war keineswegs das Ideal all der vielen Erziehungsſchulen, durch die der deutſche Jüngling hindurchgepreßt wurde. Nicht auffallen, nicht anſtoßen, korrekt und normal ſein, nicht aus dem Rahmen fallen, das war das geheime Geſetz der deutſchen Erziehung geworden... Männer, ſagt man,

Digitized by Google

Charaktere werden geboren — erziehen, ausbilden kann man sie nicht. Nein — aber unterdrücken, verkrüppeln, verkümmern lassen, ersticken kann man sie — wenn man rechtzeitig und folgerichtig genug damit anfängt.

9.

Während die Friedensresolution des Deutschen Reichstages das gerade Gegenteil der beabsichtigten Wirkung bei Bundesgenossen wie Feinden — aber auch bei großen Teilen des deutschen Volkes und zumal im Heer erzielt hatte, war inzwischen ein Entschluß zum Versuch, den wütenden Weltbrand zu löschen, bei jener Macht herangereift, die schon früher der deutschen Regierung ihre Bereitwilligkeit kundgegeben hatte, sich für die Versöhnung der Völker einzusetzen: beim Haupte der katholischen Christenheit. Am ersten August ging vom Vatikan der päpstliche Erlaß in die Welt, der im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten an die Häupter der kriegführenden Völker die flehentliche Bitte richtete, einen gerechten und dauernden Frieden anzubahnen. Der Papst schlug folgende Grundsätze vor:

Gegenseitige Rückerstattung der besetzten Gebiete, also Räumung Belgiens, Nordfrankreichs, Herausgabe der deutschen Kolonien.

Grundsätzlichen Verzicht auf Schadenersatz und Kriegskostenerstattung.

Was die strittigen Gebietsfragen anbetreffe, wie beispielsweise die zwischen Italien und Österreich, zwischen Deutschland und Frankreich erörterten, so sollten die streitenden Parteien ihre Ansprüche in versöhnlichem Geiste prüfen, dabei die Ansprüche der Völker berücksichtigen und gelegentlich Sonderinteressen dem Allgemeinrecht der großen menschlichen Gesellschaft zum Opfer bringen. Derselbe Geist müsse leitend sein bei Beurteilung der armenischen und der Balkanfragen und derjenigen der Länder, die einst das Königreich Polen bildeten, „dem sowohl seine edlen geschichtlichen Erinnerungen, wie seine Leiden, zumal die im gegenwärtigen Kriege erlittenen, die Zuneigung aller Völker gewannen".

Außerdem empfahl der Papst Verminderung des Rüstungswesens, Schiedsgerichte, Sicherstellung der Freiheit der Meere.

Am 21. August teilte die englische Regierung dem Vatikan telegraphisch mit, ihrer Ansicht nach bestehe keine Wahrscheinlichkeit, dem Frieden näher zu kommen, so lange nicht die Zentralmächte sich in offizieller Form über ihre Kriegsziele und darüber geäußert hätten, zu welchen Wiederherstellungen und Entschädigungen sie bereit seien, und durch welche Mittel in Zukunft die Welt vor Wiederholungen der Greuel, unter denen sie jetzt leide, bewahrt werden könne.

Dieses Telegramm wurde späterhin als „englischer Friedensfühler" bezeichnet. Der Münchener Nuntius Pacelli übermittelte es dem Reichskanzler Michaelis mit der Bitte, eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung bezüglich der vollen Freigabe und Entschädigung Belgiens und eine Angabe der Garantien herbeizuführen, welche Deutschland hinsichtlich der Unabhängigkeit Belgiens von Frankreich und England verlange.

Digitized by Google

Der Reichskanzler bat den Kaiser, in Gegenwart der Obersten Heeres- und Marineleitung einen Kronrat abzuhalten. Dieser fand am 11. September in Potsdam statt. Ludendorff hielt einen Vortrag über die Lage. Das Ergebnis wurde in folgenden, vom Kaiser unterschriebenen Sätzen zusammengefaßt:

„Die Annexion Belgiens sei bedenklich, Belgien könne wiederhergestellt werden. Die flandrische Küste sei zwar sehr wichtig und Zeebrügge dürfe nicht in englische Hand fallen. Aber die belgische Küste allein sei nicht zu halten. Es müßte enger wirtschaftlicher Anschluß Belgiens an Deutschland herbeigeführt werden. Daran habe Belgien selbst das größte Interesse."

Das waren also die offiziellen deutschen Kriegsziele in bezug auf Belgien. Welche Maßregeln die O.H.L. für erforderlich hielt, um den „engen wirtschaftlichen Anschluß Belgiens an Deutschland" sicherzustellen, darüber spricht sich ein Brief Hindenburgs an Michaelis vom 15. September wie folgt aus:

„Ich verhehle mir nicht, daß in der Marine und in weiten patriotischen Kreisen ein Verzicht auf die flandrische Küste als ein schwerer Schlag empfunden wird, der

Digitized by Google

nur dann gemildert wird, wenn die auch von Euer Exzellenz der Marine zugestandenen Kompensationen zur Tat werden. Ich sehe mit General Ludendorff diese Kompensationen in Stützpunkten in und außerhalb unseres Kolonialreiches. Zu zwei Punkten darf ich noch einfügen: die wirtschaftliche Angliederung Belgiens an Deutschland wird ohne einen Druck auf Belgien auch nach Friedensschluß nicht gehen. Hierzu wird eine mehrjährige Okkupation dienen, die aus militärischen Gründen auch nötig werden wird, wenn England und Amerika Frankreich räumen. Über die mehrjährige Okkupation hinaus muß die deutsche Stellung in Lüttich wirken. Sie hat als Hauptzweck den unmittelbaren militärischen Schutz des niederrheinisch-westfälischen Industriegebietes. Nur wenn wir in Lüttich als Besitzer unbeschränkte Herren der Lage sind und bleiben, können wir die erforderlichen militärischen und Verwaltungsmaßnahmen treffen. Ich vermag mir daher nicht zu denken, daß wir in irgendeiner absehbaren und vertragsmäßig festgesetzten Zeit aus Lüttich herausgehen könnten."

Diese Forderungen hielt also die O.H.L. im vierten Kriegsjahre noch für realisierbar!

Wie wurde nun der päpstliche Friedensvorschlag weiter behandelt?

Die deutsche Regierung war der Auffassung, „daß die Verfolgung dieser ersten Friedensfäden nur bei unbedingter Vertraulichkeit möglich erscheine". Die Verhandlungen über den Vatikan schienen ihr aber diese Sicherheit nicht zu bieten. Herr Erzberger hatte es für zweckmäßig gefunden, schon vor der Ankunft des Schreibens des päpstlichen Vertreters, welches das englische Telegramm übermittelte, durchblicken zu lassen, daß ein solches Schreiben kommen werde. Er war also Vertrauensmann des Vatikans. Die deutsche Regierung glaubte ihrerseits, daß nach den bisherigen Taten des Herrn Erzberger von ihm auch künftighin Indiskretionen und Taktlosigkeiten zu befürchten seien.

Deshalb sah sich die deutsche Regierung veranlaßt, die Vermittlung des Vatikans nicht in Anspruch zu nehmen, sondern ihm gegenüber „nur eine abwartende Stellung einzunehmen und ihm nach Ablauf einiger Zeit nur eine Antwort allgemeinen Inhalts zu geben" (Michaelis).

Dem entsprechend erging am 19. September an den Staatssekretär des Papstes Kardinal Gasparri ein Schreiben des Reichskanzlers, das die Antwort auf die päpstliche Friedensnote darstellen sollte. Es begrüßte die Kundgebung, erklärte, der kaiserlichen Regierung liege es am Herzen, im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstages vom 19. Juli brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden, und sprach die Zuversicht aus, daß auch unsere Gegner in den Gedanken des Papstes eine geeignete Unterlage zur Vorbereitung eines künftigen Friedens erblicken möchten.

Dem Nuntius Pacelli aber, der um Mitteilung der Absichten Deutschlands in bezug auf Belgien gebeten hatte, erwiderte die deutsche Regierung am 24. September, sie sei im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, eine bestimmte Erklärung über ihre Absichten im Hinblick auf Belgien abzugeben — nicht als ob sie grundsätzlich der Abgabe einer solchen Erklärung abgeneigt wäre oder ihre Bedeutung für die Frage des Friedens unterschätzte usw., sondern weil ihr „gewisse notwendige Vorbedingungen für die Abgabe einer solchen Erklärung noch nicht genügend geklärt zu sein schienen".

Es ist also festzustellen: die deutsche Regierung hat, weil sie besorgte, der Vatikan könne Erzberger ins Vertrauen ziehen, und dieser könne dann weitere verhängnisvolle Indiskretionen begehen, die Bitte des päpstlichen Nuntius, Erklärungen über Belgien abzugeben, abgelehnt. Es ist klar, daß sie damit die weitere Vermittelungstätigkeit des Vatikans ausgeschaltet hat.

Was tat sie statt dessen?

Sie beauftragte einen neutralen Diplomaten, den spanischen Gesandten in Brüssel, Herrn Villalobar, festzustellen, ob wirklich auf englischer Seite ernsthafter Wille vorhanden sei, die übertriebenen Kriegsziele, welche die Entente in ihrer Antwort auf die Wilsonnote kundgegeben hatte, fallen zu lassen und auf einer annehmbaren mittleren Linie zu verhandeln. Ihrer Auffassung nach enthielt das Schreiben des Nuntius und das ihr beigefügte Telegramm der englischen Regierung hierfür keine überzeugenden Beweise. Herrn Villalobar wurde die Richtlinie an die Hand gegeben, für Verhandlungen mit England müsse die Voraussetzung ein englisches Anerkenntnis bilden, daß unsere Grenzen intakt blieben, unsere Kolonien zurückgegeben würden, keine Entschädigungen gefordert werden dürften und von dem uns seit langem angedrohten, als après-guerre, als Nachkrieg bezeichneten Wirtschaftskrieg Abstand genommen werden müsse.

Über den Verlauf der Mission des Herrn Villalobar ist Genaueres noch nicht bekannt. Nur so viel steht fest, daß ihr Ergebnis durchaus negativ war. Es stellte sich heraus, daß bei der englischen Regierung Geneigtheit, auf Grund dieser Mindestvoraussetzungen über den Frieden zu verhandeln, nicht vorhanden war.

Daraus zog Michaelis den recht willkürlichen Schluß, daß der Vatikan die Bedeutung des englischen Telegramms vom 20. August überschätzt habe, wenn er seinen Münchener Nuntius veranlaßt hatte, es der deutschen Regierung zu übermitteln und zum Ausgangspunkt weiterer Vermittelungsversuche zu machen.

Mit einem Worte: die päpstliche Friedensvermittelung und auch die in ihrem Verlauf, aber unter stillschweigender Ablehnung des vatikanischen Eingreifens von der deutschen Regierung eingeleitete neutrale Bemühung waren gescheitert.

Ob ein besseres Ergebnis zu erreichen gewesen wäre, wenn Michaelis seine Besorgnis vor Erzbergerschen Indiskretionen unterdrückt und die angebotene Vermittelung des Vatikans durch Bekanntgabe der deutschen Kriegsziele in bezug auf Belgien angenommen hätte — wer will das heute entscheiden?

Wer will entscheiden, ob das englische Telegramm überhaupt als „Friedensfühler" aufzufassen war?!

10.

Die Darstellung der Kanzlerkrisis und des päpstlichen Vermittelungsversuches ist mit Bewußtsein so ausführlich erfolgt, weil es sich hier um Probleme handelt, die unser Volk noch heute in starker Spannung halten, und deren Erörterung aus der öffentlichen Betrachtung der Kriegsgeschehnisse so bald nicht verschwinden wird. Ich habe mich redlich bemüht, die überaus verworrenen und umstrittenen Geschehnisse durch vorurteilslose und unparteiische Hervorhebung der Hauptlinien zu klären.

Digitized by Google

Es soll zum Schluß versucht werden, das Gesamtergebnis in aller Kürze zu ziehen.

Die Friedensresolution des Reichstages vom 19. Juli vertiefte bei der Entente den durch die Indiskretionen des Prinzen Sixtus und des Abgeordneten Erzberger entstandenen Eindruck, daß Deutschlands innere Widerstandskraft ihrem Ende entgegengehe, und daß mit der Möglichkeit einer Verschärfung der innerpolitischen Gegensätze bis zum Umsturz ernsthaft gerechnet werden dürfe.

Aus dieser Erkenntnis schöpfte die Entente den festen Entschluß, trotz der Sorgen, die der U-Boot-Krieg und die Stärke der deutschen Verteidigung zu Lande ihr bereiteten, bis zum Eingreifen Amerikas militärisch durchzuhalten.

Sie schloß weiter daraus, daß sie vollkommen auf dem rechten Wege war, wenn sie angefangen hatte, dem Kriege gegen die Waffen und die Leiber den Krieg gegen die Seelen der Eingeschlossenen zu gesellen, und daß es notwendig sei und sicheren Erfolg verspreche, wenn man in seinen Bemühungen, die innerpolitische Spaltung Deutschlands zu vertiefen und die Gegensätze wenn irgend möglich bis zur Sprengung der deutschen Verfassung, bis zur Trennung des Zusammenhangs zwischen Krone und Volk, mit einem Worte bis zum Umsturze zu treiben, mit höchster Energie fortfahre.

Schon aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß eine spätere ernstliche Bereitschaft Englands, über den Frieden zu verhandeln, niemals bestanden hat, und daß die englische Depesche an den Papst höchstens ein Versuch war, entweder eine bindende Erklärung Deutschlands über seine Absichten in Belgien herauszulocken oder, wenn diese geweigert würde, die deutsche Regierung aufs neue als hartnäckige Kriegsverlängerin vor der Welt und dem deutschen Volke selber anschwärzen zu können — wozu diese denn auch durch Weigerung der Bekanntgabe ihrer doch schon stark herabgemilderten belgischen Absichten Gelegenheit gegeben hat.

Diese Weigerung war taktisch falsch, denn sie lieferte dem Feinde wie den deutschen Friedensanhängern ein neues Propagandamittel — gab beiden die Möglichkeit, die Vereitelung des päpstlichen Vermittelungsversuches der deutschen Regierung zur Last zu legen. Daß aber ohne diese Weigerung, also bei Bekanntgabe der belgischen Friedensziele, der von wahrhaft christlichem Geiste getragene Friedensschritt des Papstes zur Anbahnung ernsthafter Verhandlungen und womöglich gar zum Friedensschluß geführt haben würde, dürfte angesichts des hartnäckigen Vernichtungswillens der Entente als ausgeschlossen erscheinen. Wenn also der deutschen Regierung der weitergehende Vorwurf gemacht wird, durch Nichteingehen auf das Ersuchen des päpstlichen Nuntius den Frieden vereitelt zu haben, so hat diese Unterstellung an den Tatsachen nicht die geringste Stütze und gehört zum endlosen Gebiet der irrealen Hypothesen — der völlig beweislosen Vermutungen.

Es bleibt noch eine Frage zu beantworten: war das Eingreifen der O.H.L. in die Friedensresolutionsbestrebungen und in die Kanzlerkrisis eine Überschreitung ihrer Befugnisse, eine unzulässige Einmischung in die Politik?

Es ist dem Oberst Bauer, dessen Anschauungen sonst vielfach abgelehnt werden müssen, darin beizupflichten, daß es eine scharfe Grenze zwischen der

Digitized by Google

militärischen und der politischen Oberleitung überhaupt nicht gibt. Politik und Strategie hätten eins sein müssen. Da in Deutschland während des Weltkrieges im Gegensatze zu allen Ländern der Entente verhängnisvollerweise das Gegenteil der Fall war, lassen sich immerhin Fälle denken, wo die Handlungsweise der politischen Reichsleitung so sehr dem militärischen Interesse (das im Kriege unweigerlich an erster Stelle steht) zuwiderlief, daß ein Eingreifen der Heeresleitung in die Politik Pflicht und Zwang wurde. Ein solcher Fall hat in den Bestrebungen, welche auf öffentliche Erklärung der Friedenswilligkeit des Reichstags abzielten, tatsächlich vorgelegen. Hier war es also Pflicht der O.H.L., im militärischen Interesse einzugreifen und zu verlangen, daß der Reichskanzler diesem Drängen der Reichstagsmehrheit entweder fest und wirksam entgegentrete oder aus seinem Amt ausscheide. Und verwunderlich und beklagenswert ist nur dies, daß die O.H.L., nachdem sie das Mittel des Kanzlersturzes erreicht hatte, den Zweck, die Verhinderung der Friedensresolution, durchzusetzen nicht mehr die Energie besessen hat.

Das legt den Verdacht nahe, als ob es ihr bei ihrem Streben nach Beseitigung des Kanzlers gar nicht einmal in erster Linie um die Verhinderung der Friedensresolution, sondern um andere Dinge zu tun gewesen sei: nämlich um die Verhütung eines weiteren Fortschreitens der Reichsleitung auf dem Wege der Osterbotschaft. Wenn aber Kaiser und Reichskanzler aus ihrer pflichtgemäßen und auf wirklicher Kenntnis der Volksstimmung beruhenden Überzeugung heraus die Verpflichtung empfanden, selbst auf die Gefahr schwerer innerer Konflikte dem Streben der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes nach Erweiterung des Anteils der Volksvertretung an der Regierungsgewalt und nach Angleichung der Verfassung des führenden Bundesstaates Preußen an die Reichsverfassung schon während des Krieges nachzugeben — dann war es Pflicht der O.H.L., sich dieser Entscheidung der zuständigen Gewalten zu beugen. Es ist Hindenburg und Ludendorff selbstverständlich bei ihrem ganzen Charakter zuzubilligen, daß sie sich bei ihrem Widerstande gegen innerpolitische Reformen nur von ihrer Auffassung leiten ließen, die Reform untergrabe die militärische Widerstandskraft des deutschen Volkes. Wer diesen Männern zutraut, sie hätten sich zum Werkzeug einseitiger Parteiinteressen erniedrigen lassen, der verkennt sie gröblich. Trotzdem hätten beide sich sagen müssen, daß sie für die Beurteilung der Notwendigkeit und Dringlichkeit der vom Kaiser und Reichskanzler in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Volksvertretung geplanten Reformen die nötige Sachkenntnis unmöglich besitzen konnten.

In der Stellungnahme der O.H.L. gegen diese Reformpläne liegt also eine Überschreitung ihrer Befugnisse, ein unzulässiger Übergriff in das Gebiet der Politik.

Die verheerenden Folgen sind nicht ausgeblieben: das unbedingte Vertrauen der Reichstagsmehrheit und breitester Kreise des deutschen Volkes zu ihren bis dahin grenzenlos verehrten Heroen begann zu wanken. Die O.H.L. stand hinfort nicht mehr über den Parteien: sie hatte sich selber in das innerpolitische Chaos verstricken lassen.

Digitized by Google

Dies ist das unglückselige Ergebnis der inneren Entwicklung des Sommer 1917: durch die Osterbotschaft waren Krone und Reichsleitung, durch die Juli krise nun auch noch die O.H.L. von ihrer erhabenen Stellung über den Parteien ins Tagesgetriebe des politischen Meinungs- und Wollensstreites hineingezerrt worden.

Und von Stund' an griff die innere Wirrnis auch dahin über, wohin sie nimmer hätte gelangen dürfen: auf das Heer.

Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei, die sich von dem radikalen Flügel der Gesamtpartei abgespalten hatte, begann nun ihre schon früher angebahnte Zersetzungspropaganda im Heer planmäßig und alsbald im Zusammenhange mit dem russischen Radikalismus und mit Unterstützung durch reichliche russische Geldmittel auszubauen.

Ihr entgegenzutreten und überhaupt die offenkundigen Versäumnisse der Reichsleitung auf dem Gebiete der geistigen Führung des deutschen Volkes und Heeres nach Kräften auszugleichen, genügte die Einrichtung des „Vaterländischen Unterrichts" in keiner Weise. Sie mußte als Ganzes ein „Versuch mit untauglichen Mitteln" bleiben — trotz ausgezeichneter Einzelleistungen trefflicher Männer und genauer Kenner der Volks- und Soldatenseele.

Nun rächten sich die Fehler und Unterlassungen von Jahrzehnten. Es rächte sich, daß die herrschenden Gewalten Deutschlands in Wolkenhöhen über dem Volke gethront hatten — durch Kasino- und Korpshausmauern, durch grüne Tische und Klassenunterschiede von ihm getrennt. Daß Deutschlands Kaiser und Kanzler auf Bismarcks Lorbeeren sich behaglich gebettet hatten, wähnend, den neu entstandenen Volksschichten genug getan zu haben, wenn sie durch eine musterhafte und für alle Welt vorbildliche Arbeiterschutzgesetzgebung für das materielle Wohl der „arbeitenden Klassen" gesorgt hatten. Die verlangten mehr — sie forderten einen Anteil an der Leitung des Staates, als dessen kraftvolle Träger und Mehrer im Frieden, als dessen opferfrohe Verteidiger im Kriege sie sich mit Recht und Stolz fühlten. Und da man ihnen diesen Anteil versagt hatte, solange der Staat im Glücke war — da man ihnen auch jetzt nur zögernd, gezwungen und gegen den unverkennbaren Widerstand selbst der Männer, denen sie bedingungslos Heeresfolge geleistet hatten, versprach, doch tatsächlich noch immer vorenthielt, was sie als ihr gutes Recht beanspruchten — da rüsteten sie sich, eines Tages nach dem Vorbild ihrer russischen Standesgenossen sich zu nehmen, was ihnen zukam, ohne zu bedenken, daß wir in einem Kampfe um Sein oder Nichtsein standen — und daß die innerpolitische Katastrophe zugleich eine militärische Niederlage herbeiführen mußte, die den Staat mitsamt ihren Forderungen an den Staat und schließlich sie selber und die wirtschaftliche und moralische Existenz eines jeden einzelnen von ihnen in den Abgrund reißen würde.

Fortan gab es in Deutschland nichts Festes, nichts gemeinsam Geglaubtes mehr: rettungslos und steuerlos trieb das hart umstürmte Staatsschiff dem Untergang entgegen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel

Abwehr und Ausfall

1.

Während die Heimat ſich in Krämpfen wand, kämpfte die Blüte ihrer Mannheit draußen in ungebrochener Kraft den zähen Kampf gegen den Anſturm des Erdballs weiter. Und heroiſcher, ſelbſtverleugnender, männlicher ward nirgend gekämpft als dort, wo zurzeit allein noch der Angriff unſeren Feinden zu Leibe ging: auf dem Weltmeer.

Das „deutſche Siegſchwert", das ſich in dieſem Kriege längſt in Zweiundvierziger, Maſchinengewehrgarben, Gas- und Handgranaten verwandelt hatte — abermals hatte es eine neue Metamorphoſe erlebt: es war ein ganz ungeheuer verwickeltes Erzeugnis der Maſchinen-Präziſionstechnik geworden: der Torpedo, dem ſich die Mine geſellte. Und auch die Hand, die es führte, hatte ſich unendlich verfeinert: ſie war zu einem geheimnisvollen, kleinen, aber mit dem höchſten Raffinement aller nur denkbaren Mechanismen und Elementarkräfte ausgeſtatteten Schiff geworden. Einem Schiff, das nicht mehr, wie Nelſons Holzfregatten oder Scheers Panzerrieſen, als ſchwimmendes Fort die tobende Seefläche furchte. Nein, es hatte die Künſte des Leviathan gelernt und durchtauchte das regungsloſe Gewäſſer der Tiefſee.

Sein winziges, doch allmählich wie ein Schneckenhaus ſich weitendes Gehäuſe umſchloß eine kleine, erleſene Schar unſerer jüngſten Jungmannſchaft. Faſt alles ſelber Knaben noch — nur einer von ihnen war nicht, wie die kecken Flieger droben im Wolkentreiben, ein friſcher Bub in erſter Jugendblüte — nein, dieſer eine mußte ein Mann ſein — ein Mann freilich auf der erſten Stufe der Vollreife: ein Dreißigjähriger, der noch den ganzen tollen Wagemut des Jünglings und doch ſchon die Ruhe und Sicherheit, die Autorität und Willensſtärke, die trotzige Ausdauer und die zupackende Entſchlußfreude des Vollmenſchen beſaß: der Kommandant!

Herrgott, waren das Kerls, dieſe Oberleutnants und Kapitänleutnants mit dem Hohenzollern auf der Bruſt und vielfach ſchon mit dem Pour le Mérite am Kragen! Man muß erlebt haben, wie ſie an Land, zwiſchen zwei Todesfahrten von unausdenkbarer Mühſeligkeit und Schauerlichkeit, in Brügge zu zwei Dutzend beim Becher ſaßen und im Überſchwang ihres Kämpferſtolzes des unvergeßlichen, früh gefallenen Hermann Löns trutzige Weiſe ſchmetterten:

„Denn wir fahren, denn wir fahren,
denn wir fahren gegen Engelland!"

Man muß die blauen Jungen geſehen haben, ihre getreuen Kampfgeſellen, wie ſie an ihren Motoren ſtanden, aus Bronze gegoſſen — das helle Auge des Küſtenbewohners und Seefahrers unbeweglich auf die Zeiger ihrer Manometer und Signalſcheiben gerichtet, um jedes Befehls, jeder Veränderung der Lage gewärtig mit maſchinengleichen Griffen ihrer kräftigen Waterkantfäuſte das Boot zum Sinken jetzt und jetzt zum Steigen zu zwingen ...

Digitized by Google

Und ihrer viele, viele Hunderte ſchlummern jetzt auf den Tiefen der Ozeane. O Deutſchland hoch in Ehren! Welche Opfer hat dir dein Volk gebracht — dein Volk, das ſich heute ſagen laſſen muß, es habe ſich ſelber verlaſſen!

Und dieſer Heldenkampf ſtand, als er nun endlich voll entfeſſelt wurde, bereits unter den verhängnisvollſten Zeichen. Das beſtändige Schwanken der Reichs- und auch der Marineleitung: Sollen wir — oder ſollen wir nicht? Kann's überhaupt gelingen? Was wird Amerika dazu ſagen? — dieſe ganze Atmoſphäre von Verzagen und Verſagen und ihre Rückwirkung auf den Glauben der Heimat hatte bereits lange vor dem wirklichen Beginn des unbeſchränkten U-Boot-Krieges die Stimmung der Heimat für Zweifel und Enttäuſchung vorbereitet.

Zu Anfang des Jahres 1915 hatte die Marine etwa 24 für den Handelskrieg verwendbare U-Boote beſeſſen. Am 1. Februar 1917 waren in der Nordſee 57 Boote, beim Marinekorps in Flandern 38, zuſammen gegen England verwendbar alſo 95. Außerdem gab es in der Oſtſee 8, im Mittelmeer über 30, alſo mindeſtens 133 Boote (Zahlen nach Scheer, S. 367). Schon hatte die Marine den Umfang der Boote bis auf 1200, ſpäter hat ſie ihn bis auf 2000 und mehr Tonnen geſteigert. Das waren keine U-Boote mehr, das waren Unterſeekreuzer.

Und nun erlebte die Welt das ungeheure Schauſpiel, daß Englands Herrſchaft über die Ozeane zu wanken ſchien. Die Marine hatte ſich verpflichtet, monatlich 600 000 Tonnen feindlichen Schiffsraums im U-Boot-Kriege zu vernichten. Und ſchon im Monat Februar wurde eine tatſächliche Zerſtörungsziffer von rund 780 000 erzielt. Sie ſtieg nach Scheer im März auf 885 000, erreichte im April ihre Höchſtziffer von 1 091 000, ſank im Mai auf 869 000, ſtieg im Juni noch einmal auf 1 016 000 Tonnen, um dann allerdings dauernd, doch ſehr langſam zu ſinken. Es war alſo eine ſtarke Übertreibung geweſen, wenn Erzberger in ſeiner Rede vom 6. Juli von einem „vollkommenen Verſagen" des U-Boot-Krieges geſprochen hatte. Erſt im Juni 1918 iſt die Verſenkungszahl unter das von der Marine verſprochene Minimum von 600 000 geſunken!

Wie ſtark der U-Boot-Krieg an Englands Kraft zehrte, wie peinlich und angſtvoll ſeine Bedrohung empfunden wurde, das ging deutlich aus der Wut hervor, mit der ſich die feindliche Propaganda auf die U-Boot-Waffe ſtürzte. Ihre Verwendung zum Handelskriege wurde als unſittliche, der Menſchlichkeit ins Geſicht ſchlagende Kriegsmethode gebrandmarkt. Dabei traf der U-Boot-Krieg in der Hauptſache nur totes Gut. Die Ziffer der Menſchenleben, die mit den vielen hunderttauſend Tonnen Fracht in die Tiefe mußten, hat in all den Jahren des U-Boot-Krieges noch nicht die Zahl der deutſchen Leben erreicht, die ein einziger Großkampftag an der Weſtfront verſchlang. Aber ſo weit hatte das Schwanken der Reichsleitung die öffentliche Meinung Deutſchlands bereits verwirrt und zerſpalten, daß die Stimmen des Auslandes, die den U-Boot-Krieg als barbariſch und völkerrechtswidrig ausſchrien, in der deutſchen Heimat hier und da ein Echo fanden! In dem engliſchen Hungerkrieg aber ſah das deutſche Volk „geduldig ein Stück göttlicher Weltordnung" (Tirpitz). So entbehrte der U-Boot-Krieg, als er zu ſpät eingeleitet wurde, des unentbehrlichen Rückhalts an der Geſamtempfindung des deutſchen Volkes und war von vorn-

Digitized by Google

herein belastet mit dem Vorwurf, er habe Amerika in die Reihen unserer Feinde getrieben. Die beispiellosen Leistungen, die von niemand beobachteten Heldentaten unserer U-Boot-Kommandanten und -Mannschaften fanden in der Heimat nicht den vollen Dank, der ihrer selbstverleugnenden Hingabe würdig gewesen wäre. Wie einst Wedbigen und Hörsing, wie der früh dahingerissene Immelmann und der nur durch einen unglücklichen Zusammenstoß gefällte Boelcke, so war heute noch Richthofen ein Nationalheld. Von den Heroen der Wassertiefe aber, die ihren Torpedo, statt gegen Schlachtschiffe, gegen namenlose, aber keineswegs wehrlose feindliche Handelsfahrzeuge richteten, kannte die Heimat kaum die Namen. In ihnen wirkte als Ansporn ihrer Opfer und Taten nur der eiserne Wille zur Pflichterfüllung bis zum Tode, der Geist unserer Wehrmacht von 1914.

Inzwischen begann es sich doch der Erkenntnis aufzudrängen, daß die Marine zwar nicht sich überschätzt, aber Englands Widerstandskraft unterschätzt hatte, wenn sie des Glaubens gewesen war, ein Verlust von fünfmal sechshunderttausend gleich drei Millionen Tonnen würde es friedenswillig machen. So leicht war angelsächsische Zähigkeit nicht niederzuzwingen. Die britische Losung hieß: mehr Abwehrmittel! — mehr Schiffe!

England hatte das Jahr, das die deutsche Säumnis ihm seit Amerikas erster Kriegsdrohung offen gelassen hatte, nicht ungenutzt verstreichen lassen. Es hatte zu seinem Hungerkriege das Zutrauen, daß er die eingeschlossene Festung über kurz oder lang doch noch zwingen müsse, ihr letztes, verzweifeltes Abwehrmittel zu gebrauchen. Als Deutschland sich 1916 auf den U-Bootkreuzer-Krieg beschränkte, da hatte England die Hände nicht in den Schoß gelegt, sondern sich auf das unfehlbar erwartete Kommen des ungehemmten U-Boot-Krieges eingerichtet.

Zur Armierung der gesamten Handelsmarine der Entente waren noch mancherlei neue Abwehrmittel hinzugetreten. Die großen Torpedoboote, die ohnehin zur U-Boot-Bekämpfung sehr geeignet waren, hatten eine Ausrüstung von Wasserbomben bekommen, die unter Wasser explodierten und durch den Sprengdruck aus genügender Nähe das U-Boot zerquetschen oder wenigstens bewegungsunfähig machen konnten. Die englischen Küstengewässer waren durch unterseeische Netze und Drahthindernisse gleichzeitig gesperrt und in tückische Fallen verwandelt. Zu gleichem Zwecke wirkten die sogenannten Q-Fahrzeuge: sie waren als neutrale Handelsschiffe aufgemacht, die erst bei Annäherung des U-Bootes sich in schwerbewaffnete Spezialkampfschiffe verwandelten. Vor allem aber war man drüben auf den Gedanken gekommen, eine größere Anzahl von Frachtdampfern zu Geleitzügen zusammenzustellen, welche durch kleinere oder je nach Bedeutung auch größere Kriegsschiffe gesichert wurden. Dies „Convoi-System" hat sich besonders bewährt, den U-Boot-Kommandanten ihre Arbeit sehr erschwert und dem Ententehandel viele Verluste erspart.

Als nun der unbeschränkte U-Bootkrieg endlich losbrach, da fand er ein bis an die Zähne gewaffnetes England. Um aber den U-Booten schon das Herauskommen aus dem Heimathafen nach Kräften zu erschweren, wurde die Absperrung der Nordsee durch Minen bedeutend verstärkt. Ein neuer Minengürtel

Digitized by Google

Hinter der Front von Verdun

Digitized by Google

wurde quer vor die Ausfahrt aus dem Kattegat von Skagen an der Nordspitze Dänemarks bis zur schwedischen Küste gelegt. Ja, England versuchte sogar, das ganze Nordseegebiet von den Shetlandsinseln bis nach Norwegen durch Minen zu sperren. Glücklicherweise konnten die U-Boote diese Sperre dadurch umgehen, daß sie einfach in große Wassertiefen hinuntergingen und unter dem an der Oberfläche treibenden Minengürtel wegtauchten. Der Geleitdienst, der bestimmte Wege durch die Minenzone von Gefahren freizuhalten und die U-Boote auf den abgesuchten Wegen in die freie Nordsee hinaus und bei ihrer Heimkehr zum Hafen zurückzugeleiten hatte, bildete einen der anstrengendsten und gefahrvollsten Dienstzweige der Kriegsflotte.

Die U-Boot-Waffe hat ungeheure Verlustziffern zu verzeichnen: auf kriegsmäßigen Unternehmungen sind nach Scheer bis zum Kriegsende 50 Prozent (!!) verloren worden. Im ganzen sind nach Scheer 360 U-Boote und U-Bootkreuzer zur Verwendung gekommen: ihrer 184 sind auf ihren Kriegsfahrten zugrunde gegangen.

Und trotzdem weiß Scheer zu berichten:

> „Es ist ein glänzendes Zeugnis für den Geist, der in der Flotte herrschte, daß alle, Offiziere wie Mannschaften, die irgendwie für den U-Boot-Dienst in Betracht kommen konnten, sich nach dieser Waffe drängten. Selbst ältere Stabsoffiziere baten, unbeschadet ihres Dienstaltersverhältnisses, zur Führung eines U-Bootes, selbst unter jüngeren Flottillenchefs, angenommen zu werden."

Die Hochseeflotte sah sich gegenüber dem hohen Wagen und den ruhm-, wenn auch opfervollen Erfolgen des U-Boot-Krieges auf die bescheidene und undankbare Aufgabe beschränkt, alle ihre Kräfte in den Dienst des sicheren Geleits zu stellen.

Und so wurde denn die Flotte der erste Nährboden, auf dem die Unheilssaat der inneren Zwietracht Wurzel fassen konnte. Es war das graue Gespenst der tatenlosen Langweile, das sie ausstreuen half. Es war die beständige Berührung mit dem Niedergang der Heimat, was die Stimmung der Flotte mit Fäulniskeimen gesättigt hatte.

Eben wurde zum 2. August der Besuch des Kaisers bei der Flotte erwartet, da traten auf zwei Schiffen, „Prinzregent Luitpold" und „Friedrich der Große", Disziplinwidrigkeiten zutage, „die den Charakter einer Meuterei annahmen". Die verhältnismäßig unbedeutende Aufwallung konnte rasch unterdrückt werden. Aber nun fand eine sorgfältige Untersuchung statt. Sie zeitigte Ergebnisse, die zu tiefster Besorgnis Veranlassung gaben.

Der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei war es gelungen, auf der Flotte Fuß zu fassen. Sie hatte eine durchgebildete Organisation zu schaffen verstanden, deren phantastisches Ziel kein geringeres war als das: in allen am Kriege beteiligten Ländern den Umsturz der Staatsordnung herbeizuführen und dadurch dem Krieg ein Ende zu machen. Unter der Mannschaft waren Listen im Umlauf, die auf dem bevorstehenden Sozialistenkongreß in Stockholm den Beweis liefern sollten, daß auch die Mannschaften in der Front die Lust zum Weiterkämpfen verloren hätten.

Die ganze Organisation konnte aufgedeckt, ihre Beziehung mit bestimmten Abgeordneten der U.S.P.D. nachgewiesen werden. Die Anstifter des Auf-

Digitized by Google

ruhrs, soweit sie der Flotte angehörten, wurden in verdiente Strafe genommen. Das Kriegsgericht erließ einzelne Todesurteile, die an den am schwersten belasteten Leuten auch vollzogen wurden.

Die Marine ersuchte die Regierung, gegen die eigentlichen Schuldigen, die hetzerischen Abgeordneten, wegen Landesverrats vorzugehen. Aber es stellte sich heraus, daß der Nachfolger Bethmanns noch weniger als dieser selber die Tatkraft besaß, ernstlich einzugreifen und die Zustimmung der Reichstagsmehrheit zu einem Vorgehen gegen die durch ihre Immunität gedeckten Abgeordneten herbeizuführen.

So war die Wunde äußerlich geschlossen: in der Tiefe fraß das Geschwür weiter. Feindliche und umstürzlerische Propaganda fanden vor wie nach, wie in die Schützengräben, so auch in die Mannschaftsräume der Flotte Eingang. Während aber draußen am Feinde noch lange, ja, bei der überwältigenden Mehrheit der Fronttruppen bis zur Heimkehr der Armee die drängende Not des Kampfes und die Erhebungen gemeinsam erfochtener Abwehrsiege als Gegengift wirkten, das die Zersetzungskeime zerstörte, fiel die tatenlose oder im aufreizend eintönigen Minensuch- und Wachdienst aufgeriebene Marinemannschaft ihnen widerstandslos zum Opfer. Das war die letzte Auswirkung der Bethmannschen Marinepolitik: „den Feind nicht zu reizen" und die Flotte „in Watte zu verpacken", um sie „beim Friedensschluß in die Wagschale werfen zu können": die Flotte wurde zur Brutstätte der Revolution.

„Die Magier kamen — doch keiner verstand
zu deuten die Flammenschrift an der Wand."

2.

Und dennoch: Englands Seeherrschaft wankte.

Das Mittel zu ihrem Sturz war gefunden. Frage war bloß, ob Deutschland noch U-Boote und U-Boot-Besatzungen genug ins Treffen führen konnte, um die theoretische Gefährdung so weit in die Praxis umzusetzen, daß sie Englands zähe Widerstandskraft untergrübe. Den Deutschen war nach ihren bisherigen Leistungen alles zuzutrauen. Und den ganzen Sommer 1917 hindurch hielten sich die Versenkungsziffern auf einer derart bedrohlichen Höhe, daß die Hoffnung der Westmächte, bis zum militärischen Eingreifen Amerikas sich eine weitere große Unternehmung zu Land ersparen zu können, zuschanden wurde. Sah es nicht aus, als könne die Tätigkeit der stählernen Meerhaie gar den Seetransport der amerikanischen Hilfsarmee in schwere Gefahr bringen? Es war, nach einer englischen Stimme, „die kritischste und tödlichste Zeit gekommen, die England seit Kriegsbeginn erlebt hatte".

Es mußte etwas geschehen. Eine Offensive der Grand Fleet gegen die deutsche U-Boot-Basis in der Nordsee war jetzt gar nicht mehr möglich: die hatte England sich durch seine gewaltigen Minensperren selber verbaut. Aber innerhalb der Reichweite des englischen Landheeres lag der zweite Stützpunkt des Vernichtungskrieges, der Englands Lebensnerv bedrohte: die deutsche U-Boot-Basis in Flandern, die Häfen von Brügge und Zeebrügge.

Digitized by Google

Daß ein Unternehmen der Feinde gegen diesen Stützpunkt kommen würde, gaben Anzeichen großer Vorbereitungen im Ypernbogen zu Anfang Juni deutlich zu erkennen. Offenbar handelte es sich in erster Linie um einen Versuch des Feindes, jene große Einbuchtung zu beseitigen, welche sich südlich von Ypern tief in die englischen Stellungen hineinschob. Von den Höhenzügen von Wytschaete und Messines herab konnte jeder Angriff aus der Richtung Ypern unter deutsches Flankenfeuer genommen werden. Diese wichtige Hügelkette hatte am 10. November 1914 der Vorstoß der Gruppe Linsingen gegen Frenchs Anstürme behauptet. Sie war seitdem Jahre hindurch ein Schauplatz des tückischen „Minenkrieges" gewesen, bei dem die beiderseitigen Pioniere, zu Bergleuten geworden, einander mit unterirdischer Wühlarbeit zu Leibe gingen. Stollen wurden bis unter die feindlichen Stellungen getrieben und schließlich mit Sprengmunition gefüllt, um Gräben und Besatzung in die Luft zu blasen und gleichzeitig einsetzendem Infanterieangriff Bresche zu schlagen... Seit geraumer Zeit war indessen diese widerwärtige Kampfform im „Wytschaete-Bogen" zur Ruhe gekommen.

Da flog am Morgen des 7. Juni, ohne daß irgendwelche Anzeichen eines bevorstehenden Unternehmens erkennbar gewesen wären, mit dem Getöse einer Weltkatastrophe die deutsche Front auf 6 Kilometer Breite in die Luft. Zwanzig gewaltige Säulen aus Rauch, Gestein und zerfetzten Menschenleibern quollen auf. Was zwischen den bis in Kirchturmtiefe klaffenden Sprengtrichtern noch lebte, war von Entsetzen gelähmt. Und schon überschüttete ein jählings losbrechendes Artilleriefeuer die zertrümmerten und die unberührt gebliebenen Frontabschnitte des ganzen Stellungsbogens. Der Feuerwalze folgten englische Massenanstürme, denen die völlig überrumpelten Verteidiger stellenweise fast ohne Widerstand in die Hände fielen. Ein tiefer Einbruch war da, für die englische Armee wieder einmal eine große taktische Gelegenheit zum strategischen Durchbruch. Aber dahin stand den Engländern offenbar gar nicht der Sinn — so weitschauende Unternehmungen trauten sie sich auch heute noch nicht zu. Die Deutschen räumten den Bogen und gingen auf die Linie Hollebeke-Warneton zurück. Die Engländer begnügten sich mit diesem begrenzten Erfolg. Er bildete den Auftakt zur größten aller Übermaterialschlachten: zur Flandernschlacht.

Diesem Schreckenstage gab die ganze Westfront von der See bis Verdun Echo. An vielen Stellen knatterten örtliche Kämpfe auf. Am 10. Juli brach ein heftiger Ansturm des deutschen Marinekorps dicht an der belgischen Seeküste los, gegenüber den Trümmern des einst so reizenden belgischen Seebades Nieuport. Er vertrieb die Engländer vom rechten Ufer der Yser und entlastete damit die deutsche Dünenstellung von störender Flankierung.

Die schon fast gänzlich eingeschlafenen Frühjahrsschlachten am Damenweg und um den Hochberg in der Westchampagne flackerten noch einmal zu wütenden örtlichen Kämpfen auf, und auch aus dem riesigen, fast schon verglühten Aschenhaufen von Verdun zuckten ein paar blutrote Feuerstrahlen. Von feindlicher Seite bezweckten alle diese Unternehmungen nur das eine: Ablenkung. Sie mißlang — die deutsche O.H.L. wußte es seit langem: der Hauptschlag, der zweite große der Entente war in Flandern zu erwarten. Er würde auf Brügge zielen — auf den U-Boot-Hafen.

Digitized by Google

3.

Die zweite große Angriffshandlung des Sommers 1917 setzte ein. England nahm sie auf seine starken Schultern und entlastete das furchtbar geschwächte Frankreich, dessen Volk und Heer sich eben erst vom schweren Niederbruch der Stimmung zu erholen begannen, den das nutzlose Blutbad der großen Frühjahrsoffensive hinterlassen hatte. Und was England tat, tat es ganz. Die englische Armee vom Marschall Haig bis zum jüngsten Rekruten aus Australien oder Kanada wußte: es galt das Inselreich von der drohenden Abschnürung seiner Lebensadern wenigstens teilweise zu entlasten.

Die Vorbereitungen übertrafen alles bis dahin Erlebte und Vorgestellte. Der Aufmarsch der englischen Artillerie aller Kaliber war dermaßen riesig, daß auf jeden Meter des angegriffenen deutschen Frontabschnittes ein Geschütz stand. Und diese — Hölle — ? ja, was will das sagen? das Wort ist abgewetzt bis zur Wertlosigkeit — und eine Steigerung steht der Menschensprache nun einmal nicht zur Verfügung ... diese Hölle tobte nun in den letzten Junitagen los und überschüttete die deutschen Stellungen von Dixmuyden bis Hollebeke mit einem Eisenorkan, in dessen Einschläge die Gasgranaten ihre fahlen, todbringenden Schwaden mischten.

Am Morgen des 31. Juli brach der Infanteriesturm los. Auf etwa 25 Kilometer Breite griffen die Engländer, am linken Flügel von einigen französischen Divisionen unterstützt, an vielen Stellen von Tanks geführt, die in Fetzen geschlagenen deutschen Linien an. Kavalleriedivisionen folgten, den Niederbruch der deutschen Verteidigung mit blanker Waffe zu haltloser Flucht zu steigern.

Die vierte Armee, deren Generalstabschef Oberst v. Lossberg sich zum ersten Abwehrspezialisten des deutschen Heeres emporgearbeitet hatte, war dem Ansturm gewachsen. Zwar die vordersten Linien erlitten schwere Einbuße. Auf der ganzen Angriffsfront wurden sie überrannt, der Stoß drang drei bis vier Kilometer tief ein, all die vielumstrittenen Ortschaften, auf deren Feldern Grab an Grab die Knochen der Ypernschlachten moderten, Virschote, Langemarck, St. Julien fielen in Feindeshand, mit ihnen eine erschreckend große Zahl an Gefangenen und Geschützen und Unmassen von Heeresgerät jeder Art.

Jetzt warf Lossberg seine bereit gehaltenen Reserven vor. Die deutsche Artillerie bewies, daß ihre geschickte Aufstellung sie zum größten Teil der Wirkung des feindlichen Vorbereitungsfeuers entzogen hatte. Sie ebnete dem Gegenstoß den Weg. Der Trümmerhaufen, der einmal Langemarck geheißen hatte, wurde zurückerobert, der feindliche Angriff auf der ganzen Linie zum Stehen gebracht. Die Tanks hatten ihre Schrecken eingebüßt: zu Dutzenden wurden sie zur Strecke gebracht. Die Kavalleriedivisionen kamen nicht zum Einhauen: deutsches Geschütz sprengte sie auseinander und zwang sie zu fluchtartigem Ausreißen. Der erste Tag der Flandernschlacht war wiederum trotz ungeheurer und bedrückender Verluste ein voller deutscher Abwehrsieg. Und damit war, alter Erfahrung nach, das Schicksal des ganzen Unternehmens besiegelt.

Aber Marschall Haig war weder am Ende seiner Kraft, noch seines Entschlusses. Er nahm sich Zeit. Neun Tage gebrauchte er, um seine Armee zum

Digitized by Google

zweiten großen Stoß bereitzustellen. Diesmal sollte ein schmaler, aber doppelt wuchtiger Ansprung in der Richtung der Bahn Ypern-Roulers die ersehnte Bresche reißen. Und abermals brachten die deutschen Reserven ihn zum Stehen.

Wiederum trat eine Woche fast gänzlicher Ruhe ein. — Dann brüllten in der Nacht vom 15. zum 16. August die englischen Geschütze auf der ganzen Schlachtbreite von neuem los. Am Morgen wälzte sich zum zweiten Male der endlose Schwall der Khakimänner gegen die neuen deutschen Linien heran, über sie hinweg. Zum zweiten Male fiel der Schutthaufen Langemarck, fiel nun weiterhin auch der Schutthaufen Poelkapelle in englische Hand. Und zum dritten Male prallte den Stürmern der deutsche Gegenstoß entgegen, warf sie aus den Schotterhalden von Poelkapelle und Langemarck wieder hinaus.

Aber Woge brandete hinter Woge drein. Schon am folgenden Tag überschwemmte die Khakiflut zum dritten Male die tragische Schädelstätte Langemarck, die von nun an in englischen Händen blieb. Vor Poelkapelle blieb sie liegen.

Weiter! Weiter! Division um Division setzte Haig ein, im stiernackigen Anrennen gegen den zurückschnellenden, doch unzerreißbaren deutschen Verteidigungsgürtel. Am 19. stürmte er abermals nach stärkster Artillerievorbereitung, diesmal wieder Rudel von Tanks an der Spitze, die ein künstlicher Nebel dem zielsicheren Auge der deutschen Richtkanoniere zu entziehen suchte. Bis Poelkapelle kam er auch diesmal nicht wieder. Noch einmal senkte am 25. der Stier die Hörner — dann erlahmte seine Kraft.

Der erste Abschnitt der Flandernschlacht war zu Ende. Nicht einmal ihr nächstes Ziel war erreicht: der Höhenkranz um Ypern, den einstmals das grausige Opfer der deutschen Jugendblüte festgehalten hatte, war noch immer in deutscher Hand. Der Brite stak noch immer, im weiten Halbkreis von deutschen Linien umzogen, im Ypernloch. Aber freilich: die deutschen Verluste überstiegen die ärgsten Befürchtungen. Wieder einmal hatte die deutsche Verteidigungskraft einen entsetzlichen Stoß erhalten.

4.

General Pétain hatte der Deputiertenkammer das Gelöbnis abgelegt, im Jahre 1917 nicht mehr angreifen zu wollen. Er hat es nicht halten dürfen. Der Bundesgenosse, der die Hauptlast der Herbstkämpfe trug, hatte verlangt, Frankreich dürfe nicht völlig beiseite stehen.

Erstaunlich schnell hatte die französische Armee, dank der Härte, mit der ihre Heeresleitung das Geschwür der Auflehnung ausgebrannt hatte, die Schwächeanwandlung vom Frühjahr überwunden. So konnte Pétain am 20. August auf den leichengedüngten Höhen vor Verdun beiderseits der Maas einen Schlag führen, dessen Erfolg in Frankreich einen Jubelsturm entfachte und die Neubelebung des französischen Volkes und Heeres vollendete. Die Heeresgruppe Gallwitz hatte diesen Angriff vorausgesehen und war ihm durch Räumung einzelner schwer zu haltender Abschnitte zuvorgekommen. Trotzdem erreichte der französische Einbruch einen Umfang, der die Besorgnisse der örtlichen Führung um ein Vielfaches überstieg. Alle jene schaurig berühmten

Digitized by Google

Geländepunkte, welche die Deutschen im vergangenen Sommer um den Preis unzähliger Hekatomben von Menschenopfern erkämpft hatten, der Tote Mann, Höhe 304, der Fosseswald, der Rabenwald waren von den Franzosen zurückerobert worden. Die deutsche Infanterie zeigte nicht mehr die alte zähe Beharrungskraft. Und der Feind hatte gelernt: er kannte nun unser neues Verteidigungsverfahren. Er wußte: wenn der Ententeangriff seine erste Stoßkraft verausgabt hatte, dann setzte der „Gegenstoß aus der Tiefe" der deutschen Reserven ein. Und schon hatte die Entente eine neue Taktik entwickelt: den „Angriff mit begrenztem Ziel". Nur bis zur ersten deutschen Verteidigungslinie ging der Angreifer jetzt mehr vor, zerbrach in ihr den letzten Widerstand und richtete sie sofort zu eigener Verteidigung ein. Kam dann der deutsche Gegenstoß, so zerschellte er am Feuer der Angreifer, die Wirrwarr und Benommenheit des Ansprungs bereits wieder überwunden hatten.

Und Meldung um Meldung erreichte die O.H.L., die bewiesen, daß die ganze Westfront in Bewegung geraten war, um den Hauptschlag in Flandern zu unterstützen, Reserven an Menschen, Geschütz und Munition zu binden und die bisher unerschütterlichen Nerven der deutschen Führung bis zum Reißen anzuspannen. Bei Lens, auf dem alten Kampffelde der Arrasschlacht, sogar vor der Siegfriedstellung bei St. Quentin, auf dem Chemin des Dames — überall englische und französische Angriffe. Sie erreichten nicht viel, aber sie hielten Führung und Truppen der Verteidiger unter beständigem Druck und lähmten die Bewegungsfreiheit der O.H.L. Der Kräfteverschleiß überstieg die schlimmsten Befürchtungen.

Und die Ostfront? Und die Bundesgenossen?

Die Kerenski-Offensive war zurückgeflutet, Galizien und die Bukowina befreit, die neue Front gegen Rußland und Rumänien gefestigt. Dennoch durfte die O.H.L. nicht wagen, der Ostfront ihre im Westen so brennend benötigten Verteidiger zu entziehen. Die Lage im Osten mußte zuvor geklärt werden: entscheidende Schläge mußten fallen, um der neuen russischen Regierung klarzumachen, daß die Verbündeten nicht länger Lust hätten, durch die zweideutige Haltung der in wilder Gärung begriffenen Republik ihre Kräfte im Osten festhalten zu lassen.

Zwei Punkte waren es, an denen die O.H.L. Vorstöße plante. Auf dem äußersten linken Flügel der Ostfront lag Riga, eine ehrwürdige Stätte deutscher Kultur, noch immer hinter den russischen Linien — seine deutschen Einwohner zitterten vor dem Ansturm des bolschewistischen Chaos. Die deutschen Stellungen zogen sich in einer Länge von 80 Kilometern weit um die Stadt herum bis zum Meerbusen. Hier konnten durch Vortragen der Front bis östlich Riga 30 Kilometer eingespart und damit einige Divisionen freigemacht werden. Außerdem war anzunehmen, daß die russische Regierung einen Vorstoß an dieser Stelle als einen ersten Schritt zur Bedrohung Petersburgs auffassen werde. Natürlich dachte die O.H.L. nicht entfernt an ein solch weitschauendes Unternehmen — aber es konnte nicht schaden, wenn Rußland gezwungen wurde, mit solcher Möglichkeit ernsthaft zu rechnen.

Der zweite, der entscheidende Schlag war in der Moldau geplant, um endlich ganz Rumänien in deutschen Besitz zu bringen und damit auch auf die

Digitized by Google

nach Jassy geflüchtete rumänische Regierung einen starken Druck im Sinne des Friedens auszuüben.

Aber gerade dieses Hauptunternehmen sollte nicht zustande kommen. Ende August war die elfte Isonzoschlacht entbrannt. Außer der Eroberung von Görz hatten die ersten zehn Isonzoschlachten den Italienern kaum nennenswerten Gewinn gebracht. Nun zum ersten Male gelang es ihnen, an zwei Stellen, nördlich und südlich von Görz, Einbrüche von beträchtlicher Tiefe zu erzwingen. Dabei erlitten die Österreicher schwere Verluste, und zum ersten Male machte sich auch an ihrer Südwestfront, wo sie bisher mit unerschütterlicher Festigkeit standgehalten hatten, ein Sinken der Abwehrkraft bemerkbar. Das K.u.K. Armeeoberkommando hatte ernste Besorgnisse, ob seine Truppen einem neuen Ansturm noch gewachsen sein würden. Es erbat zum erstenmal auch für die Karstverteidigung deutsche Unterstützung. Ludendorff versprach sich von einem bloß defensiven Einsatz deutscher Truppen keinen entscheidenden Einfluß auf die tiefgesunkene Stimmung der Doppelmonarchie. Schon um das Geraune über Österreichs für den Herbst erwarteten Zusammenbruch zum Verstummen zu bringen, war hier ein aktives, ein offensives Eingreifen erforderlich. So trat in diesem Zusammenhange der Plan eines großen Schlages gegen Italien in den Gesichtskreis der deutschen O.H.L. Ihm mußte die Moldau geopfert werden — und damit die Aussicht auf ein baldiges Ausschalten Rumäniens aus dem Ring unserer Feinde.

Dieser Entschluß ist Ludendorff sehr schwer gefallen. Ein großer Vorstoß gegen Rußland hätte neben Rumänien auch die neue Republik zum Frieden zwingen können. Ein Angriff auf Italien versprach nur örtliche, nicht endgültige Erfolge.

Selbst wenn ganz Oberitalien in die Hände der Mittelmächte gebracht werden könnte — Rom war weit, und England hatte Italien am Leitseil. Aber wieder einmal machte der innere Zustand der Verbündeten ein Unternehmen erforderlich, dem keine allzu große strategische, keinesfalls eine auch nur gegen die anzugreifende Macht selber kriegentscheidende Bedeutung beigemessen werden konnte... Der Angriff gegen die italienische Isonzofront wurde beschlossen und auf Mitte September festgesetzt. Er mußte beschlossen werden, um Österreich-Ungarn noch einmal aufzurichten.

An den anderen Fronten herrschte einstweilen die sogenannte Ruhe. Die Angriffskraft der Engländer in Flandern schien seit dem 25. August ermattet. Die Rumänen machten gelegentliche Vorstöße — sonst lag die Ostfront in abwartender Entspannung. Am 30. August hatte auch die Orientarmee sich aufs neue gerührt. Ihre Angriffe dauerten bis zum 8. September und haben abgewiesen werden können.

So wurde denn zunächst das Unternehmen gegen Riga planmäßig losgelassen. Südöstlich der Stadt gelang nach glänzend vorbereitetem, überraschendem Angriff der Übergang über die Düna, russische Gegenstöße wurden abgewiesen, und bereits am 3. konnte Riga nach kurzem Kampfe besetzt werden. Es war höchste Zeit: die Russen hatten unter der deutschen Bevölkerung übel gehaust. Die hieß nun ihre Landsleute und Retter jubelnd willkommen. Zwei Tage später wurde auch die Hafenstadt Dünamünde genommen, die Verfolgung

Digitized by Google

nach Erreichung der angeſtrebten kürzeren Linie zwiſchen Friedrichſtadt und dem Meer eingeſtelit. Die Truppen der Republik hatten ſich ſchlecht geſchiagen. Am 21. September konnte auch noch Jakobſtadt, weiter dünaaufwärts, genommen und ſomit das ganze iinke Dünaufer in deutſche Hand gebracht werden.

Dieſer leicht errungene Erfolg veriockte zu einem Ausbau. Dem Rigaiſchen Meerbuſen war eine Gruppe von Inſeln vorgeiagert, weiche die Schiffahrt im öſtlichen Teil der Oſtſee beherrſchten. Fieien ſie in deutſche Hand, ſo konnten ſie einen Stützpunkt bilden, um von dort aus die ruſſiſche Schiffahrt aus dem Finniſchen Meerbuſen, der den Kriegshafen Kronſtadt umſchioß, völlig abzuſperren. Petersburg war damit voliſtändig von der See abgeſchnitten, und eine weitere Etappe auf dem Weg einer Scheinbedrohung Petersburgs gewonnen — das immerhin noch weit über 300 Kiiometer entfernt biieb.

Auch dieſes Unternehmen veriief wie ein gut klappendes Friedensmanöver. Es gab nach langer Zeit der Kriegsfiotte Geiegenheit, ſich zu betätigen. Ihre erſte Aufgabe war die: durch Aufklärungs- und Minenſuchſchiffe die ruſſiſchen Seeſperren an der Weſtküſte der Inſei Oeſel zu beſeitigen. Nun hatten Kreuzer und Linienſchiffe freie Bahn. Allerdings ſteiite ſich beim Anmarſch heraus, daß die Säuberungsaufgabe nicht mehr rechtzeitig hatte voilſtändig geiöſt werden können. „Bayern“ und „Großer Kurfürſt“ liefen beim Einnehmen der Bombardementſteiiung auf Minen und erlitten Beſchädigungen, diieben aber gefechtsfähig.

Alsdann hatte die Flotte die Strandbatterien niederzukämpfen. Die Ruſſen waren auf die Landung vorbereitet und hatten die Inſeiküſten ſtark befeſtigt. Aber in weniger als 1½ Stunden waren die Batterien zum Schweigen gebracht und in der Hand des Vortrupps, der die Ausſchiffung der Hauptſtreitkräfte ſicherzuſtelien hatte. Nun gingen die Radfahrer- und Infanterietruppen an Land und beſetzten die Inſei Oeſel. Es kam jetzt darauf an, der an Zahl den Landungstruppen um das Doppeite überlegenen ruſſiſchen Beſatzung den Rückzug nach der Inſel Moon abzuſchneiden. Das geiang dank der Unterſtützung durch die Torpedobootflottiile; ebenſo wurde der Weg nach Süden den Ruſſen durch die Fiotte veriegt, die ganze Inſel war von unſeren Seeſtreitkräften umſteiit. Die Landungstruppen drängten nun die ruſſiſche Beſatzung nach der Oſtſpitze zuſammen und zwangen ſie dort am 15. zur Kapitulation. Am 18. wurde auch Moon, am 20. Dagö genommen. 20 000 Gefangene und über 100 Geſchütze waren der Siegespreis des wohivorbereiteten und durch das Zuſammenwirken von Landheer und Flotte giänzend geiungenen Unternehmens, das noch einmal Zeugnis abiegte, zu welchen Taten die Marine fähig geweſen wäre, hätte man ihr freie Bahn gewährt, ſtatt ihre Kraft und ihren Wert im Hafen verfaulen zu iaſſen.

Die engliſche Flotte hätte die Verſchickung ſtarker Teile der deutſchen Seeſtreitkräfte in den Nordoſten der Oſtſee zu einem Vorſtoß benutzen können, deſſen Ziel entweder die Vernichtung der Haupt-U-Boot-Baſis in Wilheimshaven und die Zerſtörung der Luftſchiffhaiien an der Küſte oder ein Eindringen in die Oſtſee hätte ſein können. Aber ſie hat ſich nicht gerührt.

Die Hauptbedeutung des Inſeivorſtoßes beruht nicht in ſeinen militäriſchen Erfolgen, ſondern in ſeinen poiitiſchen Foigen.

Digitized by Google

Die gewaltige Anſpannung, die Kerenſki dem ruſſiſchen Heere noch einmal zugemutet hatte, und die deutſchen Gegenwirkungen, welche ſie ausgelöſt hatte, waren für den Reſt von Kampffreudigkeit, der in der ruſſiſchen Armee unter der begeiſternden Einwirkung der Revolution noch einmal aufgeflammt war, eine allzu ſtarke Abkühlung geweſen. Die drohende Geſte, mit der die deutſche Heeresleitung über Riga und die Inſeln nach Petersburg zu zielen ſchien, warf das Regime der ſozialiſtiſchen Demokratie über den Haufen.

Zuerſt brach die ruſſiſche Armee innerlich zuſammen. Der Wahnwitz trat ſeinen Triumphzug an. Er begann mit der Zerrüttung der Heeresorganiſation: die Befehlsgewalt des Offiziers wurde aufgehoben — an ſeine Stelle trat der Soldatenrat. Ein Heer, das nach Mehrheitsbeſchlüſſen einer Körperſchaft ſeiner Mannſchaften befehligt wird! Solange die Welt ſteht und Kriege geführt wurden: ein ſolcher Irrſinn war noch nicht erlebt worden.

Aber weiter: die geſamte geſellſchaftliche Gliederung des ruſſiſchen Volkes wurde zertrümmert. Das Zarenreich floß in einen formloſen Urbrei auseinander. Das Volk, nicht zufrieden, ſeinen Selbſtherrſcher und die autokratiſche Verfaſſung geſtürzt zu haben, vernichtete nun auch den Oberbau des Beſitzes und der Bildung. Das Bürgertum, die verhaßte Bourgeoiſie, ſollte ausgerottet werden.

Digitized by Google

Der Kampfruf der wahnbetörten Massen gellte: Diktatur des Proletariats! Ein größerer Widersinn in sich selber ward noch nie von Menschenhirnen ausgeheckt. Eine Masse, welche diktiert! Eine Verwüstung der Kultur begann, wie die Welt sie niemals zuvor gesehen hatte.

Das Unausbleibliche kam schnell: an die Stelle der in sich unmöglichen Diktatur der Masse trat eine beispiellos brutale Tyrannei weniger aus den tiefsten Tiefen emporgestiegener Usurpatoren — die ihrer Gewaltherrschaft dadurch den proletarischen Stempel wahrten, daß sie ihre Helfershelfer nur aus den Volksschichten entnahmen, denen sie selber entstammten, und die Oberschicht mit der entsetzlichsten, skrupellosesten Vergewaltigung entrechteten und ausrotteten.

Ein seltsames Duumvirat, ein Zwei-Männer-Regiment, trat an Kerenskis Stelle. An dieser Umwälzung waren die Mittelmächte gar nicht einmal ganz unbeteiligt. Deutschland hatte sich bereitgefunden, den bolschewistischen Agitator Lenin, der in der Schweiz in Verbannung lebte, durch ihr Gebiet nach seiner Heimat reisen zu lassen, damit er das Regiment Kerenski stürzen helfe. Das ist ihm gelungen — aber Deutschland ist dieses „Erfolges" seiner „Politik" nicht froh geworden ... Lenin und Trotzki, zwei Gestalten, der westlichen Vorstellungskraft noch heute nicht recht erfaßbar, übernahmen, wenn man überhaupt so sagen darf, die Leitung des russischen Staates, verkündeten den Sieg des Bolschewismus und schufen das Zarenheer zur „Roten Garde" um. Das bedeutete nun endlich den vollkommenen Zusammenbruch der russischen Militärmacht. Endlich hatte das große Wunder sich ganz erfüllt: der Dreifrontenkrieg war nun wirklich zu Ende. Die Ostfront war endlich ihres scheinbar unverwundbaren und unverwüstlichen Angreifers entlastet.

War sie's? Sie hätte es sein können. Wieder einmal erfüllte sich der alte deutsche Fluch, der sich jedesmal ausgewirkt hat, wenn das Schwert rastete und die schon von Blücher verfluchten „Diplomatiker" ihre Arbeit begannen.

Alsbald nach Kerenskis Sturz erließ Lenin seinen Funkspruch „An Alle". Er war mehr als ein Friedensangebot: er forderte alle Kriegführenden auf, „vor dem Angesicht ihrer eigenen Völker und vor dem Angesicht der ganzen Welt" kundzutun, ob sie zu Friedensunterhandlungen bereit seien. Aber es sollte sich um mehr handeln: mit allen Völkern sollte „öffentlich ein neuer Vertrag auf der Grundlage des Einverständnisses und der Zusammenarbeit geschlossen werden". Die Volkskommissare des Bolschewismus träumten nicht von einem Ende nur — ihnen war's um einen Anfang zu tun. Um den Anfang einer ganz neuen Weltära. Das klang ins Ohr der gequälten Völker wie eine Heilsbotschaft — den kundigen Ohren der wirklichen Kenner des Weltverlaufes klang's verdächtig ...

5.

Noch ehe diese Entwicklung im Osten zur Reife gediehen war, hatte die O.H.L. im Westen eine Enttäuschung erlebt: ihre Hoffnung, die Flandernschlacht sei zu Ende, hatte sich als verfrüht erwiesen.

Am 19. September begann Marschall Haig aufs neue, die deutschen Stellungen mit einem unerhört heftigen Trommelfeuer zu überschütten. Und am

Digitized by Google

20. September ward der dritte Abschnitt der Schlacht eröffnet: mit einem wütenden Ansturm der Engländer gegen ein verhältnismäßig schmales Stück der Front von Gheluveit bis Paschendaele. Der Gegner, abermals von Tankmassen unterstützt, errang wiederum Anfangserfolge. Es gelang aber auch diesmal den deutschen Reserven, im Gegenstoß das feindliche Vordringen abzudämmen. Schon der 23. brachte einen neuen Großangriff und der 26. einen weiteren. Gegenüber dem neuen feindlichen Verfahren des „Angriffs mit beschränkten Zielen" versagte die im Winter mit so viel Mühe und Erfolg eingeführte deutsche Abwehrtaktik.

Ludendorff griff persönlich ein. Es war klar: die Gegenstöße der „Eingreifdivisionen" kamen gegenüber dem bescheidener gesteckten Angriffsziel der neuen feindlichen Methode zu spät, fanden die Stürmer in den erorderten deutschen Stellungen bereits wieder eingerichtet und mußten zerschellen. Es wurde also notwendig, die Zeit zwischen Großangriff und Gegenstoß zu verkürzen. Da blieb nichts anderes übrig als dies: die Eingreifdivisionen nicht weit rückwärts hinter der Front bereitzustellen, sondern unmittelbar hinter den Divisionen der vordersten Linie. Während aber früher die Möglichkeit bestanden hatte, die Eingreifdivisionen geschlossen zu halten, war es zum Zwecke des beschleunigten Gegenstoßes erforderlich, sie bereits auf den ganzen Abschnitt der vordersten Division auseinanderzuziehen. Früher war es möglich gewesen, mit einer geringeren Reserve an solchen Gegenstoßdivisionen auszukommen, die dann verwendet werden konnten, wo sie nötig wurden. Jetzt erwies es sich als unerläßlich, unmittelbar hinter jeder in vorderster Linie eingesetzten Division schon eine Reserodivision bereitzuhalten. Das bedeutete einen nie zuvor erhörten Truppenbedarf und natürlich auch -verbrauch.

Als Seltsamkeit aber muß zum ersten Male festgehalten werden, daß Ludendorff es nicht über sich gewinnen konnte, den Tanks die durch ihre bisherigen Erfolge bedingte Beachtung beizulegen. Er unterschätzte sie dauernd. Er stellt die Sache in seinen Büchern so dar, als ob ihr Auftreten bisher zu keiner Besorgnis Anlaß gegeben habe. „Über die Tanks war das Urteil ein ruhiges" — „diese waren unbequem, wurden aber doch außer Gefecht gesetzt".

Kaum waren die ersten Anordnungen getroffen, welche die Verteidigung dem neuen feindlichen Angriffsverfahren anpassen sollten, da brach die Schlacht aufs neue wütend los. Der 4. Oktober brachte eine weitere furchtbare Steigerung des entsetzlichen Ringens. Diesmal brach der Angriff auf 1½ Kilometer Tiefe ein, und mehrere tausend Gefangene wurden seine Beute.

Ludendorff erkannte: auch die neuen Anordnungen genügten noch nicht, um die Wucht des feindlichen Ansturms rechtzeitig zu brechen. Er folgte nun, ohne die Truppe selber um Rat zu fragen, einem eigenen Einfall und ordnete die Bildung eines „Vorfeldes" an. Die Hauptwiderstandslinie wurde von den feindlichen Gräben aus ein ganzes Stück weit zurückverlegt. Der Zwischenstreifen, das Vorfeld, wurde nur mit schwächerer Besatzung belegt, deren Aufgabe es war, das Vordringen des Angriffs zwar nicht aufzuhalten, aber doch so weit zu verlangsamen, daß der Feind während des Durchschreitens der Vorfeldzone von der Artillerie schon gefaßt und wirksam getroffen werden konnte,

ehe er die Hauptwiderstandslinie erreichte. Auch dem Laien aber wird es klar sein, welch entsetzliche Aufgabe diesen „Vorfeldbesatzungen" zufiel — wie sie bei endlicher Räumung des Vorfeldes notwendig zwischen zwei Feuer geraten mußten.

Bei den sich am 9. und 12. Oktober erneuernden feindlichen Großangriffen kam dies Verfahren bereits mit bester Wirkung zur Anwendung. Die Front hielt nun besser als vorher. Aber trotzdem mußten zwei aus dem Osten nach Italien im Transport befindliche Divisionen nach Flandern geworfen, das italienische Unternehmen erst bis zum 22., dann bis zum 24. Oktober aufgeschoben werden.

Der 22. Oktober kam, der Höhepunkt der Flandernschlacht. Längst hatte der frühe Herbstregen das ganze Gelände um Ypern in einen einzigen stinkenden Morast verwandelt, der von hunderttausenden größerer und kleinerer kreisförmiger Tümpel durchsetzt war: den Granattrichtern, in denen sich das verschlammte Grund- und Regenwasser sammelte. Die, welche diese Kämpfe mit erlebt haben, sprechen von ihnen mit einem Grausen, das dem Hörer die Haare zu Berge richtet.

Von den kläglichen Trümmern des einstmals von erhabenen Meisterwerken der Gotik gezierten Ypern bis zu dem heißumstrittenen Höhensaume zwischen Dixmuyden und Hollebeke war die ganze 35 Kilometer breite und 10 Kilometer tiefe Talmulde eine einzige, von jeglicher Vegetation entblößte, nur noch von kärglichen Schutthalden ehemaliger Ortschaften unterbrochene graubraune Schlammwüste geworden. Von irgend etwas wie einer Stellung, einer menschlichen Zurichtung des Bodens für die Verteidigung oder gar die Unterkunft war längst keine Rede mehr. Nur noch versumpfte Granattrichter boten einige Deckung nach vorn.

Hier sollte man kämpfen? Hier, wo es unmöglich war, zu leben?

Es mußte möglich sein. Die Höhen, die Höhen — sie mußten, mußten gehalten werden.

Die Bataillone, die in die vorderste Linie eingesetzt wurden, verwandelten sich schon beim Anmarsch in eine mühselig durch die Regennacht sich vorwärts schleppende Gespensterhorde. Unmöglich fast, in der grenzenlosen Monotonie dieser Welt aus Dreck und Feuer auch nur die Richtung einzuhalten. Nur die Verwundeten, die den Anrückenden entgegenschlichen oder entgegenkrochen, konnten den ungefähren Weg angeben. Das Aufblitzen der Schüsse, das Aufflammen der Leuchtraketen ließ die tausend kleinen und großen Seen aufblinken, vor denen man sich zu hüten hatte — denn wer ins Rutschen kam, verwandelte sich in einen triefenden Lehmkloß. Aber ach — es war ja alles gleichgültig — ein paar Stunden später hatte man ohnehin keinen trockenen Faden mehr am Leibe — war man bis auf die Haut in eine zähe Kotbrühe eingeweicht — um dann aushalten zu müssen, Tage und Wochen, nur von Klumpen modrigen Kommißbrotes und Fetzen Konservenfleisches sich nährend ...

Und dann: Großkampftag ... Eine Nacht lang wütet das englische Trommelfeuer — in diese grausenvolle Landschaft aus Schlick und Pfützen hauen die kolossalen Stahlzylinder, explodieren mit scheußlichem Gekreisch, ein Turm aus schwarzem Qualm baut sich in die Regenschwaden, sprüht armlange, zackige

Digitized by Google

Eisenprügel, fällt in sich zusammen, daß eine zweite Woke Lehmwassers aufgischtet. Und so von Sekunde zu Sekunde. Dazwischen knacken die Gasgranaten, über der wässerigen Überschwemmung flutet eine zweite dahin: ein Schwall tödlicher Dünste kriecht über die vergaste Halde — weh dem, der nicht rechtzeitig mit verklammten, lehmbekrusteten Fingern die Gasmaske überstreift! Wem aber ein Granatsplitter, eine Schrapnellkugel die Knie, die Schienbeine lähmt, der ist rettungslos zum Tode des Versinkens in dieser zähen Schlammbrühe verdammt...

Nun schiebt sich die „Feuerwalze", der zusammenhängende Schleier der unentwegt niederprasselnden Geschoßeinschläge, nach rückwärts, der deutschen Artilleriestellung zu. Jetzt gilt's — sie kommen! sie stürmen!

Stürmen? Stürme einer, wenn er sich durch fünf Zoll Kot durchwinden muß... Aber es kann ja nicht anders sein: da vorn lebt nichts mehr. Der Eisenhagel dieser Nacht hat alles zerfetzt, was dem Schlamm, der Nässe, dem Hunger, dem Gaswirbel, dem Husten, dem Wahnsinn bisher widerstanden hatte.

Go on, old fellow, go on!

Mühselig setzt der Tommy aus Quebeck oder Sydney Fuß vor Fuß — getröstet nur vom sicheren Vertrauen: diesmal sind sie hin, die Hunnen — diesmal kriegen wir diesen verdammten Höhenzug, um den sich schon Hunderttausende verblutet haben...

Auf einmal tackt's da vorn los — Teufel — also doch noch ein paar übrig von dem Geschmeiß? Bald schwirrt der schrill pfeifende Strahl heran und mäht die vorwärtsklimmenden, aufgelösten Haufen der Angreifer. Nur ein paar können sich bis an die Kotpfütze heranschieben, in der die drei, vier halb vertierten Gestalten an der Kugelspritze kauern... Und dann sprechen Spaten und Kolben, Messer und Faust das letzte Wort. So setzt sich aus hunderttausenden Einzelgreuein dieser Alpdruck von Abscheulichkeit zusammen, der sich Großkampftag in der Flandernschlacht nennt...

Und aus dem nur eines glorienhaft hervorleuchtet: die zähe Willenskraft zweier großer Völker, in denen das Gefühl, sei's Wahn, sei's Glaube, lebt: für beide zugleich habe der Erdkreis nicht Raum...

Sei's Glaube, sei's Wahn — im einzelnen Volksgliede weckt dies Gefühl die letzte und tiefste Erdentugend: „daß einer sein Leben lasse für seine Brüder".

Nach drei Kriegsjahren noch die Flandernschlacht — welch ein Zeugnis für das deutsche Volk, welch ein erhabenes, ehrfurchtheischendes Preislied für den deutschen Soldaten! Hier ist von Führung keine Rede mehr — ob Bataillonskommandeur, ob Kompagnieführer — die Offiziere sind hier genau so arme, in der Trichterwüste verlorene Einzelkämpfer wie der jüngste Rekrut. Kein Befehl mehr sagt dem Manne, was er zu tun hat, keine Vermahnung, kein Beispiel richtet ihn auf. Nur aus der eigenen Seele kommt ihm die Kraft, dem vereinten Ansturm aller Schrecknisse zu trotzen, die jemals Menschenwut, verbündet mit der blinden Grausamkeit der Elemente, über Menschen verhängt...

Nach drei Kriegsjahren die Flandernschlacht... Nein, dies Volk, dies Heer sind im tiefsten Kern gesund. Noch ein ganzes weiteres Jahr des Leidens und Streitens hat kommen müssen, um dies Volk und dies Heer endlich dahin zu bringen, wohin der teuflische Plan der Feinde es mit allen Folterqualen

Digitized by Google

der Erde zu preſſen vier Jahre lang ſich bis an den Rand eigenen Verſagens abgewürgt hat: bis zum Zuſammenbruch ...

Der 22. Oktober war der abſolute Gipfel der Flandernſchlacht — vielleicht der kritiſchſte Tag des ganzen Krieges. Die artilleriſtiſche Vorbereitung überſtieg alles bisher Erträumte. In dicken Maſſen wälzte ſich der Engländer gegen die Höhenſtellungen öſtlich des Waldes von Houthulſt. Auf etwas über einen Kilometer Breite ein Einbruch von 300 Meter Tiefe — das war der ganze Erfolg eines Mordens ohne Beiſpiel. Ludendorffs jüngſte Erfindung, die Taktik des Vorfeldes, bewährte ſich. Schon in dieſer ſchwach beſetzten Zone wurde der Angreifer vom deutſchen Artilleriefeuer gefaßt und angehalten oder furchtbar dezimiert. Hatte er dann ſein Ziel erkämpft, dann traf ihn, noch ehe er ſich zur Verteidigung eingerichtet hatte, der Gegenſtoß des zweiten Treffens und warf ihn aus dem erreichten Abſchnitt wieder hinaus. So ward die ganze Schlacht ein Moſaik aus örtlichen Kämpfen im Zuſammenwirken der Artillerie und der Infanterie, der vorderſten Linie und der Reſerven, ein raffiniertes Kunſtwerk — das ſich abſpielte unter den zermürbendſten Hemmungen — das Ganze eine Nervenfolter, die ſchließlich Angreifer und Verteidiger in gleicher Weiſe zerrieb. Aber um wie vieles beſſer war der Engländer daran, der ſeine Mannſchaft in ganz anderer Weiſe ſchonen, nähren, kleiden, ablöſen konnte als Ludendorff!

Welch eine Bergeslaſt an Sorge und Verantwortung lag damals auf dieſes Mannes Nacken! Am 18. war das Oeſel-Unternehmen abgelaufen — am 22. ſollte der italieniſche Feldzug beginnen. „Mein Verſtand war im Oſten und in Italien, mein Herz war an der Weſtfront; der Wille mußte Verſtand und Herz in Übereinſtimmung bringen. Ich war ſchon lange freudlos geworden.“

Der 22. Oktober, an dem der Fernſchreiber erregende, doch zuletzt entſpannende Kunde von dem Rieſenanſturm in Flandern meldete, zerrte noch ſchlimmer als alle früheren Tage an der Oberfeldherrn Nerven ... Schon ſeit Tagen lag das letzte Überbleibſel des einſtigen Dreieckvorſprungs der Weſtfront, die „Laffaux-Ecke“, die rechte Flanke der Chemin-des-Dames-Stellung, unter ſchwerem Kreuzfeuer, deſſen immer anſchwellende Stärke Angriffsabſichten der Franzoſen ankündigte. Die 7. Armee legte Wert darauf, den Vorſprung zu halten. Es war ihr auch an Abwehrmitteln alles Nötige zugeführt worden. „Die Oberſte Heeresleitung hätte trotzdem die Räumung des Bogens befehlen ſollen,“ meint Ludendorff. Wir hatten uns früher die Überzeugung gebildet: er hätte ſchon beim Alberich-Rückzug aufgegeben werden ſollen.

Gleichzeitig mit dem neuen Maſſenſturm der Engländer begann der franzöſiſche Angriff auf den rechten Schulterpunkt des Damenweges. Er traf eine Diviſion, die durch eine Woche „Vergaſung“ zerbrochen war. Sie gab nach — nun fiel die ganze vorgeſchobene Baſtion in ſich zuſammen. Zunächſt mußte die vorſpringende Ecke geräumt und die Front hinter den Oiſe-Aisne-Kanal zurückverlegt werden. Aber nun erwies ſich, daß nach dem Verluſte der Flankenſtellung der ganze Chemin des Dames unhaltbar geworden war. Seine Räumung wurde in aller Ruhe vorbereitet, das Material zurückgeſchafft, und dann in der Nacht vom 1. zum 2. November die Truppen auf den Nordkamm des hinter dem Damenwege ſich hinziehenden Ailettetales zurückgenommen.

Digitized by Google

Wiederum hatten die Franzoſen einen Preſtigeerfolg zu buchen — ward erkennbar, daß Nation und Heer die Schwächeanwandlung des Frühjahrs rühmlich ſchnell und gründlich überwunden hatten. Im Gegenſatze mußte die deutſche O.H.L. erkennen, daß die Widerſtandskraft ihrer Diviſionen ſich langſam, doch unverkennbar zum Ende neigte. Was die beiden Feuerſchlachten von 1916 begonnen hatten, das vollendete die Schlammſchlacht von 1917.

Die Engländer konnten noch. Marſchall Haig wußte, was er der Zähigkeit ſeiner kerngeſunden, ſportgeſtählten und glänzend verſorgten Diviſionen zumuten konnte. Was die Flandernſchlacht vom Angreifer forderte, das war ſo recht etwas für den engliſchen Soldaten. Hier konnte er, dem die Gewandtheit des Franzoſen und der raſche Blick des Deutſchen abging, ſeine ſtiernackige Zähigkeit beweiſen und bewies ſie. Unverdroſſen reihte er Angriff an Angriff — wühlte ſich langſam immer tiefer in die deutſchen — Linien konnte man ſchon längſt nicht mehr ſagen — in den noch von deutſchen Männern beherrſchten Streifen der Schlammwüſte zwiſchen Höhenkamm und Talkeſſel hinein. Und blieb ſchließlich doch ermattet liegen.

Noch vier weitere Großkampftage ſtellten die Spannkraft der Verteidigung auf letzte fürchterliche Proben. Und jeder brachte dem Feind an irgendeiner Stelle einen Fortſchritt — der nur noch auf Karten größten Maßſtabes erkennbar war. Aber jeder zehrte auch weiter an der hinſchwindenden deutſchen Kraft. „Lloyd George wollte den Sieg. Und er hatte England in der Hand“ (Ludendorff). Der 10. November brachte den letzten Maſſenanſturm. Dann mußte auch Lloyd Georges Siegeswille vor der Zähigkeit der deutſchen Flandernkämpfer die Segel ſtreichen.

Das äußere Ergebnis der Schlacht ſtand nicht entfernt im Verhältnis zu dem beiſpielloſen Einſatz von Gut und Blut, den die Engländer hatten opfern müſſen. Auf 30 Kilometer Frontbreite war ein Geländegewinn erzielt, der an einzelnen Stellen bis zu 8 Kilometer in die Tiefe ging. Strategiſch war nichts erreicht, taktiſch ſo gut wie nichts: die Artillerie des Feindes ſtak noch im Talkeſſel, die Infanterie hatte die beherrſchenden Höhenſäume, das vorderſte Ziel ihres ſturen Anlaufens, nicht erkämpft. Der eigentliche Siegespreis, die flandriſche U-Boot-Baſis, lag in weiter Ferne.

Die Flandernſchlacht war der größte — ſie war der letzte deutſche Abwehrſieg.

Als es nach dem 10. November erkennbar wurde, daß der engliſche Angriffswille gebrochen ſei, atmete die O.H.L. auf. Nun ſchien an der Weſtfront endlich die erſehnte und hoch benötigte Winterruhe einzuziehen. Sie hatte ſich verrechnet. Der Engländer plante noch eine bittere Überraſchung.

6.

Während die Entwicklung im Oſten und die deutſchen Verſuche, ſie durch Angriff zu beſchleunigen, von der O.H.L. eine raſtloſe Anſpannung verlangten — während zugleich die Schutzmauer der deutſchen Waſſerbaſtion und noch eine andere Stelle des weſtlichen Verteidigungswalles unter wütenden Anſtürmen krachte und ſtellenweiſe einſtürzte, fanden Hindenburg und Ludendorff noch die Kraft, den militäriſch und charakterlich unſicher gewordenen Verbündeten noch einmal vorwärts und damit in die Höhe zu reißen.

Digitized by Google

Die gleiche Rolle, welche die westlichen Angriffsschlachten trotz verfehlter strategischer Ziele gegenüber der deutschen Armee gespielt hatten, war im Kampfe der Entente gegen Österreich den Isonzoschlachten zugefallen. Sie hatten dem österreichisch-ungarischen Heer eine Reihe von unleugbaren Abwehrsiegen gewährt und ihm damit den Nacken gesteift — aber zugleich seine Nerven zerrüttet, soweit noch etwas zu zerrütten war. Wir haben gesehen, wie die elfte Isonzoschlacht zwar schließlich noch als Verteidigungssieg der Österreicher geendet hatte, aber doch eine bisher nie erlebte Einbuße von Gelände, Gefangenen, Überläufern, Kriegsmaterial und Kriegsmoral gebracht hatte. Es war der österreichischen Heeresleitung klar, daß sie in Zukunft auch die Isonzofront, die einzige, an der sie bisher ohne „Korsettstangen" ausgekommen war, nur mit deutscher Unterstützung werde halten können. Sie forderte Hilfe an.

Die deutsche O.H.L. konnte im Westen auf die Dauer keine Division entbehren. Zu verteidigen hatten wir selber gerade genug. Aber sie wußte auch, daß ihre Truppen die italienischen für lange Zeit würden erschüttern können, wenn sie zum Angriff übergehen dürften. Die strategische Situation der italienischen Armee, die in weitem Bogen die Ost- und Nordgrenze ihres Landes umspannt hielt, forderte zu solchem Vorstoß ebenso eindringlich heraus wie die Dreiecksteilung der Deutschen in Nordfrankreich.

Die gegebene Angriffsrichtung war die von dem Schauplatz der vorjährigen „Extratour" der Verbündeten aus gegen Venedig. Ein siegreiches Vordringen abwärts des Laufes der Brenta hätte der ganzen italienischen Armee von Görz bis Südtirol die Verbindung mit dem Hauptteil ihres Landes abgeschnitten und sie gezwungen, sich in Venetien zum Entscheidungskampfe zu stellen. Die deutsche O.H.L. regte das auch an.

Aber die österreichische wollte nicht heran. Das frühere Mißlingen in Tirol steckte ihrer Armee noch zu sehr in den Knochen. Auch Ludendorff gewann schließlich die Überzeugung, daß zu einem Vorstoß, der einen Keil zwischen die Hauptmasse der italienischen Armee und den Hauptteil ihres Landes hätte treiben müssen, die verfügbaren Kräfte zu schwach seien. Es konnte sich nur um die stark ermatteten K. u. K. Truppen und höchstens 6 bis 8 deutsche Divisionen handeln. Er, der für die Sommeroffensive 1915 gegen Rußland ein ganz ähnliches Operieren in den Rücken der riesigen russischen Armee vorgeschlagen hatte, schrak nun vor einer doch wohl weit weniger gewagten Unternehmung gegen den viel schwächeren italienischen Gegner zurück. Zuviel Enttäuschungen lagen hinter ihm. Der kecke Wagemut von einst war gebrochen. Er begnügte sich mit einem Vorstoß, der in strategischer Beziehung stark an den von ihm so hart getadelten Einbruch Mackensens bei Gorlice erinnerte. Wie damals die Russen nur rein frontal zurückgedrängt wurden, weil jeder groß angelegte Versuch der Umfassungsschlacht unterblieb, ebenso mußte es unfehlbar auch in Italien kommen, wenn der Angriff aus der Isonzofront heraus angesetzt wurde.

Das in der strategischen Grundanlage zweifellos verfehlte Unternehmen wurde taktisch höchst sorgfältig vorbereitet. Eine neue 14. Armee wurde gebildet und dem General Otto v. Below unterstellt, der seit dem Mißerfolge Falkenhausens bei Arras an dessen Stelle die Führung der 6. Armee übernommen hatte. Generalstabsoffiziere hatten vorher die ganze österreichisch-

Digitized by Google

italieniſche Front bereiſt und den Angriff aus Tirol vergeblich vorgeſchlagen. Die Truppen erhielten Gebirgsausrüſtung, die K. u. K. Armee mußte Tragtierkolonnen und Gebirgsartillerie abgeben.

Die deutſche Stoßarmee beſtand aus fünf Diviſionen, von denen nur zwei, welche in den Karpathen geſtanden, über Erfahrungen im Gebirgskriege verfügten. Dazu traten mehrere Jägerbataillone und das ganze Zubehör einer ſelbſtändigen Armee an techniſchen und Hilfswaffen, ferner eine Verſtärkung aus K. u. K. Truppen. Die Armee wurde am Nordflügel der am Iſonzo fechtenden Armee Boroevic eingeſetzt. Dieſe ſollte ſich nach dem Gelingen des Durchbruchs dem Vorgehen der Stoßarmee anſchließen. Rechts der 14. Armee ſtand die öſterreichiſche Heeresgruppe Krauß, die ſich am Durchbruch zu beteiligen hatte.

Die Leitung des ganzen Feldzuges beanſpruchte der junge Kaiſer Karl für ſich und ſein Armeeoberkommando. Er hatte den General v. Conrad ſeiner bisherigen Stellung als Chef des Generalſtabes der K. u. K. Armeen enthoben und, ähnlich wie es Falkenhayn geſchehen war, mit einer weſentlich beſchränk-

Digitized by Google

teren Aufgabe betraut: mit dem Kommando über die Tiroler Heeresfront. Damit hatte er aus der leitenden Stellung die bedeutendste militärische Kraft entfernt, die Österreich-Ungarn überhaupt besaß. Conrads Nachfolger, General v. Arz, war, nach Ludendorff, „ein überzeugter Freund des deutschen Reiches und der deutschen Armee", ein „Soldat mit guter Auffassung" — aber, wie seine Leistungen erwiesen haben, weder militärisch noch vollends als Gesamtpersönlichkeit seinem Vorgänger auch nur entfernt vergleichbar. Es war selbstverständlich, daß die deutsche O.H.L. für das erste Unternehmen, das General v. Arz zu leiten haben würde, und bei dem deutsche Truppen ausschlaggebend mitzuwirken hatten, sich den ihrem Einsatz entsprechenden Anteil sicherte.

Die Aufgabe der Durchbruchsgruppe war nicht gering. Von Flitsch bis Tolmein und dann wieder bis in die Gegend von Görz verläuft der Isonzo in einem nach Westen offenen Winkel. Ihn füllt ein mächtiger Gebirgsstock aus, dessen höchste Erhebung der rund 1600 Meter hohe Monte Matajur bildet. Die italienischen Stellungen folgten nicht dem Lauf des Isonzo, sondern verliefen ziemlich genau von Norden nach Süden dergestalt, daß sie den Isonzo an drei Stellen kreuzten. Die nach Osten vorspringende Spitze des Isonzowinkels bei Tolmein war in österreichischen, die Höhen östlich des Isonzo, nördlich und südlich von Tolmein, waren in italienischen Händen.

Der vor der venetischen Tiefebene gelagerte Bergklotz mußte also in rein frontalem Erklimmen genommen werden. Nur der Lauf des Isonzo gab zwei Wege zu einem zentralen Durchstoß von Tolmein her mit nicht allzu beschwerlichem Verlaufe frei: entweder nach Südwesten auf Auzza oder nach Nordwesten auf Karfreit. Dieser zweite Weg fand eine Verlängerung in die Ebene durch eine Bergstraße, die von Karfreit um den Matajur herum nach Cividale führte, der ersten Stadt, die am Saum des Alpenmassivs in der Ebene lag.

Der Hauptträger des Angriffs war dieser Zentralstoß Tolmein-Karfreit-Cividale. Mit Recht rügt der „Kritiker des Weltkrieges", daß für ihn nur eine einzige deutsche Division angesetzt worden ist.

Der Aufmarsch im Hochgebirge auf zwei schmalen Gebirgsstraßen vollzog sich sehr mühsam und stellt eine von Ludendorff mit Recht gepriesene hohe Leistung des deutschen Generalstabs dar. Das Wagnis wurde unternommen, das ganze riesige Material an Geschütz und Munition, das für die Durchbruchsschlacht erforderlich war, nach vorn zu schieben, ehe die Angriffsinfanterie zur Stelle war. Nach vorn, wo nur schwache österreichische Kräfte die Gebirgsfront hielten. Die Stoßtruppen hätten anderenfalls während des tatenlosen Wartens auf den Anmarsch der Artillerie in üblen Verhältnissen ihre Kraft verzettelt und wären außerdem zweifellos auch erkannt worden.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln erfuhren die Italiener doch, was ihnen bevorstand. Österreichische Überläufer verrieten den ganzen Plan. Es ist unbegreiflich, warum der italienische Generalissimus Cadorna keine Gegenmaßnahmen getroffen hat. Nach Ludendorffs Vermutung muß er den Angriff für aussichtslos gehalten haben. So kam am 24. Oktober doch eine vollständige Überraschung zustande.

Eine kurze, aber mörderische Beschießung mit Gasmunition tat ihre Schuldigkeit. Die nördliche Gruppe Krauß brach auf Flitsch und den westlich ge-

Digitized by Google

legenen Monte Cania vor, die Armee Below erstieg die ihr zugewiesenen Bergkuppen. Derweil stieß die Durchbruchsdivision im Tal auf Karfreit vor, um dann ihre Umgehung des Matajur auf der Paßstraße fortzusetzen. Schon am ersten Tage wurde eine Riesenleistung vollbracht: in steilem Anstieg drei ins Gefels eingeschnittene italienische Linien überrannt, am folgenden Tage die entscheidende Höhenlinie erklommen und auch der Matajur von verschiedenen Seiten erstürmt. Aber erst am 27. war der ganze Gebirgsstock zwischen dem Isonzo und dem Oberlauf des Tagliamento genommen, der Ausgang in die Ebene gewonnen und Cividale besetzt. Die anschließende Nordfront der Italiener an der Kärntner Grenze sowohl wie die Isonzofront abwärts der Durchbruchsstelle fühlten sich im Rücken bedroht und begannen einen schleunigen Rückzug.

Es war allerdings bedauerlich, daß die auf die Paßstraße angesetzte eine Division nicht stark genug gewesen war. Die Entfernung von Tolmein über Karfreit bis Cividale betrug 35 Kilometer. Die Stoßdivision hat statt eines halben Tages drei gebraucht, um sie zurückzulegen und den schwachen italienischen Widerstand zu brechen. So gewann die italienische Isonzoarmee Zeit, sich der ihr von Norden drohenden Flankierung oder gar Umgehung durch schleuniges Ausweichen zu entziehen. Es wäre nun Sache der ihr gegenüberstehenden Armee Boroevic gewesen, sie durch energischen Angriff festzuhalten und zur Verteidigung zu zwingen. Aber diese Armee war solcher Aufgabe nicht gewachsen.

Die 14. Armee erhielt nun den Auftrag, ihren linken Flügel schleunigst nach Südwesten abzudrehen und über Udine auf Codroipo am Tagliamento vorzustoßen, um so die zurückflutende Isonzoarmee doch noch diesseits des Flusses zu fassen und vernichtend zu schlagen. Aber es war schon nicht mehr ganz zeitig genug. Immerhin gelang es, am 30. Oktober noch einen beträchtlichen Teil des Feindes vor dem Überschreiten des Tagliamento zu stellen, zu umzingeln und 60 000 Italiener gefangenzunehmen.

Aber der Fluß, hoch angeschwollen, bedeutete für die verbündeten Truppen ein erhebliches Hindernis. Erst nach einer Woche, am 6. November, gelang es, ihn zu überschreiten und den Vormarsch auf den Piave fortzusetzen.

Inzwischen hatten die italienischen Truppen, welche in den Venetianer Alpen standen, ihre Stellungen kampflos geräumt und, vor dem flankierenden Vorgehen des Nordflügels der 14. Armee auf Feltre ausbiegend, längs des Piave den Anschluß an die Reste der Isonzoarmee erreicht. Am Piave gelang es den Italienern, wieder eine geschlossene und widerstandsfähige Front zu bilden. Gestützt auf das starke Hindernis des herbstlich angeschwollenen Flusses geboten sie hier dem weiteren Vordringen der Verbündeten Halt, vollends seitdem auch englische und französische Verbände zu ihrer Verstärkung eintrafen.

Kam jetzt ein energischer Vorstoß aus Tirol, so konnte er immer noch die neugebildete italienisch-englisch-französische Widerstandslinie längs des Piave im Rücken fassen und sich zwischen den Feind und seine rückwärtigen Verbindungen einzwängen. General v. Conrad unternahm diesen Versuch. Aber er setzte viel zu spät, am 4. Dezember, ein. Sein Angriff machte zwar in den Alpen trotz jählings einsetzenden Schneefalls noch Fortschritte, aber seine Versuche, den Felsklotz des Monte Grappa zu überwinden, scheiterten, und sein Vorstoß endete ganz ähnlich wie seine Offensive im Vorjahre.

Digitized by Google

Der italienische Feldzug hatte „sein natürliches Ende erreicht“ (Ludendorff). Er hatte den Italienern neben ihren blutigen Verlusten über 275 000 Gefangene, 2500 Geschütze und erhebliche Massen von Heeresbedarf jeder Art entrissen. Und was das wichtigste war: der Pessimismus des Grafen Czernin vom Frühjahr hatte unrecht behalten, die Entente zu früh gejubelt. Österreich-Ungarn war zum Herbst nicht aus dem Vierverband ausgeschieden, sein Heer hatte zwar keine erheblichen Lorbeeren mehr geerntet, aber es hatte doch nicht geradezu versagt. Die Stimmung in Wien und Budapest hatte sich mächtig gehoben, der ganze Vierverband neue Kraft gewonnen. Das war ein recht annehmbares Ergebnis des italienischen Feldzuges und jedenfalls eine starke Entspannung für die hartgeprüften Nerven der obersten Führer.

Aber: Italien war geschlagen — besiegt war es keineswegs. Im Gegenteil: seit der Feind auf italienischem Boden stand, Venedig und Vicenza bedrohte, nahm die Kriegsstimmung des italienischen Volkes unter dem Druck der Not und Sorge, andererseits auch unter dem Ansporn der kraftvollen Waffenhilfe seiner Verbündeten einen mächtigen Aufschwung. Und schließlich war für die Mittelmächte die letzte Nachwirkung auch dieses glücklichen Ausfalls nur eine tiefe Enttäuschung. Wie in Rumänien war es nicht gelungen, das feindliche Heer zu vernichten. Ausschweifende Hoffnungen waren wieder einmal erweckt worden, um unbefriedigt zu bleiben. Wer hätte nicht angesichts des stürmischen Siegeslaufes der verbündeten Truppen in jenen Herbsttagen auf eine völlige Niederzwingung Italiens gehofft? Gewiß, das war Verblendung. Ein solches Ziel hat der O.H.L. niemals auch von weitem vorgeschwebt. Sie hatte verzichten gelernt: sie kannte das Maß der Kräfte, die sie dem Zweck der bloßen Verteidigung noch entziehen durfte — kannte den tiefgesunkenen Wert der verbündeten, den herabgeminderten der eigenen Truppen.

Keine Offensive mit großem strategischen Ziel — ein gelungener Ausfall — nichts weniger — und nichts mehr.

7.

Kaum zehn Tage war es her, seit der Donner des letzten Großkampftages in Flandern vergrollt war, da führte Marschall Haig an einer ganz anderen Stelle der Westfront noch einen unerwarteten letzten Schlag.

Der Alberich-Rückzug hatte seine Wirkung auch insofern getan, als die Wüste, die er hinterlassen hatte, dem Feinde die Lust benommen hatte, die neue Stellung des Verteidigers zum Ziel eines ernsthaften Angriffs zu machen. Die Siegfriedstellung war teils mit Landwehrdivisionen besetzt, teils war sie ein Ausruhposten für „abgekämpfte“ Verbände geworden. Und diese minder kampfkräftigen Besatzungen waren immer weiter auseinandergezogen worden, hatten immer breitere Frontabschnitte übernehmen müssen, weil die Flandernschlacht immer tiefere Lücken in die deutschen Reserven fraß, und zudem der italienische Feldzug in vollem Gange war.

Wie schwach die deutsche Verteidigung an dieser Stelle war, das hat der Feind wohl kaum genau gewußt, als er zu seinem Schlag auf Cambrai ausholte. Es handelte sich für ihn wohl mehr um einen Versuch — der dann freilich weit

Digitized by Google

über Verhoffen glückte. Ein sehr kecker Versuch. Er stützte sich auf das neue Kampfmittel des Tanks, der bei der bisherigen Verwendung im Rahmen der durch mehrtägiges Trommelfeuer angekündigten, also vom Verteidiger erwarteten und durch Anspannung aller Abwehrkräfte auch seinerseits vorbereiteten Materialschlacht seine eigentümlichen Wirkungen noch nicht so recht hatte zur Geltung bringen können. Marschall Haig wagte den Versuch, an Stelle des bisherigen, bereits zum Schema erstarrten Angriffsverfahrens ein neues zu setzen, das sich auf Überraschung durch plötzlich vorbrechende Tankmassen gründete.

Im Schutze der Nacht und hinter dem Schleier großer Forste hatte er Geschwader von mehreren hundert Tanks, ferner über 1000 Kampfflugzeuge bereitgestellt, und hinter der ihnen folgenden Infanterie standen die üblichen Kavalleriedivisionen, um durch die erhoffte Bresche ins Hinterland der Siegfriedstellung vorzustoßen. Am 20. November prasselte auf den Abschnitt zwischen den von Cambrai nach Bapaume und Péronne führenden Straßen ein kurzes, scharfes Artilleriefeuer nieder — und ehe sich die jählings aus ihrer Ruhe gescheuchten Verteidiger von ihrem Schrecken erholt hatten, rollten auf der ganzen Breite des Angriffsstreifens die feuerspeienden Stahlkolosse heran, walzten die Drahthindernisse zu Boden, schoben sich über die breitesten Gräben hinüber — und in wenigen Stunden war die als uneinnehmbar geltende Hindenburglinie auf 15 Kilometer Breite durchbrochen. Der Hauptangriff zielte auf Cambrai. Er gelangte bis über die Schelde hinaus, und die englische Kavallerie kam bis unmittelbar vor die Tore der Stadt.

Es war die Rettung, daß der Angreifer selber auf einen so großen Erfolg nicht gefaßt gewesen war. Er hatte neben Tanks, Flugzeugen und Reiterei nicht auch genügende Infanterie bereitgestellt. So schwächte sich mit dem exzentrischen Auseinanderfächern des Angriffs dessen Wucht ab. Die örtlichen Reserven reichten aus, um das Fortschreiten des Vorstoßes so lange aufzuhalten, bis die von der O.H.L. schleunigst aus anderen Frontabschnitten herangeworfenen Unterstützungen eingreifen konnten. Schon während dieser Kämpfe zeigte es sich, daß der Tank nur im Moment der Überraschung dem deutschen Soldaten hatte verhängnisvoll werden können. War das Entsetzen über das erste Auftauchen der Ungetüme verwunden, dann wurde das Abwehrgeschütz durch sicher gezielte Volltreffer, ja selbst der Infanterist im Nahkampf mit Stahlkerngeschoß und zu Sprengkörpern zusammengebündelten Handgranaten ihrer Herr.

Der englische Führer versuchte nachzuholen: er zog ebenfalls Verstärkungen heran. Aber es dauerte eine ganze Woche, bis er sie zum neuen Massenansturm in die Schlacht werfen konnte. Sie errangen noch eine örtliche Vertiefung des Einbruchs — den Durchbruch konnten auch sie nicht erzwingen. Über ein Dutzend Tanks, welche in die Hauptstraße des Fabrikdorfs Fontaine unweit der Westvorstadt von Cambrai eingefahren waren, wurden zwischen den Häusern vernichtet.

Noch am selben Abend erfolgte der erste deutsche Gegenangriff. Zwei Tage später konnte die Verteidigung zum Gegenstoß im großen Stile schreiten. Diesmal sollte nicht nur dem Angriff Einhalt getan, sondern auch das verlorene Gelände zurückerobert werden.

Digitized by Google

Die alte Erfahrung bewährte sich auch diesmal: wenn der deutsche Soldat angreifen durfte, kam wieder über ihn der furor teutonicus. Den feindlichen Einbruch, der als stumpfer Keil in die deutschen Linien vorsprang, faßte der deutsche Hauptangriff von Süden, ein Nebenstoß von Norden her in beiden Flanken. In keckem Schwunge wurden die Eindringlinge aus fast dem gesamten ihnen zugefallenen Geländestreifen wieder hinausgeworfen. Nur ein schmaler Abschnitt der Siegfriedstellung mit etwas Hintergelände blieb in ihrem Besitz. Dafür durchbrach der deutsche Gegenangriff am Südrande des anfangs in Feindeshand gefallenen Gebiets die feindlichen Stellungen und entriß den Engländern noch ein beträchtliches Stück Boden. Nur schleuniges Eingreifen neuer englischer Reserven verhinderte hier einen deutschen Durchbruch.

Die Verluste der Deutschen waren erheblich gewesen. Aber die englischen überstiegen sie noch. Über 9000 Gefangene, über 100 Tanks verblieben den Verteidigern. So endete die Cambraiepisode, die unter so peinlichen Umständen begonnen hatte, als ein Endsieg der deutschen Waffen.

Aber auf dem Bild eines kraftvollen, des einzigen im Jahre 1917 an der Westfront durchgeführten Angriffs ruht ein dunkler Flecken: eine sonst unbedingt zuverlässige Division hatte im Angriff gestockt, weil sie mitten im siegreichen Vorstürmen — einen feindlichen Proviantzug erbeutet hatte ... Die schlecht ernährten deutschen Truppen waren dem Anblick der Genüsse, mit denen die Kampffreudigkeit des Tommy aufrechterhalten werden konnte, nicht mehr gewachsen gewesen... Und dieser Augenblick der Disziplinlosigkeit hatte dem Feinde Luft geschafft.

Unendlich viel peinlicher aber berührt bei rückschauender Betrachtung der „Cambraischlacht" eine allgemeine Erwägung.

Wenn Sir Douglas Haig den ganzen Vorstoß als ersten Versuch mit einem neuen Angriffsverfahren unternommen hatte, so durfte er sich sagen, daß dieses Experiment als solches, unabhängig vom schließlichen Gesamtausgang, vollkommen gelungen war. An Stelle des vorbereiteten Angriffs, dessen Ernsthaftigkeit auch für den Gegner erkennbar war und ihm Zeit zum Heranziehen ausreichender Reserven gewährte, hatte der Tankangriff die Möglichkeit einer Überrumpelungsoffensive treten lassen. Ihr Träger war der Panzerwagen. Es war selbstverständlich, daß die Entente aus dem verblüffenden Erfolg des neuen Verfahrens ihre Lehren schöpfen, ihre Folgerungen ziehen und den Winter ihre industriellen Riesenkräfte mit aller Macht für den Tankbau anspannen werde.

Es ist ein schwerer Vorwurf für die deutsche O.H.L., daß sie die gleichen Folgerungen nicht gezogen hat. Sie selber plante ja für das kommende Frühjahr eine gewaltige Westoffensive. Sie hat es versäumt, für diese das von der Entente eingeführte neue Angriffsmittel der Tankwaffe in irgendwie nennenswertem Umfang einzustellen. Der Tankbau wurde völlig vernachlässigt. Ja, selbst die für die Tankabwehr bereitgestellten Mittel haben sich als unzulänglich erwiesen. Der Engländer war, um mit dem „Kritiker des Weltkrieges" zu reden, so unklug gewesen, sein neues taktisches Kampfmittel, den Ersatz der Artillerievorbereitung durch den Tank, „dem Verteidiger erst liebenswürdigerweise in einer Generalprobe vorzuführen, ehe er damit operativen Ernst machte". Die

Digitized by Google

deutsche O.H.L. hatte aus dieser Erfahrung die eine wichtige Lehre gezogen, daß das Moment der Überraschung eine ausgezeichnete Grundlage für den Angriff ist, „leider aber nicht die, daß der Tank der beste und zuverlässigste Vermittler der Überraschung ist".

Die Verteidigung, zu der sich Ludendorff gegenüber dem Vorwurf der Säumnis in dieser Hinsicht herabläßt, muß als sehr schwächlich bezeichnet werden. Der Tank, meint er, habe nur darum bei Cambrai den großen Erfolg gehabt, weil er in eine nur dünne, zum Teil mit älteren Jahrgängen besetzte und artilleristisch schlecht ausgestattete Stellung hineingestoßen habe. Überall anderswo sei er der Truppe zwar unbequem gewesen, habe aber nichts Entscheidendes erreicht. Die beste Waffe gegen den Tank seien Nerven, Manneszucht, Unerschrockenheit. Erst mit dem Sinken der Kampfkraft unserer Infanterie habe der Tank „in seiner Massenverwendung in Verbindung mit künstlichem Nebel unheilvollen Einfluß auf den Gang der kriegerischen Ereignisse gewonnen".

Den Auftrag, die Tankkonstruktion zu betreiben, erhielt nicht die deutsche Industrie, sondern — der Feldkraftfahrchef... Er konstruierte denn auch ein Modell, das — vollständig versagte. Die Industrie, meint Ludendorff, sei ohnehin im Winter 1917/18 so stark angespannt gewesen, daß sie einen Masseneinsatz von Tanks bis Frühjahr 1918 doch nicht hätte ermöglichen können — „und nur in der Masse hat der Tank seine Bedeutung"... Erst gegen Ende des Krieges sei die Industrie imstande gewesen, Tanks schneller und zahlreicher zu bauen, und dann habe die O.H.L. auch „eine größere Zahl in Bestellung gegeben".

Der Grund lag anderswo. Er lag, um wiederum mit Ritter zu reden, „in althergebrachter Skepsis gegen taktisch-technische Neuerungen".

8.

Und während die deutsche O.H.L. trotz klarer Erkenntnis, daß sie sich zur Abwehr des „Tankschreckens" nur auf die „Manneszucht und Unerschrockenheit" der Infanterie würde verlassen können — Eigenschaften, deren langsames, aber unaufhaltsames Sinken sie aus tausend Anzeichen hatte feststellen können, wie das übrigens im natürlichen Verlaufe der Dinge lag — währenddessen geschah etwas, das die Propagandaaufsätze des Kriegspressеamtes in immer wiederholten Darlegungen als mathematisch unmöglich nachgewiesen hatten — etwas, das zu verhindern die Marine sich feierlich verpflichtet hatte. In Bordeaux, in Brest landete Transportdampfer um Transportdampfer, die ungefährdet durch U-Boot-Angriffe Division um Division der aus der Erde gestampften amerikanischen Armee über den Atlantischen Ozean geführt hatten. Und ihnen entstieg Schar um Schar junger, kraftvoller Männer in tadelloser Ausrüstung, um mit heilem Gesang in die geleerten Rekrutendepots Frankreichs einzurücken... Die englischen und französischen Kriegsschilderungen wissen nicht genug den erlösenden und nackensteifenden Eindruck zu rühmen, den der Anmarsch dieser ungebrochenen Kraftfülle auf die von drei Kriegsjahren erschöpften und verbrauchten englisch-französischen Truppen gemacht hat. Anfang Dezember tauchten gegenüber den deutschen Linien bereits die ersten amerikanischen Divisionen auf — vorläufig an ruhigen Fronten, um sich

Digitized by Google

an den Krieg als Ganzes und an die Technik des Stellungskrieges zu gewöhnen. Nur ein einziges amerikanisches Transportschiff ist im Februar 1918 den U-Booten zum Opfer gefallen...

Dagegen hat es sich später als verhängnisvoll erwiesen, daß die Entente auch Truppen eines ihrer jüngsten Mitglieder, Portugals, zwischen die englischen Truppen eingeschoben hatte. Die portugiesische Armee ist, 60 000 Mann stark, bei der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 glatt überrannt worden.

Die Cambraischlacht bedeutete das letzte Aufflammen der Kampftätigkeit an der Westfront. Nun trat die Winterruhe ein — was man im Westen so Winterruhe nannte. Auch an den sogenannten „ruhigen" Fronten schwieg der Artilleriekampf Tag und Nacht nicht eine Sekunde — durch die Jahre und Jahre. Und schon die Aufgabe, dauernd festzustellen, ob in der Stärke und Zusammensetzung der gegenüberliegenden feindlichen Truppen keine Veränderungen vorgekommen seien, zwang überall zu beständigen kleineren Unternehmungen von der Patrouille bis zum Stoßtruppangriff. Und gerade die an den „ruhigen" Fronten dauernd gefesselten Verbände, zum größten Teil der Landwehr und dem Landsturm angehörig, waren zu einem Dasein von einer eintönigen Härte und Entsagung verurteilt, dem all die erhebenden und aufrichtenden Momente fehlten, an denen der Krieg der „Stoßdivisionen" so reich war. Diese Männer in reifen Jahren haben im zermürbenden Einerlei des Wechsels zwischen Graben, Reserveстellung und sogenanntem Ruhequartier in den halbvermoderten und verlausten Trümmern verlassener, verwunschener Dorfstätten Unfaßbares erduldet. Gar zu leicht wird diese Treue der „Stellungsdivisionen" gegenüber dem Glanz der Kämpfe der jüngeren und beweglicheren Verbände vergessen. In den unwirtlichen Bergwäldern der Vogesen und Argonnen, im winterlichen Schlamm und Frost der pikardischen und flandrischen Tiefebenen, im Kreidestaub der Champagne hielten sie treue, scheinlose Wacht — die Herzen mit der Zentnerlast der „Jammerbriefe" beschwert, die von täglich steigender Daseinsnot, mählichem Versagen der von Männerarbeit aufgeriebenen Frauenkraft, von der Verwilderung der zuchtentrückten Kinderschar, von tausend erbärmlichen behördlichen Schikanen zu melden wußten. Und neben den Kümmernissen der Gegenwart lastete auf allen diesen Tausenden von Familienvätern die Sorge um die Zukunft. Wie würde man, verbraucht und zerrüttet wie man war, nach der Heimkehr Stellung und Brot finden?

Viel Treue wird vergessen — heute schon. Jede einzelne Formation hat sich selber eine Kriegsgeschichte erkämpft, vor der die Ruhmeschroniken der ältesten historischen Regimenter verblassen. Wer wird das alles erzählen, wer es lesen können? Aber einer Gruppe der Mitkämpfer sei doch in diesem Zusammenhange besonders gedacht: des Sanitätspersonals vom Chefarzt der Lazarette über die Truppenärzte bis zum tapferen Krankenträger. Den Ruhm der Ärzte verkünden — neben ihren Auszeichnungs- und Verlustlisten — zwei Tatsachen: ein Weltkrieg von vier Jahren und keine Seuchen! Und zu zweit: die hohe Zahl der geheilten Verwundeten, die als Kämpfer in die Front, als Arbeitsfähige ins Berufsleben ihres Volkes zurückkehren konnten. Die persönliche Hingabe und Opferwilligkeit aller unserer Kameraden mit der Binde des Roten Kreuzes zu schildern ist der Raum zu eng, das Wort zu

Digitized by Google

arm, und eins nur bleibt: Herzensdank. So viel Hingebung, so viel handelndes und duldendes Heldentum, wohin das Auge schaut — und dennoch —!

Vom Kanal bis zur Schweizer Grenze überall das gleiche Bild — ein Volk in Waffen, dessen Hand, dessen Herz im Übermaß der Opfer zu erlahmen begann. Und in diese Wirrnis drang aus dem Osten die Heilsbotschaft „An

Alle"... Sie verhieß Frieden den Völkern, Abschüttelung der Zwingherrschaft des Kapitals, des Militarismus, des Offiziersachselstückes, der Krone, deren Träger immer mehr als der Eine erschien, der all diese unsäglichen Opfer verlangte, um seine und seines Hauses Herrschaft zu wahren... Der Eine, zu dem doch zwei Drittel aller deutschen Kämpfer niemals in jenem traulich-patriarchalischen Verhältnis des Empfindens gestanden hatten, das noch 1870/71 die Masse des deutschen Volkes mit dem Bilde des Monarchen, mit der Sehnsucht nach dem Kaiser als Träger des deutschen Einheitswollens verbunden hatte...

Der Boden war reif für die Saat der Zwietracht, für die Miasmen der Zersetzung.

Digitized by Google

Der Boden der Heimat. Aber so innig auch die Wechselwirkung zwischen Heimat und Heer war — die kämpfende Front war durch die Zerrüttung des heimischen Lebens zur Stunde zwar im geheimen angefressen, aber ernstlich noch nicht ins Wanken gebracht. Im Gegenteil: im Jahre 1917 konnte es manchmal scheinen, als bilde sich ein Gegensatz des Empfindens zwischen Heer und Heimat heraus. Damals fühlte der Soldat sich noch mit Stolz als den Verteidiger der Daheimgebliebenen und sah auf die Wirrungen, die sie durchtobten, auf die Fragen und Nöte, mit denen sie sich quälten, mit einem befremdeten, halb mitleidigen, halb verächtlichen Staunen herab — in dem Gefühl, daß er doch weit Schwereres zu tragen habe und klaglos trage ...

Und wirklich, ihm wurden Dinge zugemutet, die seine Kraft bis oft zum Zerreißen in Anspruch nahmen. Das war das Bitterste: schon jetzt bekam der deutsche Soldat keine rechte Ruhe mehr. Hatte er die — wie rasch erholte sich seine jugendfrische Kraft, seine schier grenzenlose Hingebung, sein unerschütterlicher Kampfestrotz! Aber er bekam sie schon jetzt viel zu selten. Wie oft wurde ihm inmitten schwerer Kämpfe versprochen, in drei Tagen werde er bestimmt abgelöst! Die drei Tage verstrichen — der Ablösungsbefehl kam nicht — es hieß noch drei, vier, fünf weitere entsetzliche Tage hindurch aushalten. Und nun kam endlich der ersehnte Befehl, die Ablösung, der Rückmarsch in die Ruhequartiere. Und kaum war er dort angekommen, hatte ein paar Stunden, vielleicht gar Tage und Nächte wie ein Toter geschlafen, sich gewaschen, entlaust, einmal wieder an einem Tische sattgegessen — da kam der Alarm, der Bahntransport — und ehe der Erschöpfte sich recht besonnen, lag er schon wieder im Graben — vielleicht an einer Stelle, wo's noch viel heißer zuging — mußte vielleicht mit seinem Leib ein Loch stopfen, das der Feindesansturm, das Versagen einer fremden Division gerissen! Das zerrte an seinen Nerven, zermürbte auf die Länge selbst zäheste Treue.

Und noch ein anderes mußte den Krieger stutzig machen: das offenbare Versagen der heimischen Wirtschaftskraft — durch sie bedingt die offenkundige Abnutzung der Kriegsrüstung ... Nicht nur, daß die Verpflegung immer dürftiger, immer eintöniger, immer kraftloser wurde — daß zumal die armen Pferde aus Mangel an Futter immer mehr verfielen —, auch die Ausrüstung an Waffen, Kriegsgerät, Kleidung verschliß und verkam immer mehr, ohne daß Ersatz beschafft wurde. Wie die Offiziere kaum mehr zu reiten wagten, weil ihre Pferde vor Schlappheit bald umfielen — wie der Kraftwagenbetrieb immer mehr eingeschränkt werden mußte, weil Gummi und Betriebsstoff immer knapper und jämmerlicher wurde. Müßte es nicht schließlich noch dahin kommen, daß die Märsche verboten würden, damit der Infanterie die Stiefel nicht von den Füßen fielen?

Mann und Pferd, Waffen und Gerät — alles war überanstrengt, abgewetzt, ausgepumpt ...

Und dennoch: wenn aus der Höhe, vom Freiballon abgeworfen, die Bündel der feindlichen Propagandaschriften in die Schützengräben plumpten, wenn die Lügenpamphlete von Hand zu Hand gingen, die dem Soldaten seine Offiziere, seinen Kaiser, seinen Staat schlecht zu machen suchten, ihn zum Weg-

Digitized by Google

werfen der Waffen, zum Überlaufen ins Schlemmerparadies der Gefangenschaft aufforderten — dann ging durch die Reihen der halbverhungerten und verärgerten Verteidiger ein erlösendes Lachen. Denn diese damals noch in jämmerlichem Deutsch abgefaßten Hetzschriften setzten beim deutschen Soldaten eine Stimmung und Gesinnung voraus, für die er noch lange nicht reif war. Noch durchschaute er den plumpen Trug, mit dem der Feind ihm Knie und Nacken zu erweichen trachtete... Und wenn der Angriff kam, wenn die Führer zur Abwehr riefen, dann schlossen sich die Reihen zu zähneknirschendem Widerstand.

Die Heimat war krank — das Heer war gesund. Noch war es kerngesund. Der Feind bekam's zu fühlen.

Fünftes Kapitel

Das Ende der Belagerung im Osten

1.

Wenn der Kaiser, Hindenburg, Ludendorff, die Masse des deutschen Bürgertums noch Ende 1917 des felsenfesten Glaubens sein konnten, das deutsche Schwert werde nicht nur ein erträgliches, nein, ein siegreiches Ende des gräßlichen Ringens erkämpfen können, so gibt es dafür nur eine Erklärung: die Entwicklung im Osten.

Am 26. November hatte der „russische Oberbefehlshaber an der deutschen Front", der Volksbeauftragte und frühere Fähnrich Krylenko, durch Funkspruch bei der deutschen O.H.L. angefragt, ob sie zu Waffenstillstandsverhandlungen bereit sei. Eben in jenen Tagen, als die Cambraischlacht noch einmal Ludendorffs ganze militärische Tatkraft für die westliche Verteidigung in Anspruch nahm, flammte endlich im Osten der erste Schein der Friedenssonne auf — durch unheilvoll rötliche Nebel freilich. Eine Woche später trafen russische Friedensunterhändler in den Hauptquartieren der Verbündeten an der Ostfront ein. Und am 7. Dezember wurde für alle Fronten, an denen russische Truppen standen, eine vorläufig zehntägige Waffenruhe vereinbart. Die Verhandlungen, welche im Auftrage der O.H.L. der Generalstabschef des Oberbefehlshabers Ost, Oberst Hoffmann, leitete, verliefen leidlich ordnungsgemäß. Der Waffenstillstandsentwurf wurde aufgestellt, die russischen Vertreter kehrten nach Petersburg heim, um die Entscheidung ihrer Regierung einzuholen. Am 12. Dezember kamen sie zurück, und am 15. konnte der Waffenstillstand unterzeichnet werden. Er sollte am 17. Dezember beginnen und bis 14. Januar 1918 laufen — beim Ausbleiben vorheriger siebentägiger Kündigung aber stillschweigend weiter bestehen.

Offiziell war dieser Waffenstillstand für die ganze russische Front geschlossen. Aber es stellte sich bald heraus, daß die Anordnungen der Räteregierung nicht überall anerkannt wurden. Doch wurde nun für die rumänische Regierung das längere Verharren im Kriegszustand unmöglich. Auch sie ersuchte um Waffenstillstand, der ihr am 9. Dezember zu Focsani bewilligt wurde.

Digitized by Google

Schon vor dem Abschluß der Verhandlungen hatte sich seit dem Sturze Kerenskis längs der ganzen Ostfront ein seltsamer Zwischenzustand herausgebildet. Überall waren die Feindseligkeiten tatsächlich eingestellt worden, teilweise auf Grund von Verhandlungen der einander gegenüberstehenden Kommandobehörden. Allmählich hatte sich hier und dort ein regelloser nachbarlicher Verkehr bis zu vollständiger „Verbrüderung" entwickelt. Der Waffenstillstand sah vor, daß Verkehr zwischen hüben und drüben nur an gewissen Übergangsstellen stattfinden dürfe. Selbst das war der O.H.L. höchst unerwünscht. Sie war sich darüber klar, daß dieses Entgegenkommen seitens der Russen dazu mißbraucht werden würde, die deutschen Truppen im Sinne der bolschewistischen Umsturzgedanken zu beeinflussen. Vergebens suchte sie durch scharfe Kontrollmaßnahmen diese Gefahr einzudämmen. Das süße Gift der kommunistischen Irrlehren, das verführerische Schlagwort von der „Diktatur des Proletariats" sickerten über die Drahthindernisse in die deutschen Verbände hinüber — und als diese dann nach und nach an die Westfront geschafft wurden, um dort an Stelle der Verwirklichung ihrer Friedensträume den Kampf unter Formen aufnehmen zu müssen, deren Furchtbarkeit der Osten nicht einmal geahnt hatte — da war ihre Gesinnung hier und da schon gefährlich unterhöhlt.

2.

Daß diese ganze Entwicklung für die Mitteimächte einen völligen Umschwung ihrer Lage bedeutete, lag auf der Hand. Ludendorff durfte sich um die Jahreswende mit Stolz sagen, daß er seine Ziele erreicht habe.

> „Die Westfront hatte gehalten, die italienische Armee war geschlagen, und die K. u. K. Armeen in Italien waren von frischem Geiste beseelt. Die mazedonische Front stand fest. Im Osten waren die Waffenstillstandsverhandlungen beendet, der Weg zum Frieden für die Diplomaten freigemacht. Die Verhandlungen sollten um Weihnachten in Brest-Litowsk beginnen. Wir hatten Aussicht, den Krieg siegreich zu beenden."

Stand nicht der Friede, der Siegfriede, mindestens der „ehrenvolle" Friede vor der Tür?! Die östlichen Gegner, Rußland und Rumänien, schieden aus dem Feindbund aus; damit war der Dreifrontenkrieg endgültig begraben, die Kraft der Belagerung gebrochen. Und am 29. November konnte der neue Reichskanzler Graf Hertling, der an Michaelis' Stelle getreten war, dem Reichstage die Mitteilung machen, daß der Volkskommissar Trotzki allen kriegführenden Völkern vorgeschlagen habe, zu einem nahen Termin in Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden einzutreten.

Zwar war auch soviel erkennbar: der U-Boot-Krieg hatte wirklich versagt. Die Versenkungsziffern hielten sich noch immer ganz erheblich über dem von der Marine garantierten Minimum von 600 000 Tonnen monatlich. Aber die Marine hatte „vor der Welternte 1917 den Frieden herbeiführen wollen"... Die Ernte war längst in den Scheuern — der Friede nicht. Es hatte sich herausgestellt, daß die Berechnungen der Marine über die Welttonnage, die der Entente zur Verfügung stehe, falsch gewesen waren. In seiner vielberufenen Hauptausschußrede vom 6. Juli hatte Erzberger ausgeführt, am Ende des Jahres 1917 würde selbst bei gleichmäßig fortschreitender Beeinträchtigung durch den U-Boot-

Digitized by Google

Krieg dem neutralen und dem Feindkonzern zusammen noch eine Tonnage von 35 Millionen zur Verfügung stehen, also das Sechzigfache der monatlich garantierten Versenkungsziffern! Damit werde England seine Lebensbedürfnisse auch im Jahre 1918 noch heranschaffen können. Ein Schiff könne im Jahre fünfmal fahren, also sei es möglich, mit nur 30 Millionen Tonnen im Jahre 150 Millionen zu befördern. Englands Jahresbedarf betrage nur 30—32 Millionen, die Entente insgesamt brauche 50—60 Millionen Tonnen Transportraum... Nun lag es am Tage: der Unglücksprophet hatte recht behalten. Die Ziffern, auf welche die Marine ihre berühmte Zusage gegründet hatte, beruhten auf Denk- und Rechenfehlern.

Somit stand dem großen Aktivposten, den das Ende des Dreifrontenkrieges für die Mittelmächte darstellte, ein bitterer Passivposten gegenüber: die Offensive auf der Wasserfront war bereits so gut wie gescheitert — die Hungerblockade der Entente wütete in voller Kraft weiter — und ob aus dem nunmehr friedenswilligen bisherigen Feind im Osten nun gerade ein eifriger Versorger werden würde, stand angesichts der inneren Verfassung des Russenreiches noch sehr in Frage.

Diesen Veränderungen gegenüber wog es verhältnismäßig leicht, daß sich in der Türkei eine große Verschlimmerung der Lage ankündigte.

Die Vorbereitungen für das Unternehmen zur Rückeroberung Bagdads waren nicht vom Fleck gekommen. Die unvollendeten Teile der Bagdadbahn, deren Instandsetzung die Voraussetzung jeder wirksamen Offensive in Mesopotamien war, kamen und kamen nicht in Betrieb. Aber die Sorge um sie genügte, um den Blick der türkischen Heeresleitung von einem anderen wichtigen Punkte des Orients abzulenken, der unbedingt gehalten werden mußte, wenn das Bagdadunternehmen nicht jeden Rückhalt verlieren sollte: von der Palästina-Front zwischen Gaza und Berseba. Hier hatte die Türkei einen neuen Angriff gegen den Suezkanal geplant, aber zu dessen Vorbereitung so gut wie alles versäumt. Nun gingen statt dessen die Engländer vor. Sie zwangen die Türken durch Angriff zum Rückzug in eine Stellung südlich von Jaffa über Hebron bis zum Toten Meer. Vor neuen Angriffen der Engländer wichen die Osmanen noch weiter aus, und am 9. Dezember jauchzte die Ententepropaganda in alle Welt: eines der vornehmsten Ziele des großen Weltkreuzzuges gegen die Hunnenvölker der europäischen Mitte sei erreicht: Jerusalem, die Sterbestadt des Erlösers, sei den Ungläubigen entrissen!

Die Kunde übertönte für das Ohr des Erdballs bei weitem die Nachricht von dem örtlichen Erfolge der Deutschen im Gegenstoß bei Cambrai. Herr Northcliffe kannte sein Publikum in aller Welt: er münzte die Eroberung Jerusalems in ein großes Amen der Vorsehung zum Kampf der Entente um...

In der Tat war es ein schwerer Schlag für die Türkei und damit für den ganzen Vierbund. Erst nördlich Jerusalems konnten die Türken sich zu neuem Widerstande festigen, und auch dies nur dank dem Umstande, daß nun das ganze Unternehmen gegen Bagdad aufgegeben und das deutsche Asienkorps, statt die Engländer vom Endpunkt der Bagdadbahn zu vertreiben, in Palästina eingesetzt werden mußte, um den vollständigen Zusammenbruch der türkischen Syrienfront zu verhüten.

Digitized by Google

Der Verlust Jerusalems untergrub zudem den ohnehin stark erschütterten Rest des Ansehens, das die Türkei im Islam genoß. Die Araber gerieten nun völlig unter englischen Einfluß. Ganz in aller Stille hatte England eines seiner wichtigsten Kriegsziele erreicht: die „Landbrücke" von Ägypten nach Indien war über Arabien und das Irak ausgebaut.

Was wollte es demgegenüber besagen, daß nun endlich, zu Ausgang 1917, die Bagdadbahn vom Bosporus über Aleppo bis Mardin am oberen Tigris fertig wurde? Es war wieder einmal zu spät. Die Engländer konnten auch in Mesopotamien von Bagdad aus ihre Herrschaft ungehindert weiter nordwärts ausdehnen. Der türkische Bundesgenosse war bis an die Grenze des Versagens ermattet.

Auf einer anderen Nebenfront freilich, in Armenien, bekam die Türkei Entlastung. Trotzki hatte auch für die russische Kaukasusarmee die Waffenruhe verkündet und damit dem größten Feldherrn Rußlands, dem gewaltigen Nikolaj Nikolajewitsch, seine Armee entwunden. Das bedeutete zugleich den endgültigen Verzicht Rußlands auf das Testament Peters des Großen, auf des Zarenreiches „heilige Sendung". Auf der Kuppel der Hagia Sophia würde statt des Halbmondes nicht das russische Kreuz mit dem Schrägbalken des heiligen Andreas blitzen. Eine andere Stunde stand schon jetzt in den Sternen geschrieben: Rußlands westliche Verbündete würden den zusammengebrochenen Soldknecht im Osten beerben ...

3.

So verwirrten sich überall die günstigen und die ungünstigen Momente, um der deutschen Öffentlichkeit und der deutschen O.H.L. das wahre Bild der Lage zu trüben und zu verschleiern. Ein einziger Gesichtspunkt trat klar in die Erscheinung: die Entscheidung war nun in greifbare Nähe gerückt. Sie mußte im nächsten Jahre — sie mußte an der Westfront fallen. Und dorthin zog sich nun die gesamte lebendige Kampfkraft der beiden Parteien zusammen. Von Osten rollten die freigewordenen Divisionen der Deutschen heran. Aber auch jenseits der Schützengräben strömte neue Kraft herzu — ganz frische, unverbrauchte, politisch unverseuchte, vom naiven Kreuzfahrerglauben geschwellte ...

War es nicht doch noch in dieser Stunde möglich, zu einem Ausgleich vor dem Endkampf zu kommen?!

Die beiden großen internationalen Geistesmächte hatten sich im Sommer vergeblich um den Frieden bemüht. Die Sozialistenkonferenz in Stockholm hatte sich mit platonischen Kundgebungen begnügen müssen. England und Amerika hatten den sozialistischen Arbeitervertretern ihre Pässe zur Friedensfahrt nach Schweden verweigert. Und die Friedensaktion des Papstes war an der Schwäche und Prinzipienlosigkeit der deutschen Regierung schon im Ansatz gescheitert.

Aber im Hauptquartier des Prinzen Leopold von Bayern, des Oberstkommandierenden der deutschen Ostfront, fanden sich in der letzten Woche des Jahres 1917 die Friedenskommissionen der Mittelmächte mit den Abgeordneten der Sowjetregierung zusammen. Die erste „Friedenskonferenz" war in Gang gekommen.

Digitized by Google

In einen sehr schleppenden — in einen Schneckengang.

Es stellte sich bald heraus, daß die Vertreter der Mittelmächte den Sowjetleuten gegenüber keine geschlossene Front mehr darstellten.

Hinter dem Reichsstaatssekretär des Äußeren v. Kühlmann und dem Oberst Hoffmann als Vertreter der deutschen O.H.L. stand die innere Zwiespältigkeit der deutschen Kriegspolitik: der ewige Gegensatz zwischen Reichs- und Heeresleitung. Der Staatssekretär war, wie seinerzeit Bethmann, ein wissender, müder Skeptiker. Er kannte, er durchschaute die ganze Problematik der Lage seines Vaterlandes zwischen dem eisernen Vernichtungswillen der Westfeinde, der erlahmenden Kraft des eigenen Volkes, der erschütterten Treue und Widerstandskraft des Bundesgenossen. Ludendorff aber bestand auf der Forderung eines Siegpreises, welcher zugleich strategische Sicherungen darstellte, wie sie der rein militärischen Auffassung als unerläßlich erschienen. Er trat den Russen als harter Sieger, als unerbittlicher Bedränger gegenüber. Seine Forderung war: Kurland und Litauen mußten mit dem Hause Hohenzollern in Personalunion vereinigt werden. In beiden Ländern hatte die deutsche Verwaltung etwas wie eine Volksabstimmung arrangiert. Beide hatten sich für Loslösung von Rußland ausgesprochen. Darauf stützte sich nun Ludendorff. Und ferner forderte er Abtretung eines breiten, von 1¾ Millionen bewohnten polnischen Streifens als Grenzsicherung.

Und neben den Vertretern des Deutschen Reiches stand der Graf Czernin als Vertreter der Doppelmonarchie. Er kam mit eng gebundener Marschroute. Polen müsse von Rußland getrennt und auf Grund der inzwischen von Deutschland akzeptierten „austro-polnischen" Lösung mit der Doppelmonarchie eng verbunden werden. Insoweit konnte er das „Selbstbestimmungsrecht der Völker", das den Russen ein Evangelium bedeutete, anerkennen — während ihm eigentlich vor diesem Worte graute, weil seine Verwirklichung die Sprengung Österreich-Ungarns bedeutet hätte. Im übrigen hatte Kaiser Karl ihn angewiesen, so schnell als möglich einen Frieden um jeden Preis zu schaffen — nötigenfalls einen Sonderfrieden. Er glaubte nicht mehr, wie Ludendorff, an einen Sieg. Aber er zitterte auch vor einem Frieden, wie die Russen ihn erträumten — sie, die mit den Waffen besiegt, durch Ideen mächtig waren, die in den Völkern des österreichisch-ungarischen Gemengestaates ein dröhnendes Echo fanden.

Diesen Vertretern der alten Welt — den noch ungebrochenen und den wankenden — traten die Russen gegenüber als Künder eines neuen Menschheitsevangeliums. Sie betrachteten den Verhandlungsraum in Brest-Litowsk weit weniger als eine Stätte für den Aufbau eines wohl paragraphierten Friedensvertrages, denn als Tribüne für Agitationsreden, als deren Ziel sie mit siegessicherer Offenheit die Entfesselung der Weltrevolution bezeichneten.

So war es denn kein Wunder, daß sich die Verhandlungsparteien nicht zueinander finden konnten. Ihre Standpunkte waren durch Abgründe getrennt.

Die erste Phase der Verhandlungen stand noch unter dem Zeichen des Bestrebens aller Beteiligten, ein allgemeines Friedensangebot an alle Kriegführenden zu formulieren, in der Hoffnung, man werde sie alle veranlassen können, sich in Brest-Litowsk zu einer Verhandlung über einen Gesamtfrieden

Digitized by Google

einzufinden. Eine naive, eine phantastische Hoffnung — die der resignierte Kühlmann, ein genauer Kenner der Psyche unserer westlichen Feinde, nicht teilte, aber doch zu teilen vorgeben mußte.

Die österreichische und die deutsche Diplomatie akzeptierten also den russischen Vorschlag, der ganzen kriegführenden Welt einen Frieden ohne gewaltsame Annexionen anzubieten. Auf dieser Grundlage wurden die Ententestaaten aufgefordert, sich zur Teilnahme an allgemeinen Friedensverhandlungen bis zum 4. Januar in Brest-Litowsk einzufinden. Der Vertreter der O.H.L., Oberst Hoffmann, hatte zunächst gegen dieses Angebot protestiert, sich aber schließlich doch nach einigen Änderungen mit dem Friedensvorschlag an Alle einverstanden erklärt. Auch die Türkei und Bulgarien, letzteres nach heftigem Protest, hatten endlich unterzeichnet.

Nun war es an der Entente, sich zu diesem gemeinsamen Vorschlag ihres bisherigen russischen Verbündeten und der Gesamtheit ihrer Feinde zu äußern. Stimmte sie grundsätzlich zu, dann war dem „Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen", dem Verständigungsfrieden die Tür geöffnet.

4.

Die russischen Unterhändler trugen sich mit dem Wahn, ihr Vorschlag des Friedens ohne Annexionen habe seitens ihrer bisherigen Feinde volle und innerlich vorbehaltlose Anerkennung gefunden. Sie glaubten in Ruhe die Erklärungen der Entente abwarten zu können.

In Wirklichkeit hatten die Mitteimächte in die diplomatische Sprache des Friedensangebots an Alle zwei innere Vorbehalte hineingeheimnist. Als „gewaltsame Annexion" sollte es nicht gelten, wenn Kurland und Litauen zu Deutschland, Polen zu Österreich kommen wollten. Und ganz allgemein sollte die Bereitschaft zum Verzicht auf Gebietserwerbungen nur für den Fall gelten, daß auch „die anderen Gegner der Mittelmächte verhandelten".

Inzwischen wurde es den Vertretern der Mittelmächte unbehaglich bei dem Gedanken, die Russen ein wenig übers Ohr gehauen zu haben. Oberst Hoffmann klärte die Russen auf.

Die Wirkung war verheerend. Die Russen fühlten sich schmählich hintergangen. In einer furchtbar erregten Verhandlung warfen sie den Mitteimächten ihr Doppelspiel vor. Nach außen, der Welt gegenüber verträten diese die Absicht, auf Annexionen zu verzichten — im Herzen seien sie entschlossen, vom russischen Staatskörper, dem eben erst die Segnungen des Bolschewismus zuteil geworden seien, siebzehn bis achtzehn Gouvernements loszureißen! Die Russen drohten mit unmittelbarer Abreise.

Vergebens verhandelte man hinüber und herüber — derweil die Frist, welche man der Entente gestellt hatte, von Tag zu Tag weiter ablief, ohne daß diese sich rührte. Schließlich erklärten die Russen, sie müßten unbedingt heim — und Ende Dezember trennten sich die Abgeordneten und kehrten in ihre Heimat zurück, mit dem Versprechen, sich nach Ablauf der bis 4. Januar laufenden Erklärungsfrist wieder in Brest einzufinden.

Digitized by Google

5.

Die deutschen Vertreter, Kühlmann und Hoffmann, wurden in Berlin vom Kaiser wie von Hindenburg und Ludendorff erwartet. Am 2. Januar fand im Schloß Bellevue ein Kronrat statt, bei dem es zu peinlichen Auftritten kam.

Am Neujahrstage hatte nämlich der Kaiser den jetzigen General Hoffmann zum Frühstück eingeladen und sich im Anschluß daran Vortrag über dessen Auffassung der Frage einer Annexion polnischen Grenzgebietes halten lassen. Dabei hatte Hoffmann sich auf den Standpunkt gestellt, nicht ein breites Gebiet, wie Ludendorff es verlangte, mit 1¾ Millionen polnischer Einwohner sei zu fordern, sondern ein schmaler Streifen mit 100 000 Seelen Polenzuwachs sei genügend, mehr Polentum vom Übel... Der Kaiser hatte sich die Hoffmannsche Grenzlinie in eine Karte eingezeichnet. Es ist zu bemerken, daß Hoffmanns Verhalten nicht einwandfrei gewesen ist. Er hat sich dem Kaiser gegenüber in einen Gegensatz zu seinem militärischen Vorgesetzten gestellt — und zwar ohne Ludendorff vorher von dieser seiner Absicht, hinterher von dem Geschehenen Meldung zu machen.

Auch den Staatssekretär v. Kühlmann hatte der Kaiser angehört, und dieser hatte sich Hoffmanns Auffassung angeschlossen.

Im Kronrat nun forderte Ludendorff zunächst Beschleunigung der Verhandlungen, da es den Bolschewisten offenbar um Verschleppung zu tun sei. Darauf dürfe man sich nicht einlassen. Der geplante Schlag im Westen verlange baldigen Abtransport der gesamten Ostarmee. Erst wenn der Friede gesichert, sei dieser möglich. Dann kam er auf seine Forderung zurück: Rußland müsse jenen breiten Streifen polnischen Landes als Grenzsicherung abtreten.

Zu Ludendorffs grenzenloser Überraschung kam es nun heraus, daß der Kaiser sich ohne Zuziehung der O.H.L. unmittelbar mit einem dieser unterstehenden Offizier ins Benehmen gesetzt hatte. Der Kaiser brachte die Karte zum Vorschein, bezeichnete die von Hoffmann angegebene Grenzlinie als diejenige, die er als oberster politischer Leiter und als Oberfeldherr für richtig halte, und gründete seine Auffassung auf das Urteil „eines ausgezeichneten und berufenen Fachmannes", eben des Generals Hoffmann.

Nun kam es zu einer sehr erregten Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und Ludendorff. Dieser stand unter dem Eindruck einer schweren Enttäuschung. „Ich hatte geglaubt, daß der Generalfeldmarschall und ich die verantwortlichen militärischen Berater Seiner Majestät wären..." schreibt er, noch in der Erinnerung bebend vor Grimm. In der Verhandlung selber hat er, wenn man Nowak (Untergang der Mittelmächte, S. 20) glauben darf, „ein paar Augenblicke gänzlich Form, Haltung und Ton verloren".

Selbst Hindenburg war offenbar verärgert und erklärte: „Wir müssen die Frage wohl noch studieren."

Der Kaiser, tief gekränkt, schlug Ludendorff vor, er möge doch selber für eine Weile nach Brest gehen, um dort alle die verwickelten Probleme an Ort und Stelle zu untersuchen. Ludendorff lehnte schroff ab. Der Kronrat ging

Digitized by Google

auseinander. „Ich gewann das Gefühl, daß ich das Mißfallen des Kaisers erregt habe," schreibt Ludendorff. Er plante seinen Abschied einzureichen. Der Chef des Militärkabinetts und Hindenburg redeten ihm diesen Gedanken aus. Aber der Zwischenfall wurde in Berlin ruchbar.

„Ebenso wie später bei meinem Abschiedsgesuch 1918 lag hier eine persönliche Stellungnahme Seiner Majestät gegen mich vor, die, von meinem Kaiser und Obersten Kriegsherrn ausgehend, für mich unerträglich und mit meinem Selbstgefühl unvereinbar war".

Auch dem General Hoffmann gegenüber ließ Ludendorff seine Empfindlichkeit unverhohlen erkennen. Er „schnitt" ihn bis auf weiteres.

Hindenburg überreichte daraufhin dem Kaiser eine Denkschrift, die darauf hinwies, er und Ludendorff seien für Erreichung eines Friedens verantwortlich, dessen Ergebnis das deutsche Volk kräftige und ihm so gute Grenzen gebe, daß seine Gegner nicht so bald einen neuen Krieg anfangen könnten. Diese Möglichkeit sei durch die Stellungnahme Kühlmanns und nun auch des Kaisers selbst in Frage gestellt. Des Kaisers Recht sei, zu entscheiden. Aber er werde nicht verlangen,

„daß aufrichtige Männer, die Eurer Majestät und dem Vaterlande treu gedient haben, sich mit ihrer Autorität und ihrem Namen an Handlungen beteiligen, an denen sie sich aus innerster Überzeugung als schädlich für Krone und Reich nicht beteiligen können".

Am Schluß verlangte Hindenburg grundlegende Entscheidung, bei der seine und Ludendorffs Person keine Rolle spielen dürften.

Das war die glatte Fronde. Bei aller Achtung vor dem aufrechten Sinn der militärischen Führer muß doch zugegeben werden, daß hier sich die Heeresleitung zur unbedingten Herrin in Deutschland aufwarf.

Der Kaiser behandelte den Schritt der Generale mit ruhiger Korrektheit. Er überwies die Denkschrift dem neuen Reichskanzler Grafen Hertling. Dieser bemühte sich, wie Ludendorff es ausdrückt, „sich von der vermeintlichen Bevormundung der O.H.L. freizumachen". Er betonte, die Verantwortlichkeit liege einzig und allein bei ihm. Die Generale beriefen sich auf ihre Mitverantwortlichkeit vor dem deutschen Volke. Ein Ausgleich der Gegensätze konnte nicht erzielt werden.

Vom Standpunkte des heutigen Betrachters machen diese ganzen Zwistigkeiten einen beklemmend peinlichen Eindruck. Sie wirken als Zank um das Fell des noch längst nicht erlegten Bären. Der Bär hat am Ende wirklich ein gut Stück seines Felles lassen müssen — mehr noch als Ludendorff und Czernin ihm zu entreißen gedachten. Aber es waren nicht die Sieger von Brest-Litowsk, es waren seine eigenen Verbündeten, die es ihm abschnitten ...

Und noch eine andere Peinlichkeit bleibt: die Erkenntnis, wie gründlich unsere militärischen Führer am Jahresschluß 1917 die Lage der Mittelmächte verkannten. Ihr starrsinniges Bestehen auf Gebietserweiterungen in Ost und West zu einer Zeit, da die Diplomatie die ganze Hoffnungslosigkeit unserer Lage bereits durchschaute, hat zweifellos dazu beigetragen, die inner- wie die außenpolitische Lage verhängnisvoll zu verschärfen.

Die polnische Frage blieb in der Schwebe. Den Polen schwoll der Kamm. Ihr Ministerpräsident verlangte, daß auch Abgeordnete Polens bei den Brester Verhandlungen mitwirken sollten. Kühlmann fuhr nach Brest zurück mit dem

Digitized by Google

kaiſerlichen Auftrage, „auf dem bisher eingeſchlagenen Wege weiterzuarbeiten“, das heißt alſo ſo viel als möglich und angemeſſen für das Deutſche Reich herauszuſchlagen.

6.

Als die Vertreter der Mittelmächte anfangs Januar wieder in Breſt-Litowſk eintrafen, hatte die Entente ſich nicht gerührt. Die geſtellte Friſt war abgelaufen. Nun handelte es ſich nur noch um den Sonderfrieden.

Die Ruſſen kamen. Sie hatten Verſtärkung mitgebracht: der Volksbeauftragte Trotzki kam in höchſteigener Perſon.

Aber nun ſtellte ſich heraus, daß er keineswegs mehr das ganze ehemalige Reich des weißen Zaren vertrat. Denn noch eine zweite unerwartete Erſcheinung tauchte am Verhandlungstiſch auf.

Die Ruſſen hatten das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker verkündet. Damit hatten ſie die eiſerne Feſſel gelöſt, welche ungefähr 112 Völkerſchaften zum Einheitsſtaate zuſammengeſchloſſen hatte. Das mächtige Pfeilbündel zerfiel. Aus dem Nationalitätenſtaate wurde ein Chaos.

Wer hat vor dem Kriege etwas von der Ukraine gewußt? Mit einigem Staunen erfuhr die Welt, daß ſich im Süden des europäiſchen Rußland im ungefähren Umfange der ruſſiſchen Gouvernements Kiew, Tſchernigow, Poltawa und Charkow eine „ukrainiſche Volksrepublik“ gebildet habe. Die ſich jetzt Ukrainer benannten, das war der Volksſtamm der Kleinruſſen oder Ruthenen, deſſen Sprachgebiet über die Grenzen der genannten ruſſiſchen Gouvernements erheblich hinausreichte. Erſt allmählich rückten die Ukrainer mit der Sprache heraus und geſtanden, daß ihr neuer Staat nach Selbſtbeſtimmungsrecht das geſamte rutheniſche Sprachgebiet, alſo außer den bereits genannten vormals kaiſerlich ruſſiſchen Gebieten auch das von den Polen beanſpruchte Gebiet von Cholm, ferner vom Beſitzſtande der Doppelmonarchie Oſtgalizien und die rutheniſche Bukowina beanſpruchte.

Die ohnehin genügend verwickelte Lage in Breſt hatte ſich durch dieſe Neugruppierung bis zur Unlösbarkeit kompliziert.

Was aber das Schlimmſte war: mit Trotzki war bei den Ruſſen ein ganz neuer Geiſt eingezogen. Er konnte zwar gegen die Zulaſſung der Ukrainer kein grundſätzliches Bedenken äußern, ließ aber alsbald heimlich die bolſchewiſtiſche Garde gegen die Ukraine marſchieren.

In den Verhandlungen führte er das große Wort. Aber nicht, um die vorhandene Wirrnis zu entwirren und zu praktiſchen Friedensergebniſſen zu kommen. Um etwas ganz anderes war's ihm zu tun: er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, von Breſt aus die Sowjetideale über die ganze Welt hinauszuſchleudern und als der Heiland einer ganz neuen Erden-Ära die Weltrevolution zu entflammen. Zugleich überſchwemmte die Sowjetregierung die deutſchen Fronten mit Propagandaſchriften und aufreizenden Funkſprüchen.

Ludendorff ließ den General Hoffmann, mit dem er nur noch durch einen Generalſtabsoffizier verkehrte, zu weitgehendem Entgegenkommen anweiſen. Deutſchland erklärte ſich bereit, in Kurland und Litauen auf das Ergebnis der von der deutſchen Verwaltung inſzenierten Volksabſtimmung, welche für An-

Digitized by Google

schluß an Deutschland entschieden hatte, zu verzichten und eine neue Volksbefragung vorzunehmen. Allerdings verlangte es, daß diese stattfinden sollte, während die deutsche Besatzung noch im Lande bliebe. Trotzki forderte dagegen die vorherige Räumung der Länder. Hinter dieser Forderung steckte Trotzkis Entschluß, die von Rußland wegstrebenden Landesteile, allem Selbstbestimmungsrecht zu Trotz, mit Gewalt unter das bolschewistische Regime zu zwingen, wie er gleiches auch bereits gegen die Ukraine eingeleitet hatte.

Österreich verlangte die Befreiung Polens — in der Absicht, es dann durch die „austro-polnische Lösung" an die Doppelmonarchie zu ketten. Die Türken verlangten Rückgabe der ihnen 1878 im Berliner Frieden entrissenen armenischen Distrikte Batum und Kars.

Trotzki dachte gar nicht daran, sich auf alle diese Ansprüche zu erklären. Er hielt unentwegt bolschewistische Agitationsreden zum Fenster hinaus und nahm den Mittelmächten gegenüber einen Ton an, „als ständen Sowjetheere vor den Toren Berlins".

Schließlich wurde nicht nur den Militärs, sondern auch den Diplomaten der Verbündeten die Sache zu dumm. Sie beauftragten den General Hoffmann, einmal „auf den Tisch zu hauen".

Der redete nun endlich Faktur. Das hatte einen unerwarteten Erfolg. Nicht etwa bei dem, gegen den sie gemünzt war — bei Trotzki. Aber bei demjenigen Teil der deutschen und österreichischen Presse, die für Verständigung um jeden Preis war. Sie fabelte den moralischen Faustschlag auf den Tisch in einen physischen um und beschuldigte den Vertreter der O.H.L., durch seinen hochfahrenden Ton Trotzki gereizt und friedensunwillig gemacht zu haben.

Am 18. Januar verschwand Trotzki nach Petersburg und vollzog dort einen neuen Staatsstreich. Seine Roten Garden trieben die zum Aufbau der republikanischen Verfassung des neuen Rußland zusammengetretene „Constituante" auseinander. Der kommunistische Terror begann in gräßlichster Gestalt gegen das ganze russische Bürgertum zu wüten. Trotzki aber ließ die Delegierten in Brest warten. Statt nach sechs Tagen, wie er versprochen hatte, kam er erst am 30. Januar siegesgeschwellt zurück. Er begann aufs neue im alten Ton zu „verhandeln".

7.

Inzwischen hatte die O.H.L. in Berlin erklärt, sie könne sich unter keinen Umständen auf weitere Verschleppungen einlassen. Sie brauche ihre Truppen im Westen. Komme man mit den Russen noch immer nicht zum Schluß, so müsse man die Verhandlungen abbrechen und die Feindseligkeiten aufs neue einleiten.

Die Diplomaten fanden aber noch immer nicht die Kraft zu einem entschlossenen Ton. Zwar hatten sie inzwischen ein Mittel gefunden, das Trotzki vielleicht doch zu einer anderen Haltung bewegen würde. Sie hatten es unternommen, die Gegner zu spalten: sie waren in gesonderte Verhandlungen mit den Ukrainern eingetreten.

Freilich gingen auch diese keineswegs glatt vorwärts. Da die Ukrainer auch österreichische Gebietsteile beanspruchten, mußte ihnen erst in derber Weise

klargemacht werden, daß daran nicht im Traume zu denken sei. Nun schnappten die Ukrainer ein und reisten nach Kiew, um sich Weisungen zu holen.

In dieser Situation wurde der K. u. K. Außenminister Graf Czernin durch sehr bedrohliche Nachrichten erschüttert, die über die innere Entwicklung Österreichs berichteten. Wien stand unmittelbar vor einer Lebensmittelkatastrophe. Ganz Österreich brauchte, da die Getreideversorgung aus Rumänien immer mehr nachließ, einen Verpflegungszuschuß, den die Ukraine oder — Deutschland liefern müsse, sonst werde Österreich verhungern. Schon waren ausgedehnte Streiks ausgebrochen.

Von dem allen erfuhr man auch in der Ukraine. Als ihre Abgesandten nach Brest zurückkehrten, hatte sich ihre Haltung merklich gefestigt. Sie verlangten nun, neben der Abtretung von Cholm, das die Polen beanspruchten, auch noch die Bildung eines selbständigen ruthenischen Kronlandes, allerdings bescheidenerweise innerhalb des Verbandes der Doppelmonarchie. Das bedeutete für Österreich-Ungarn: Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts — und damit den Anfang der inneren Auflösung. Denn was gegen die Ruthenen recht war, mußte gegen Tschechen, Slowaken, Serben, Rumänen billig sein. Das alles sah Graf Czernin. Er sträubte sich wie ein Verzweifelnder gegen die Erkenntnis, daß der Anfang vom Ende gekommen sei. Aber es war kein Halten mehr.

Czernin fuhr nach Wien und erzielte dort die Zustimmung des Ministerrats zur Anerkennung der Friedensforderungen der Ukrainer. Dann trafen Kühlmann und Czernin am 4. und 5. Februar in Berlin zusammen. Auch hier hatte sich die wirtschaftlich-politische Lage verschärft: gegen den Willen der Arbeiterführer waren, zweifellos in unterirdischem Zusammenhange mit dem Bolschewismus, politische Streiks ausgebrochen. Czernins Bericht über die innerösterreichischen Zustände erregte so große Bestürzung, daß Deutschland sich trotz der eigenen höchst bedrängten Ernährungsverhältnisse zur Bewilligung einer beträchtlichen Nahrungsmittelabgabe an den Verbündeten verpflichtete. Allgemein wurde beschlossen, den Frieden mit der Ukraine unter der Bedingung, daß diese sich zu großen Getreidesendungen an Deutschland und Österreich verpflichte, so bald als möglich zu vollziehen und dann mit Trotzki zu brechen.

Am 9. Februar kam der Friedensvertrag zwischen den Mittelmächten und den Vertretern der ukrainischen Rada zustande. Es war der erste Friedensschluß im Weltkriege. Er brachte keine reine Freude. Die Legitimation der Gegenkontrahenten war bestritten. Würden sie die Kraft oder auch nur den rechten Willen haben, die Verpflichtung zu erfüllen, um derentwillen der Friede seitens der Mittelmächte überhaupt geschlossen war: die so dringend benötigten Getreidelieferungen?

Noch zweifelhafter war's, ob dieser Friede eine ernsthafte Entspannung der militärischen Lage des Ostens bringen würde. Über dem neuen Volksstaat hing dräuend das Schwert oder das Henkerbeil des bolschewistischen Terrors.

Einen Zweck aber erfüllte der Friedensschluß prompt: er erschütterte die freche Sicherheit des Herrn Trotzki.

Der lenkte plötzlich ein. Er suchte Verhandlungen. Dann muß ihm ein Gedanke von wahrhaft mephistophelischer Verschmitztheit gekommen sein. Er brach plötzlich die Verhandlungen mit der Erklärung ab:

Digitized by Google

Einen Frieden unterzeichne er nicht. Aber Rußland gebe den Krieg auf und benachrichtige hiervon alle Völker und ihre Regierungen. Die russischen Armeen würden demobilisiert. Der Krieg sei aus.

8.

Und wiederum die Frage: Was nun? „Die Verblüffung," berichtet Nowak, „war allgemein. Die Diplomaten berieten untereinander. Schließlich war ihre Auffassung, sich auch mit solchem Abschluß abzufinden."

Diesmal beurteilten die Soldaten die Lage richtiger. Für sie gab es nur Krieg oder Frieden. Ein Zwischenzustand, eine unklare Lage mußte für sie unerträglich sein. Die O.H.L. veranlaßte eine Aussprache in Homburg, die am 13. Februar stattfand. Zu ihr waren der Kaiser, der Reichskanzler Graf Hertling, der Vizekanzler v. Payer und der Staatssekretär v. Kühlmann beschieden.

Mit durchschlagenden Gründen verlangte Ludendorff die sofortige Kündigung des Waffenstillstandes und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten.

Den Bolschewisten war nicht zu trauen. Und die Entente, die den Zaren geopfert, die russische Revolution gemacht und Kerenskis Offensive veranlaßt und gestützt hatte, würde Mittel und Vorwände finden, auch die Lenin und Trotzki für sich anzuspannen. Für den Augenblick war die russische Armee wenig schlagfertig, aber bis zum Frühjahr war noch lange Zeit.

Rumänien würde ohne Rußlands Vorangehen ebenfalls den Friedensschluß weigern. Was dann? Der Dreifrontenkrieg wäre noch immer nicht zu Ende. Die Verteidigungslinie im Osten müßte besetzt bleiben — dem Angriff im Westen würde die Stoßkraft mangeln. Es mußte endlich Schluß werden im Osten.

Dazu gab es nur einen Weg: das bolschewistische Rußland mußte durch Waffengewalt zu der Erkenntnis gezwungen werden, daß die Mittelmächte oder daß mindestens Deutschland nicht gesonnen sei, sich durch Trotzkische Zweideutigkeiten an der Nase herumführen zu lassen. Dazu war ein Vormarsch der ganzen Ostfront der Verbündeten erforderlich. Wie weit war er auszudehnen?

Die militärischen Gesichtspunkte verstrickten sich hier mit politischen. Zunächst war es unbedingt notwendig, die Ukraine gegen den Bolschewismus zu stützen — mit dem willkommenen Nebenergebnis, daß sie dabei unter deutsche Kontrolle geriete, so daß man militärisch würde nachhelfen können, wenn es mit den Getreidelieferungen nicht recht vorwärts wollte.

Gegenüber dem bolschewistischen Rußland — wie weit würde man gehen müssen? Petersburg war der Hauptsitz des Bolschewismus. Es mußte entweder genommen — oder doch wenigstens von der Entente isoliert werden. Zwar die Ostsee war endgültig in deutscher Hand, der Weg über Japan und Sibirien durch die jähe Zersetzung des Russischen Reiches so gut wie unpassierbar geworden, die Dardanellen vor wie nach in der Hut der Türkei.

Aber im Norden, vom Weißen Meere her, hatte sich Rußland im Krieg einen neuen Verbindungsweg mit der Außenwelt, will sagen mit der Entente erschlossen. Die Murmanbahn war fertig. England würde zweifellos von dort aus Anschluß an den Bolschewismus suchen. Es galt, diese letzte Verbindung für die Entente zu sperren.

Digitized by Google

Auf diesem Wege lag das russische Großfürstentum Finnland. Es war 1809 mit Rußland vereinigt worden, hatte aber verfassungsmäßig seine alte freiheitliche Selbstverwaltung behalten. Aber diese war in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege bis auf kümmerliche Reste beschnitten worden. Die Finnen, ethnographisch betrachtet nahe Verwandte der Türken und der Ungarn, fühlten sich von dem sich deutlich ankündigenden nationalistischen Einschlag der bolschewistischen Bewegung bedroht und um das Selbstbestimmungsrecht betrogen, das Lenin zwar feierlich verkündigt hatte, aber beständig mit Füßen trat. Sie erhofften von der großen Umwälzung die Wiedergeburt ihrer Freiheit und hatten sich an die deutsche Regierung um Schutz gewandt. So tat sich denn für die Mittelmächte, statt des ersehnten Friedens im Osten, hoch im Norden noch ein neuer Bundesgenosse und — ein neuer Kriegsschauplatz, eine neue Front auf. Dafür erschien die Möglichkeit, dem von der O.H.L. unterstützten Wunsche des Kaisers nachzukommen und Livland und Estland ebenfalls zu besetzen.

So unerwünscht als Ganzes für Ludendorff diese Verwicklung kommen mußte — zu vermeiden war sie jetzt nicht mehr. Es war unmöglich, die Entwicklung des Bolschewismus tatlos abzuwarten. Denn dieser hatte deutlich genug bekundet, daß es ihm um die Revolutionierung Deutschlands zu tun sei. Eine große militärische Unternehmung war also ohnehin unvermeidlich — es empfahl sich dringend, sie nach Norden hin so weit auszudehnen, daß die Verbindung mit Finnland aufgenommen und die Murmanbahn gesperrt werden konnte. Für diese Unternehmung forderte Ludendorff in Homburg die Zustimmung der Reichsleitung und den Befehl des Obersten Kriegsherrn.

Der Staatssekretär des Äußeren widersprach lebhaft. Österreich-Ungarn werde zu einer solchen neuen Unternehmung seine Zustimmung, seine Mitwirkung weigern — die öffentliche Meinung Deutschlands sie scharf mißbilligen. Der Reichskanzler und der Vizekanzler aber ließen sich durch die Gründe der O.H.L. überzeugen. Herr v. Kühlmann wurde überstimmt. Nach Ludendorffs Auffassung hätte ihn das veranlassen müssen, seinen Abschied zu nehmen, statt eine Maßregel mit ausführen zu helfen, die er mißbilligte. Kühlmann hielt die Angelegenheit für nicht wichtig genug, um die Konsequenzen zu ziehen. Er blieb und zog sich dadurch die Abneigung Ludendorffs zu, der ihm hinfort nicht mehr das Vertrauen zollte, „das er dem Leiter des Auswärtigen Amtes so gern entgegengebracht hätte".

So ward in Homburg mit des Kaisers Genehmigung beschlossen, „daß das Nichtunterschreiben des Friedensvertrages durch Trotzki automatisch das Aufhören des Waffenstillstandes mit sich bringe".

Am 18. Februar begannen auf der ganzen russischen Front die Feindseligkeiten aufs neue.

Bei den russischen Soldaten stieß der deutsche Vormarsch nicht auf nennenswerten Widerstand. Es fand sich ein buntes Gemisch vor: neben den verkommenen Resten der alten Armee, die zum Teil in Räuberbanden zusammengerottet das Land brandschatzten, traf man bolschewistisches Aufgebot. Zu Tausenden streckten die verwahrlosten Krieger die Waffen. Unmassen Munition und Heeresgerät aller Art fielen den verbündeten Truppen in die Hände. Blutige Zusammenstöße und demnach Verluste auf deutscher Seite

Digitized by Google

waren eine Ausnahme. Nach wenigen Tagen war das ganze Baltikum und weiter hinaus ein Streifen von Großrußland bis Narwa, Pskow, Polozk in deutscher Hand.

Unmittelbar nach dem Beginn des deutschen Einrückens erklärte sich die bolschewistische Regierung funkentelegraphisch zu bedingungsloser Unterzeichnung des Friedensvertrages bereit. Nun fühlte die deutsche O.H.L. sich als unbedingte Herrin der Situation. Und die verbündeten Regierungen gaben ihrem Drängen nach. Es wurde nicht mehr verhandelt — es wurde diktiert. Der Annexionismus feierte einen gewaltigen Triumph.

Am 3. März wurde der Vorfriede unterzeichnet. Seine Bestimmungen entrissen Rußland seinen ganzen westlichen Besitz, schnitten es von der Ostsee ab:

Es hatte Polen als selbständigen Staat anzuerkennen, Kurland, Livland, Estland und Litauen aus seinem Staatsverband zu entlassen, das besetzte türkische Gebiet zu räumen, Batum, Ardahan und Kars an die Türkei abzutreten und die Selbständigkeit Persiens und Afghanistans anzuerkennen. Weißrußland sollte bis zum Weltfriedensschluß und bis zur Beendigung der russischen Abrüstung besetzt bleiben.

Die Randstaaten würden „der russischen Staatshoheit nicht mehr unterstehen"; Deutschland und Österreich-Ungarn würden „das zukünftige Schicksal dieser Gebiete im Benehmen mit deren Bevölkerung bestimmen".

Digitized by Google

Finnland wurde von Rußland als selbständiger Staat anerkannt.

Zwei Tage darauf wurde in Buftea der Vorfriede mit Rumänien unterzeichnet. Während aber die bolschewistischen Vertreter das Verlangte mit hinterhältigem Fatalismus und ohne irgendwelche Verhandlungen unterzeichneten, begann gegenüber Rumänien ein peinliches Spiel der Diplomatie.

Die militärische und diplomatische Situation in Bukarest gestaltete sich ebenso verwickelt als diejenige von Brest. Zunächst mußten die diplomatischen Vertreter des Vierbundes bei ihrem Eintreffen in Bukarest sich von Generalfeldmarschall Mackensen sagen lassen, daß die militärische Widerstandskraft der rumänischen Armee noch keineswegs gebrochen sei. Die Rumänen seien noch nicht besiegt und hielten sich auch nicht dafür. Sie seien schlimmstenfalls zu energischer Fortsetzung der Verteidigung entschlossen und auch in der Lage.

Die deutsche O.H.L. aber bedeutete der Reichsregierung, sie brauche die Besatzungstruppen für die Offensive und könne sich unter keinen Umständen auf ein langes Hinausziehen der Friedensverhandlungen einlassen. Man möge zu einem schnellen Abschluß kommen. Es müsse stark auf Rumänien gedrückt werden, damit es das Diktat der Mittelmächte annehme.

Wie war das aber möglich, wenn die Verbündeten selber untereinander uneins waren?

Das aber traf in der rumänischen Friedensfrage noch weit unheilvoller zu, als in den Fragen des Friedensschlusses mit Rußland.

Zunächst bildete sich ein scharfer Gegensatz der Interessen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn heraus. Deutschland wünschte die rumänische Dynastie beseitigt zu sehen, weil der Hohenzollernsprößling dem deutschen Verwandten die Vertragstreue gebrochen hatte. Graf Czernin aber fürchtete, daß nach dem Sturz König Ferdinands Deutschlands Einfluß in Rumänien übermächtig werden könnte. Und das schien ihm den österreichischen Interessen zu widersprechen. Auch meinte er, die Absetzung Ferdinands müsse noch aus einem anderen Grunde vermieden werden. Der dynastische Gedanke sei durch den Sturz des Zarentums ohnehin schon genügend erschüttert. Er spielte den Verbündeten einen hinterlistigen Streich. Er schickte heimlich zum König Ferdinand und versicherte diesem, Österreich-Ungarn sei bereit, Rumänien einen billigen Frieden zu gewähren.

Bestand in der Dynastiefrage ein Gegensatz zwischen Deutschland und der Doppelmonarchie, so brachten die Annexionsprobleme zunächst eine schwere und verhängnisvolle Spannung zwischen Deutschland und Bulgarien hervor.

Bulgarien war in den Krieg getreten, weil es von seinem Anschluß an die Mittelmächte die Wiedergutmachung seiner Verluste aus dem zweiten Balkankrieg erhoffte. Den wesentlichsten Teil dieser Verluste hatte ihm allerdings das Eingreifen Rumäniens beigefügt. Denn dieses hatte ihm 1913 die ganze Dobrudscha entrissen. Die Wiedererlangung dieses Gebiets konnte Bulgarien bei seinem Eingreifen in den Krieg allerdings nur für den damals noch höchst zweifelhaften Fall erhoffen, daß Rumänien sich auf die Seite der Entente schlagen würde. Dieser Fall war nun aber eingetreten — und alsbald hatte sich Bulgarien von seinen Verbündeten die Rückerstattung der Dobrudscha zusagen lassen. Nun nahm es als selbstverständlich an, daß in dem mit Rumänien abzuschließenden

Frieden die ganze Dobrudscha ihm zuerkannt werden würde. Dieser Forderung trat Ludendorff entgegen. Er wünschte, daß die Dobrudscha in der Hand Rumäniens bliebe. Denn sie umschloß die Weltverkehrsstraße von Cernavoda nach Konstanza, den Endabschnitt der unmittelbaren Bahnverbindung Wien-Budapest-Bukarest-Schwarzes Meer. Ja, ihm schwebte die Schaffung eines Freihafengebiets unter deutscher Verwaltung vor, also eine dauernde Festsetzung Deutschlands am Schwarzen Meer. Aus diesem Grunde wollte er zwar die Dynastie stürzen, das Heer aber schonen und Rumänien auch nicht durch allzu große Gebietsverluste erbittern. Das aber empfanden die Bulgaren mit vollem Recht als grobe Enttäuschung der Hoffnungen, mit denen sie gegen Rumänien gefochten hatten, und als Bruch der Zusage, die ihnen beim Eintritt Rumäniens in den Feindbund seitens des Deutschen Kaisers feierlich gemacht worden war. Dieser Gegensatz ist unausgeglichen geblieben. Er hat den ersten Anstoß zu der Abkehr Bulgariens vom Vierbund gegeben, die schließlich zu seinem militärischen und politischen Versagen und Abfall geführt hat.

Ein zweiter Gebietsverlust, den Bulgarien 1913 erlitten hatte, bezog sich auf gewisse Grenzgebiete im Bezirk von Adrianopel und an der Mariza. Diese Gebiete, die Bulgarien im Kriege 1912 erobert hatte, waren ihm von der Türkei 1913 wieder entrissen worden. Bulgarien hatte sich nun bei seinem Eintritt in den Vierbund von der Türkei einen großen Teil dieser Gebietsverluste wieder zurückerstatten lassen. Dabei hatte sich die Türkei zu diesem Entgegenkommen nur durch Zusagen Berlins bewegen lassen: die von ihr an Bulgarien überlassenen Gebiete würden ihr zurückerstattet werden, wenn es im Kriege gelingen sollte, den Bulgaren anderweite Wiedergutmachung zu verschaffen.

Von dieser Berliner Versprechung aber war den Bulgaren — wenn wir Nowaks Behauptung (S. 77) glauben müssen — nichts mitgeteilt worden.

Der Fall war nun eingetreten: die Mittelmächte waren in der Lage, ihrem bulgarischen Verbündeten durch Rückgabe wenigstens der Süddobrudscha eine solche anderweite Gebietserweiterung zu verschaffen. Nunmehr trat die Türkei mit ihrer Forderung hervor, Bulgarien möge jetzt die seinerzeit beim Kriegseintritt von ihr an die Bulgaren abgetretenen Gebietsteile ihr zurückerstatten. Die Bulgaren waren auch über diese Zumutung empört und lehnten das Berliner Versprechen als hinter ihrem Rücken gegeben rundweg ab.

Einen dritten Differenzpunkt bildeten die Forderungen der Ungarn nach Grenzregulierungen in den Karpathen. Deutschland stellte sich auch hier auf seiten Rumäniens, um allzu große Erweiterungswünsche des ungarischen Verbündeten zurückzudämmen.

So wurden die Verhandlungen in Bukarest zu einer Quelle schwerer Verstimmungen zwischen den Verbündeten. Nur das dringende Bedürfnis, dem Kriegszustand mit Rumänien endlich ein Ende zu machen, zwang schließlich die vier Mächte, sich zu einigen. So kam ein Kompromiß zustande, das niemand befriedigte. Es sah folgendermaßen aus:

Rumänien mußte die ganze Dobrudscha an die Mittelmächte abtreten, aber den Bulgaren fiel nur die Süddobrudscha bis nahe an die Bahnlinie zu. Die Norddobrudscha blieb vorläufig unter gemeinsamer Verwaltung der Mittelmächte.

Digitized by Google

Ungarn erhielt gewisse „strategische Grenzberichtigungen".

Die türkisch-bulgarische Differenz blieb unerledigt. Die türkischen Ansprüche auf Rückerstattung der von ihr an Bulgarien abgetretenen Gebiete blieben unerfüllt.

Rumänien mußte sich verpflichten, den Mittelmächten bedeutende Mengen Lebensmittel und Erdöl auf Grund besonderer Handelsverträge zu liefern und die Donau für die Schiffahrt der Mittelmächte freizugeben. Es hatte das Heer in bezug auf Stärke und Bewaffnung herabzusetzen und bis auf weiteres die Besetzung der Walachei zu dulden. Dagegen bewilligten ihm die Mittelmächte zum Ausgleich „freie Hand", Teilgebiete des russischen Gouvernements Bessarabien, die Rußland 1856 an die Moldau abgetreten, 1878 aber zurückerworben hatte, sich wieder anzugliedern, d. h. also Rußland wegzunehmen.

Was das Bedenklichste war: die Diplomatie fand sich schließlich im Widerspruch mit dem Kaiser und der O.H.L. dazu bereit, die Regelung der Frage, ob die rumänische Dynastie bestehen bleiben solle oder nicht, den Rumänen selber zu überlassen. „In Jassy," sagt Ludendorff, „ging das Kräftespiel gegen uns weiter. Wir hatten dort eine Hochburg der Entente belassen."

So war denn nun endlich der Friede mit den östlichen Feinden erreicht. Ach — es war keine reine Freude.

Schon ließ die Ententepresse ihrer hämischen Genugtuung über das Ergebnis von Brest-Litowsk freien Lauf. Die Mittelmächte hatten diktiert, hatten annektiert — so würde man's ihnen auch einmal machen ... Die regierungs- und militärfeindliche Presse in Deutschland und Österreich-Ungarn schrieb in gleichem Sinne. Dem Willen der Reichstagsmehrheit, wie er in der Resolution vom 19. Juli 1917 zum Ausdruck gekommen war, entspreche der Friedensschluß in keiner Weise. Regierung und O.H.L. hätten sich über den Wunsch der Reichstagsmehrheit hinweggesetzt ...

Immerhin fand der russische Friede die Genehmigung der Reichstagsmehrheit — wenn schon unter Umständen, die erkennen ließen, daß die Mehrheits-Sozialdemokratie sich zwar der Ratifikation des Vertrages nicht widersetzen, aber sich auch nicht zu ihr bekennen wollte: sie enthielt sich der Abstimmung. Die Unabhängige Sozialdemokratie stimmte geschlossen gegen den Vertrag.

Es war keine reine Freude. Kein befreiendes, hoffnungsstarkes Aufatmen — und was das Schlimmste war: auch die militärischen Erwartungen, die wirkliche Entspannung im Osten, das wirkliche und unzweideutige Ende des Dreifrontenkrieges — das alles erfüllte sich nicht.

Der Bolschewismus verhielt sich den Mittelmächten gegenüber nicht loyal. Er trug die Entrüstung über die Verstümmelung Rußlands in der Brust. Darüber hinaus setzte er mit allen Mitteln seine Versuche fort, Deutschland in die Weltrevolution mit hineinzuziehen: sein Gesandter Joffe durfte in Berlin eine förmliche bolschewistische Propagandazentrale aufmachen.

Aber auch die Mittelmächte verhielten sich nicht loyal gegenüber dem bolschewistischen Rußland. Sie unterstützten nach dem Friedensschluß die Finnländer, die Ukrainer im Kampfe gegen den Bolschewismus.

Am 19. März hatte auch der Vormarsch in der Ukraine begonnen — deutsche und österreichische Verbände Schulter an Schulter. Österreich-Ungarn hatte

Digitized by Google

ſich ſeinen Anteil an den erträumten Segnungen des Kornlandes doch nicht entgehen laſſen mögen.

Die verbündeten Truppen fanden in der Ukraine nicht die erhoffte Aufnahme. Der Bauer wußte nicht recht, für was er die Fremdlinge zu nehmen hatte. Nur daß ſie ihm an ſein Getreide wollten, wenn ſchon gegen Bezahlung, das hatte er bald heraus und wurde mißtrauiſch und zurückhaltend. Überdies hatte das Land durch den Krieg ſchwer gelitten, die Verkehrsverhältniſſe waren zerrüttet. Das wirtſchaftliche Ergebnis der Okkupation erreichte bei weitem nicht den erhofften Umfang.

Dabei holte das Unternehmen recht weit aus. Nicht nur der Sitz der Rada, die Hauptſtadt des neuen Staatsgebildes, Kiew, wurde beſetzt — bis zum Schwarzen Meere ſtießen die Verbündeten vor, beſetzten Odeſſa, die Krim, umſchritten das Aſowſche Meer und erreichten Roſtow am Don. Südrußland mußte Getreide liefern. Mit Unterſtützung der deutſchen und türkiſchen Kriegsflotte landeten deutſche Truppen in Kaukaſien, beſetzten Tiflis. Gleichzeitig ſtießen die Türken aus Armenien vor, beſetzten die von ihnen beanſpruchten Gebiete, reichten den Deutſchen die Hand und leiſteten den Truppen des neu entſtandenen Volksſtaats Georgien gegen die Bolſchewiſten Hilfe. Dafür konnte aus dem Kaukaſus Eiſen und Petroleum nach Deutſchland und Öſterreich-Ungarn verfrachtet werden.

Und die Ukrainer? Die Georgier? Dankten ſie ihren Rettern? Sie dachten gar nicht daran. Mit dem Mißtrauen des Halbaſiaten ſahen ſie die Eindringlinge an, deren Abſichten ſie nicht verſtanden.

Nicht genug: auch Finnland bekam die erbetene deutſche Unterſtützung. Im März und April landeten deutſche Land- und Seeſtreitkräfte in Finnland und reichten dem finniſchen Regierungsheer unter General Mannerheim die Hand. Vereint ſchlugen ſie am 3. Mai nach fünftägigem Gefechte die bolſchewiſtiſchen Aufrührer und zwangen ſie zur Kapitulation. Die Finnen waren dadurch in den Stand geſetzt, engliſch-franzöſiſche Streitkräfte, die längs der Murmanbahn nach Petersburg vorzudringen verſuchten, abzuwehren und ſomit die geplante Abſperrung des Bolſchewismus von der Entente durchzuführen.

Alles ganz ſchön — wenn wir's uns hätten leiſten können.

Aber was war denn in Wahrheit erreicht? Ein „bewaffneter Friede mit vielen Gefahrmomenten" — wie Ludendorff ſelber zugeben muß.

Wohl hatten mehr als 40 Diviſionen an die Weſtfront befördert werden können. Aber ungefähr die Hälfte der Truppen der ehemaligen Oſtfront, ungefähr 40 weitere Diviſionen, mehr als 1½ Millionen Mann blieben im Oſten feſtgehalten. „Die unendlichen Räume des Oſtens," meint Ludendorff, „brauchten gewiſſe Truppenmengen, wenn wir unſere Aufgaben ſo löſen wollten, wie die Kriegs- und Kriegswirtſchaftslage es verlangten."

Dieſe 40 Diviſionen im Weſten — und alles wäre anders gekommen.

Es bleibt eine offene Frage: ob ſie im Oſten entbehrlich geworden wären, wenn man Rußland und Rumänien gegenüber auf alle Annexionen verzichtet hätte. Wer dankt's uns, daß wir den Finnen, den Balten, den Litauern, den Ukrainern, den Georgiern gegen den Bolſchewismus Beiſtand geleiſtet, ſie vor dem roten Schrecken gerettet haben?!

Digitized by Google

Wir haben das Königreich Polen erst mit unserem Blute von der russischen Knute befreit und dann aufgerichtet: der Verlust des „Korridors", Westpreußens, Danzigs, Posens — Oberschlesiens sind Polens Quittung.

Es kann uns nicht verwehrt werden, uns die Frage vorzulegen, wie alles gekommen wäre, wenn die O.H.L. ihr Begehren nach militärischen Sicherungen im Osten für eine ferne, mögliche Zukunft den drängenden Forderungen der Gegenwart aufgeopfert — wenn sie sich begnügt hätte, den status quo ante im Osten gegen Rußland und Rumänien herzustellen, den Bolschewismus, die Polen, die Ukrainer und die übrigen Ostvölker sich selber überlassen und statt dessen unter Aufstellung eines Grenzschutzes an der alten deutsch-russischen Grenze ihre gesamte Streitmacht zum Entscheidungsschlag an die Westfront geworfen hätte ...

Furchtbar bittere Frage, deren Lösung im ewigen Dunkel des nie Geschehenen verborgen bleibt. Nur eins ist gewiß: wenn der Ausgang ein Gottesurteil ist — dann müssen wir aus ihm die unerbittliche Folgerung ziehen: so, wie man es gemacht, wie man uns geführt hat — so ist es bestimmt falsch gewesen.

9.

Und während die Fahnen der Verbündeten vom Finnischen Meerbusen bis zum Ostgestade des Schwarzen Meeres quer durch Rußland vorwärts flatterten, versank die Heimat — tragischer Treppenwitz des Schicksals! — in immer tiefere Zersetzung. Am gründlichsten in Österreich-Ungarn.

Die nachfolgende Darstellung will versuchen, aus der erschütternden Schilderung des in den Verhältnissen der Doppelmonarchie hervorragend sachkundigen Karl Friedrich Nowak die für das Verständnis der großen Zusammenhänge unerläßlichen Hauptlinien herauszuheben.

Der Tod Franz Josephs hatte nicht nur die längst erwartete und unvermeidliche Folge gehabt, den letzten Rest von Zusammengehörigkeitsgefühl in den Völkern der Donaumonarchie zu zerreißen — er hatte auch den Thron für einen Nachfolger freigemacht, dessen Charakter und ganze Persönlichkeit geradezu vom Schicksal auserkoren und berufen schien, den Zerfall Österreich-Ungarns und den Sturz der habsburgischen Dynastie durch die absolute Minderwertigkeit seines Wesens zu legitimieren. Es war schon über ein halbes Jahr her, seit Kaiser Karl zwei verhängnisvolle Schritte getan hatte, die das krampfhafte Bestreben verrieten, seiner Person und seinem Hause die menschlichen Sympathien der auseinanderstrebenden Völker zu sichern — und die das gerade Gegenteil erreichten. Sie hatten ihm nichts als Verachtung eingetragen. Diese beiden Schritte waren: die Einberufung des Reichsrats und der Erlaß einer allgemeinen Amnestie für politische Vergehen.

Franz Joseph hatte während des Krieges ohne den Reichsrat regiert. Sein Ministerpräsident Graf Stürgkh hatte das sehr bequem gefunden — bis die Kugel des sozialistischen Schriftstellers Friedrich Adler ihn hinweggerafft hatte. Um den gleichen Fehler zu vermeiden, hatte der junge Kaiser am 26. April 1917 den Reichsrat — nach dreijähriger Pause — einberufen. Er erntete keinen Dank. Er gab nur dem Freiheitswillen „seiner" Völker eine Stimme. Schon bei der

Digitized by Google

Reichsratseröffnung erhoben sich als erste die Tschechen gegen den „Dualismus" der Doppelmonarchie, in dem zwei Völker, das deutsche und das ungarische, zu Herrschern, die anderen 10 Völker aber zu unterdrückten Sklavenvölkern gestempelt seien. Zwar hielt die tschechische Deklaration noch an dem gemeinsamen Reich, der gemeinsamen Dynastie fest. Aber sie verlangte die Umwandlung des Gesamtstaates in ein Föderativreich von gleichberechtigten Nationalstaaten. Die Tschechen forderten für „ihren" Staat zunächst den unter ungarischem Zepter stehenden Bruderstamm der Slowaken ein. Sie verlangten aber auch „die historischen Grenzen unseres böhmischen Vaterlandes" — d. h. also die Einbeziehung des Stammes der Deutschböhmen in den neuen tschechoslowakischen Bundesstaat.

Nun war an den überlieferten Aufbau der Doppelmonarchie die Sprengpatrone gelegt. Der tschechischen Deklaration folgte eine südslawische: sie verlangte die „Vereinigung aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Gebiete der Monarchie zu einem selbständigen, freien, demokratischen Staatskörper" — vorläufig allerdings ebenfalls noch „unter dem Zepter der habsburgisch-lothringischen Dynastie".

Auch die Ukrainer, damals noch die Ruthenen genannt, meldeten nationale Ansprüche an.

Nur die Polen standen behaglich lächelnd abseits. Dem weißen Adler waren ja die Schwingen bereits gelöst ...

Der Reichsrat ging weiter. Er verweigerte für alle Regierungsakte, die während der Zeit seiner Nichteinberufung erfolgt waren, die verfassungsmäßig erforderliche nachträgliche Genehmigung, die „Indemnität". Das bezog sich vor allem auf die zahllosen Kriegsurteile — namentlich auf die politischen, welche die Führer der Nationalitäten durch langjährige Kerkerstrafen von ihrer Gefolgschaft getrennt hatten.

Der Kaiser wußte sich nicht anders zu helfen als durch ein „freiwilliges" Entgegenkommen: er befahl die Aufstellung eines Amnestiegesetzes. In kindlicher Unkenntnis der wahren Gesinnung seiner Völker, der Wucht der nationalen Energie, die hinter ihren Forderungen stand, bildete er sich ein, sie und ihre im Kerker schmachtenden Führer „durch Großmut rühren zu können". Er hatte sich schwer getäuscht: er hatte nur der Hydra ihre Köpfe zurückgegeben.

Das alles lag zur Zeit, als der große Umschwung im Osten der Gesamtlage den täuschenden Schein einer Entspannung gab, schon um dreiviertel Jahre zurück. Die Tschechen ließen sich durch diesen Schein nicht täuschen. Sie hielten sich an die offensichtlichen Anzeichen der Zerrüttung und des Niederganges, welche die Doppelmonarchie im Innern durchfieberten. Am 8. Januar 1918 warfen sie die Maske der Staatstreue und der dynastischen Loyalität ab. Ihre „Dreikönigsdeklaration" verlangte zur Bestimmung ihrer Staatszukunft die Entscheidung eines internationalen Forums. Mit einem Worte: sie riefen den Schiedsspruch der Entente an.

Vergebens versuchte der Ministerpräsident Seidler mit schönen Reden die offene Rebellion der Tschechen zur Ordnung zurückzurufen. Die innere Zersetzung der Monarchie war nicht mehr aufzuhalten.

Digitized by Google

10.

Und mit der politischen Zerrüttung unseres Verbündeten ging die soziale und moralische Hand in Hand. Die militärische mußte ihr folgen, sowie an Steile der Scheinerfolge offene Rückschläge traten.

Durch Österreich gespensterte der Hunger. Die als Unterstützungsaktion maskierte Okkupation der Ukraine sollte die Rettung bringen. Deutschland hatte die Verwaltung der Nordukraine, Österreich-Ungarn Südrußlands Ausbeutung übernommen. Das Ergebnis war nach Nowaks Berechnung, daß innerhalb der acht Monate vom Einmarsch der Verbündeten in die Ukraine bis zum Zusammenbruch an ukrainischer Zufuhr nach Österreich-Ungarn auf den Kopf der Bevölkerung — anderthalb Laib Brot und etwa zwei Kilogramm anderer Lebensmittel gekommen sind ... Dafür sind zwanzig deutsche Divisionen in der Ukraine festgelegt worden.

Der Hunger entfesselte seinen nächsten Spießgesellen, den Streik. Mitte Januar brach in Wien eine große Hungerrevolte aus. Sie konnte beschwichtigt werden, aber gleiche Erscheinungen in den Nachbarstädten folgten. In den Pulverfabriken häuften sich Sabotageakte — selbst Skoda in Pilsen, der „österreichische Krupp", hatte seinen Großstreik. Die Nahrungsmitteiunruhen arteten in Mord, Totschlag, Pogrom aus. Die Erschöpfung zermürbte den Volkskörper. Dabei herrschte in großen Teilen Ungarns noch behagliche Fülle. Aber Ungarn rückte für das Schwesterreich nichts heraus.

Diese fürchterlichen Zustände mußten endlich auch auf die Fronten zurückwirken. Schlimmer als alle Hetzpropaganda der Entente und der heimischen Umsturzparteien wirkte der Hunger der Heimat auf Urlauber und Nachwuchs.

Und die Quelle selber der militärischen Kraft, der Ersatz, begann zu versiegen und zu versagen. Indes man in Deutschland noch immer den letzten Mann „auszukämmen" bemüht war, die Ersatzbataillone ihrer Ausbildungspflicht nachkamen, flammte in Österreich-Ungarn bereits das Fieber der Meuterei empor. Der Hunger peitschte die Truppen auf. Entsetzliche Soldatenexzesse rasten durch manche Stadt der Monarchie. Das Maschinengewehr mußte die Meuterer dezimieren und zur Vernunft bringen.

Die Heimkehrer aus Rußland halfen die Zerrüttung der Heimat zur offenen Empörung steigern. Sie hatten die bolschewistischen Ideen aufgesogen und trugen sie in die Heimatkasernen. Die Desertion überstieg alle jemals vorgestellten Begriffe. Und die Heimat leistete Vorschub: der Krieg galt ihr bereits als Wahnsinn — als Narr, wer sich noch totschießen lassen mochte. So sprach man selbst in den deutschen, den ungarischen Reichsteilen — wie klang es erst in den slawischen?

11.

Und immer wieder müssen wir uns fragen: Und die deutsche O.H.L.? Hat sie denn von allen diesen Dingen nichts gewußt? Sich nicht klargemacht, daß der wichtigste unserer Verbündeten unmittelbar vor dem Zusammenbruch stand — nein, daß er schon mitten drin war?!

Digitized by Google

Wie sah es denn im eigenen Lande aus? Hier muß, statt einer Darstellung, welche die deutschen Zustände im Spätwinter 1917/18 ähnlich offenherzig beschreibt, wie die Nowaksche die österreichischen, Ludendorffs eigene Schilderung herangezogen werden. Sie liefert, wenn man berücksichtigt, daß sie die Verhältnisse jedenfalls eher zu rosig als zu schwarz darstellt, ein tief beklemmendes Bild der deutschen Lage — ein Bild, das die Erinnerung jener, welche diese Monate in der Heimat miterlebt haben, mit eigenem Gedächtnisinhalt ergänzen mag. Allerdings gibt Ludendorff selbst zu, er habe sich „von der noch vorhandenen Volksenergie ein zu günstiges Bild gemacht".

Dennoch stellt er vor allem das Sinken der Ersatzlage und der Qualität der Truppe fest. Wir hatten einen sehr hohen Ausfall an Deserteuren. „Ihre Zahl im neutralen Auslande, z. B. in Holland, belief sich auf viele Zehntausende. Noch viel mehr hielten sich sorglos in der Heimat auf, von ihren Mitbürgern stillschweigend geduldet, von den Behörden nach jeder Richtung hin unbelästigt." Aber auch an der Front wimmelte es von Drückebergern. „Sie fanden sich wieder ein, sowie der Kampf beendet war. Es war zur Regel geworden, daß Divisionen, die mit verzweiflungsvoll geringen Kräften aus der Schlacht kamen, nach wenigen Tagen an Kopfzahl wieder sehr erheblich günstiger standen."

Der Ersatz stockte. Im März 1918 standen nur noch „einige hunderttausend Mann" zur Verfügung. Über die moralische Verfassung der Rekruten wurde bitter geklagt.

Aber auch die Truppe selbst war nur noch „eine Miliz mit großer Kriegserfahrung".

Und die Heimat „war nicht mehr fähig, die Nerven des Heeres zu stählen; sie zehrte bereits an dessen Mark". — „Für die Kriegsfähigkeit der Heimat war nichts geschehen. Die Mißstände im Kriegswirtschaftsleben hatten sich mit jedem Tag verschärft." Die Regierung hatte nach Ludendorffs Auffassung die Verpflichtung, „durch kräftiges Zufassen die Ordnung in Deutschland aufrechtzuerhalten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Kriegsgeräteherstellung vorübergehend nachließ". Aber sie griff nicht ein. „In jenen Tagen ist die Revolution in Deutschland entscheidend gefördert worden." Das alles wußte Ludendorff. Aber er maß diesen Dingen „keine kriegentscheidende Bedeutung bei", denn: „sein Glaube an das deutsche Volk in seiner Gesamtheit war schließlich noch unerschüttert".

Etwas anders lauten die wenigen Notizen über Deutschlands innere Lage um die Jahreswende 1917/18, die der ehrliche Nowak seinem entsetzlichen Bericht über Österreich-Ungarn einstreut. In Berlin tauchte um diese Zeit zum ersten Male der Spartakusbund auf, der sich nach dem römischen Sklavenbefreier nannte. Dem König von Bayern meldete ein Flügeladjutant: „die Divisionen wiesen nur mehr die Ziffern von kriegsstarken Brigaden auf. Es seien Papierdivisionen." Die jungen Arbeiter, in den Munitionswerkstätten durch die riesigen Löhne des Hindenburgprogramms verdorben, zogen dem Frontdienst die Arbeitszeit in den Fabriken vor, denen die Zeit der Zechgelage folgte.

Digitized by Google

Flieger kommen!

Aber auch die innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland hatten sich nicht glücklich entwickelt. Wie in Österreich die Nationalitäten, so wüteten in Deutschland die Parteien gegeneinander und gegen die Regierung im Kampf um die Macht. Diesem Ansturm gegenüber stand der Reichskanzler Dr. Michaelis, ein ernster, tief religiös gestimmter Mann von höchstem Pflichtbewußtsein, aber ohne klare Stellung zu dem großen Problem des innerstaatlichen Umbaus des Reiches, machtlos gegenüber. In der ersten Reichstagssitzung, in der er auftrat, erklärte er sich bereit, die in der Friedensresolution vom 19. Juli niedergelegten Kriegsziele der Mehrheitsparteien zur Grundlage seiner Politik zu machen — aber mit dem berühmten Vorbehalt, „wie ich sie auffasse". Über diese vier Worte ist er nach wenigen Monaten Amtsdauer gestürzt. Die Mehrheitsparteien hatten von diesem Augenblick das Vertrauen verloren, daß er bereit sei, seine Politik „als der überzeugte und gewissenhafte Vollstrecker des Parlamentswillens" einzurichten. Seine Stellungnahme zur Papstnote, seine Weigerung, über Belgien verbindliche Erklärungen abzugeben, wirkte auf die Reichstagsmehrheit als Bestätigung dieses ihres Verdachtes, daß Michaelis im geheimen auf seiten der annexionistisch gesinnten Kreise stehe. Und diese wiederum waren nicht zufrieden, daß der Kanzler der Friedensstimmung großer Teile der Nation nicht offen entgegentrat.

Diese Unklarheit in der Stellung der Reichsregierung hatte zunächst nach außen die Wirkung, daß die Entente, aber auch die Neutralen zu der Auffassung gelangten, die Friedensresolution sei eine deutsche Perfidie gewesen — ein großer Bluff, bestimmt, die Welt darüber zu täuschen, daß die Friedensstimmung in Deutschland in Wahrheit höchstens bei einer Gruppe einflußloser Schwärmer vorhanden sei, daß aber das deutsche Volk geschlossen hinter dem Programm des Annexionismus stehe.

Nach innen wiederum gab diese Entwicklung den für Fortsetzung des Krieges bis zum Äußersten entschlossenen Kreisen die Möglichkeit, die ablehnende Haltung der Entente gegenüber der Friedensresolution und das Scheitern der päpstlichen Friedensaktion ausschließlich auf den bösen Willen der Feinde zu schieben. So wurde in Deutschland nicht erkannt und nicht anerkannt, daß es die zweideutige Haltung der deutschen Regierung war, welche den Feinden ein Recht gab, an eine Bereitschaft der maßgebenden Elemente Deutschlands zu einem der wirklichen inneren Kriegslage entsprechenden Frieden nicht zu glauben. Kurz darauf bewies die gemeinsame und erfolgreiche Offensive der Mittelmächte den Feinden, daß mindestens die O.H.L. fest entschlossen war, ihre Heere zum Endsiege zu führen.

Unter dem Eindruck dieser Erkenntnis geschah es, daß die Entente sich endlich zu einem Schritt entschloß, der lange geplant, doch aus Gründen der Rivalität und des Prestige, ganz ähnlich wie bei den Mittelmächten, immer wieder aufgeschoben worden war. Lloyd George, der geistige Führer des Feindbundes, hielt in Paris eine Rede, welche mit der ganzen Wucht seiner gewaltigen Persönlichkeit die Schwächen der bisherigen Kriegführung der Ententekoalition enthüllte. Unter dem Eindruck dieser brutalen Wahrheiten wurde am 11. No-

Digitized by Google

vember 1917 der Oberste Kriegsrat der Alliierten gebildet, der die ungeheure Machtfülle der Entente nun endlich zu einem einheitlichen Kriegsinstrument zusammenschmiedete.

Um dieselbe Zeit und aus derselben Stimmung heraus gab Frankreich sich ein neues Haupt. Georges Clémenceau, „der alte Tiger", ein fünfundsiebzigjähriger Greis von beispielloser Willenskraft und Entschlossenheit, wurde Ministerpräsident. „Den stärksten Mann Frankreichs" nennt ihn Ludendorff. Seine Erinnerungen an das „schreckliche Jahr" 1870/71 waren der Grundtrieb seines Lebens geworden. In ihm war der französische Revanchegedanke verkörpert. Er warf sich zu Frankreichs Diktator auf, wie Lloyd George längst Englands, Wilson Amerikas autokratische Alleinherrscher geworden waren. Dies Triumvirat der Gewaltigen riß Italien aus seiner gedrückten Stimmung auf, raffte die Kräfte aller Länder der Entente zu eiserner Entschlossenheit empor.

Derweil brach der bedauernswerte Michaelis unter dem Ansturm der Friedens- und Erneuerungsforderungen zusammen. Und der Kaiser gab ihm als Nachfolger einen Mann, der in jeder Hinsicht das genaue Gegenstück der starken Männer der Entente war. Der Graf Hertling war lange der geistige Führer der Zentrumspartei gewesen. Ein Mann der alten Schule, sehr gebildet, ja gelehrt, vorsichtig und diskret, der typische Diplomat — aber stark überaltert bis an die Grenze der beginnenden Unzulänglichkeit. Während des Krieges hatte er als Vorsitzender des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten die Politik Bethmanns, namentlich seine Gegnerschaft gegen den U-Boot-Krieg, unterstützt. Als Politiker aus dem Parlament hervorgegangen, stand er dem Gedanken der Vergrößerung der Parlamentsmacht sympathisch gegenüber. Er suchte auch sofort eine Stütze im Reichstag: er regte die Schaffung des Amtes eines Vizekanzlers an und ließ sich diesen vom Parlament vorschlagen. Der Erwählte der Reichstagsmehrheit war einer der Führer der Demokratie, der württembergische Abgeordnete Dr. v. Payer. Kühlmann als Reichsaußenminister blieb im Amt.

Das neue Kabinett verpflichtete sich dem Reichstage gegenüber zur Wiederaufnahme der Friedensbestrebungen auf Grund der Friedensresolution und der päpstlichen Friedensnote, auf Einführung des von der Krone feierlich versprochenen Reichstagswahlrechts in Preußen, auf Herbeiführung der Aufhebung der politischen Zensur und auf Abgrenzung der Zuständigkeit der Militärgewalt — also auf das Programm der Parteien des politischen Fortschritts. Dabei war Graf Hertling seiner inneren Gesinnung nach eigentlich ein Mann der konservativen Weltanschauung. Seine Stellung zu den Forderungen einer staatlichen Erneuerung konnte unmöglich von geistigen Vorbehalten frei sein. Er nannte sich den „Versöhnungskanzler". Aber die hohe Überlegenheit, die ein solches Amt erfordert hätte — die besaß er nicht. Noch weniger auch nur einen Bruchteil der Größe und Kraft, welche die Führer des Feindbundes beseelte.

Ist es nicht grauenvoll, erkennen zu müssen, daß bei allen kämpfenden Völkern des Weltkrieges mächtige Führerpersönlichkeiten erstanden waren, in denen sich der Gesamtwille der Nation ohne Rest, ja fast ohne Widerspruch verkörperte — bis zu den Bratianu und Venizelos herab — und daß nur unser unglückliches Vaterland dieses rettenden Mannes entraten mußte?!

Digitized by Google

Denn um die Wende zum Jahre, da unser Schicksal sich erfüllen sollte, war dies eine jedem Tieferblickenden klar: die Hoffnung auf den Retter hatte getrogen.

Noch schaute die Armee, schauten große Teile des Volkes zu dem Doppelgestirn Hindenburg-Ludendorff als zu den militärischen Rettern auf. Aber das, was das deutsche Volk tiefinnerst brauchte — was alle Völker der Entente an ihren aus dem Krieg ihnen erwachsenen Führern besaßen: das waren sie nicht — konnten es nach Erziehung und Weltanschauung nicht sein. Ihr so oft bekundetes Vertrauen, ihr Glaube an das deutsche Volk war eine Phantasie — ein Märchen aus längst vergangenen Tagen. Sie, die von Millionen täglich das freudige Opfer ihres Lebens als selbstverständlichen Tribut für den „Altar des Vaterlandes" verlangten, haben sich niemals die Frage vorgelegt, ob denn die, welche opfern sollten, auch noch glaubten — glauben konnten... Ob das Vaterland, das sie verteidigen sollten, ihnen denn wirklich das Vaterland ihrer Träume war — für sie gleichbedeutend war mit Atmen und Leben selber ... Und als sie erkannten, daß für Millionen unter jenen Menschen, die sie täglich in den Tod schickten, dieses Vaterland, wie es war, kaum mehr eine ehrwürdige Reliquie, ganz bestimmt aber nicht die Grundlage ihres Wesens, Wollens und Hoffens bedeutete — da verzweifelten sie nicht nur an diesen Millionen, in denen sie Verhetzte, Meuterer, Rebellen, Wahnsinnige oder Verbrecher erblickten — sie verzweifelten auch am Volksganzen.

13.

Wir Deutschen, die wir uns immer soviel darauf zugute getan hatten, die Seele fremder Völker zu verstehen — wir hatten keine Ahnung gehabt, wie die fremden Völker über uns dachten. Wir hatten ihre Sprache, ihre Marktbedürfnisse — und allenfalls ihre Literatur gekannt. Ihr politisches Wesen und Streben, ihr Denken vom Staat und vom Verhältnis des Einzelnen zu ihm — das alles war uns völlig unbekannt geblieben. Wir hatten keine Ahnung gehabt, wie fremd und erstaunt die Völker der Erde vor unserem seltsamen Übergangsstaat gestanden hatten — diesem Notbau aus Trümmerstücken vergangener, gegenwärtiger und künftiger Welten. Daß wir in dieser Verworrenheit überhaupt hatten leben können — das war die Quelle ihres ewigen Staunens, ihres Mißtrauens, ihrer Verachtung und ihres Hasses gewesen. Daß dieses Monstrum von Staat vor dem Kriege nicht, wie Österreich-Ungarn und Rußland, Verfallssymptome gezeigt hatte, sondern durch das doppelte Band seines Heerwesens und einer unerhörten wirtschaftlichen Entwicklung zusammengehalten wurde — das hatte die fortgeschritteneren Völker mit ewigem Argwohn, mit immer neuer Verblüffung erfüllt.

Nun hatte der Krieg unseren Wirtschaftsorganismus zertrümmert, das Gefüge unseres Friedensheeres gelockert, Hunderttausende der besten Vertreter der alten Soldatengesinnung und monarchischen Treue unter den Rasen gebracht — nun traten die Risse und Sprünge unverhüllt zutage. Und weit besser, als wir unsere Feinde, kannten und verstanden sie nun uns. Früher hatten sie fassungslos vor der gleißenden Fassade unseres Machtstaates gestanden. Nun sahen sie es, sie sahen es nun deutlich: Wir fielen auseinander ...

Digitized by Google

Und was das Entsetzlichste war: auch die Männer, vor deren Schwert unsere Feinde zitterten — sie hatten sich unzweideutig nach innen als Elemente des allgemeinen Zersetzungsprozesses erwiesen. Sie standen nicht hoch über den politischen Parteien — sie mußten ihrer ganzen Geistesrichtung und Standeszugehörigkeit nach auf seiten einer bestimmten Gruppe stehen — und zwar nicht auf seiten derjenigen, deren Auffassung vom Staate dem großen Strom der zeitgenössischen Weitentwicklung entsprach — sondern auf der Seite des absterbenden, von der Mehrheit der Nation aufgegebenen und abgelehnten Obrigkeitsstaates ... Mit dieser Erkenntnis hatte auch der Name Hindenburg-Ludendorff, wie er für große Teile der deutschen Nation die sammelnde und rettungverheißende Kraft verloren hatte, für unsere Feinde seine Schrecken verloren.

Wenn noch ein Zweifel gewesen wäre, daß unsere Feinde den Endsieg, unseren sich unweigerlich nähernden Zusammenbruch, seine innere Notwendigkeit, seine zwangsläufigen Gründe sahen — er hätte schwinden müssen, als der geistige Wortführer der Entente, als Präsident Wilson am 8. Januar 1918 in einer Ansprache an den Kongreß der Union „das Programm des Weltfriedens, nach unserm Dafürhalten das allein mögliche Programm" entwickelte. Es war in den berühmten „Vierzehn Punkten" zusammengefaßt.

Dies Dokument ist von so grundlegender Bedeutung, daß es hier in seinem vollen Wortlaut aufgenommen werden muß. Wilson stellte folgende Forderungen auf:

I. Öffentliche und öffentlich zustande gekommene Friedensverträge, denen keine geheimen internationalen Vereinbarungen irgendwelcher Art folgen dürfen. Die Diplomatie soll immer offen und vor aller Welt getrieben werden.

II. Vollkommene Freiheit der Schiffahrt auf See außerhalb der Hoheitsgewässer im Frieden wie im Krieg, mit Ausnahme jener Meere, die ganz oder teilweise durch eine internationale Handlung, zwecks Durchsetzung internationaler Verträge, geschlossen werden.

III. Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken, soweit sie möglich ist, und Herstellung gleicher Handelsbedingungen unter allen Staaten, die sich dem Frieden anschließen und sich zu seiner Aufrechterhaltung vereinigen.

IV. Austausch angemessener Bürgschaften dafür, daß die Rüstungen der Völker auf das niedrigste, mit der inneren Sicherheit zu vereinbarende Maß herabgesetzt werden.

V. Freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche unter strenger Beobachtung des Grundsatzes, daß bei der Entscheidung aller solcher Souveränitätsfragen die Interessen der betroffenen Bevölkerung gleiches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Ansprüche der Regierung, deren Rechtsanspruch bestimmt werden soll.

VI. Räumung des ganzen russischen Gebiets sowie Regelung aller Fragen, die Rußland betreffen, so daß die beste und freieste Zusammenarbeit der anderen Weltvölker ihm zu einer unbeeinträchtigten und unbehinderten Gelegenheit verhilft, seine eigne politische Entwicklung und nationale Politik unabhängig zu bestimmen, und ihm eine herzliche Aufnahme in die Gesellschaft freier Nationen unter selbstgewählten Staatseinrichtungen sicher ist; und nicht nur das, sondern auch Beistand jeder Art, den es brauchen und selber wünschen mag. Die Behandlung, die Rußland in den nächsten Monaten von seinen Brudervölkern zuteil werden wird, wird der Prüfstein ihrer guten Absichten, ihres Verständnisses für seine Bedürfnisse, auch wo sie von ihren Interessen abweichen, und ihres verständigen und selbstlosen Mitgefühls sein.

VII. Belgien muß, worin die ganze Welt übereinstimmen wird, geräumt und wiederhergestellt werden, ohne jeden Versuch zur Beschränkung seiner Souveränität, die es in gleicher Weise wie alle andern freien Nationen genießt. Wie keine andere einzelne Handlung wird diese dazu dienen, unter den Völkern das Vertrauen

in die Rechte wiederherzustellen, die sie selbst sich zur Regelung ihrer Beziehungen untereinander gesetzt haben. Ohne diesen heilenden Eingriff sind Bau und Geltung des Völkerrechts für immer erschüttert.

VIII. Alles französische Gebiet sollte befreit und die besetzten Teile wiederhergestellt, das Unrecht aber, das Frankreich von Preußen im Jahre 1871 in Elsaß-Lothringen zugefügt wurde, und das fast ein halbes Jahrhundert den Weltfrieden gestört hat, sollte wieder gutgemacht werden, damit der Friede im Interesse aller wieder gesichert wird.

IX. Eine Berichtigung der Grenzen Italiens nach dem klar erkennbaren nationalen Besitzstand sollte durchgeführt werden.

X. Den Völkern Oesterreich-Ungarns, deren Platz unter den anderen Nationen wir gewährleistet und sichergestellt zu sehen wünschen, müßte freiester Spielraum zu selbständiger Entwicklung gegeben werden.

XI. Rumänien, Serbien und Montenegro sollten geräumt und die besetzten Gebiete zurückerstattet werden; Serbien sollte einen freien und sicheren Zugang zur See erhalten, und die Beziehungen der Balkanstaaten zueinander sollten durch freundschaftliche Verständigung auf den geschichtlich feststehenden Linien der Zugehörigkeit und des Volkstums bestimmt werden; auch müßten völkerrechtliche Sicherungsverträge über die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des Gebiets der Balkanstaaten gegeben werden.

XII. Den türkischen Teilen des gegenwärtigen Osmanischen Kaiserreichs sollte unbedingte Selbständigkeit gesichert werden. Aber den anderen Nationalitäten, die jetzt unter türkischer Herrschaft stehen, sollte völlige Sicherheit des Lebens und ganz ungestörte Gelegenheit zu selbständiger Entwicklung gesichert werden; die Dardanellen sollten als freie Durchfahrt den Schiffen und dem Handel aller Nationen unter völkerrechtlichen Bürgschaften dauernd geöffnet werden.

XIII. Ein unabhängiger polnischer Staat sollte errichtet werden, alle Länder, die von einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung bewohnt sind, umfassen und einen freien sicheren Zugang zur See erhalten. Seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und die Unverletzlichkeit seines Gebiets sollte durch völkerrechtlichen Vertrag gewährleistet werden.

XIV. Es muß eine allgemeine Vereinigung der Völker unter bestimmten Vertragsbedingungen gebildet werden, um großen wie kleinen Nationen gleichermaßen ihre politische Unabhängigkeit und die Unverletzlichkeit ihres Gebiets zu gewährleisten.

Es darf heute nicht verkannt werden, daß dieses Programm, das in späteren Wilsonreden noch durch Zusätze erweitert wurde, große, auf der Entwicklungslinie der modernen Staatsauffassung liegende Gedanken enthält.

Es ist zunächst ein Bekenntnis zum Gedanken des Nationalstaates im Gegensatze zum Nationalitätenstaat. Es enthält somit eine offene Absage an das staatliche Wesen der Doppelmonarchie und der Türkei. Daß die Erkenntnis, wie sehr diese Absage auch Rußland als Staatsganzes verneinte, bei Wilson damals noch nicht klar durchgedrungen war, liegt an den eigentümlichen Verhältnissen des Reiches, dessen Zusammensetzung aus über hundert wesensverschiedenen Nationalitäten vor der Revolution durch die Macht der zarischen Autokratie, seitdem durch die nivellierende Flut der bolschewistischen Internationalismen

und endlich durch die asiatische Ferne und Verschwommenheit der inneren Struktur des Russischen Reiches noch verschleiert war. Das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" ist nichts anderes als eine Formel für das Recht auch der kleinsten nationalen Gruppierungen, ihren Staatsaufbau nach eigenem Ermessen statt unter dem Druck von „Herrenvölkern" zu gestalten. Es ist die Übertragung des demokratisch-revolutionären Grundsatzes der „égalité", der Gleichheit, von den Einzelmenschen auf die Volksindividualitäten.

Diesen Grundsatz konnte Deutschland als Ganzes ohne weiteres anerkennen. Ist doch die Geschichte seines eigenen Zusammenschlusses als Volkspersönlichkeit nichts anderes als ein Bekenntnis zu eben diesem Grundsatz.

Aber freilich: Deutschlands Entwicklung hatte es mit sich gebracht, daß seine Grundeigenschaft als Nationalstaat nicht ganz ungetrübt erschien. Aus früheren Geschichtsepochen umschloß Deutschland in seinen Grenzprovinzen ein paar Einsprengsel fremden Volkstums. Und diese Grenzstriche mußten der Gegenstand des Streites im einzelnen werden.

Im Verlauf der mittelalterlichen Geschichte hatten die Völker sich in den Grenzmarken stark vermischt. Zumal da, wo tatsächlich das Schwert eingegriffen und Völkerschaften von minderer Widerstandskraft unter die Botmäßigkeit stärkerer Machtkomplexe gebeugt hatte. Das war der Fall hinsichtlich der aus dem Bestande des alten Königreichs Polen stammenden Gebiete. Diese waren durch den glatten Gewaltakt der polnischen Teilungen, nach damaliger Staatsauffassung von Rechts wegen, an Preußen gekommen. Politisch und rechtlich lag also der Fall Polens ganz analog dem der Unterjochung der „Rajavölker" des Orients durch die Türkei.

Anders lag die Frage, wenn man sie vom Standpunkt der Kultur betrachtete. Während die Türkei den unterjochten Völkern nichts als brutale Vergewaltigung gebracht hatte, durfte Preußen-Deutschland sich rühmen, seine polnischen Provinzen mit allen Errungenschaften seiner westlichen Kulturarbeit reichlich ausgestattet zu haben nach dem Goethewort: „Erwirb es, um es zu besitzen." Hier nur dem ethnographischen Gesichtspunkt und damit dem Selbstbestimmungsrecht der kulturell unvergleichlich niedriger stehenden Bevölkerungsmehrheit die allein ausschlaggebende Bedeutung beizumessen, bedeutete eine Vergewaltigung des Kulturgedankens, eine Verneinung von fünfviertel Jahrhunderten einer beispiellos ergiebigen Kulturleistung.

Noch weit verwickelter lag das elsaß-lothringische Problem. Hier lag, politisch betrachtet, eine zweimalige Gewalttat vor. Die erste hatte die beiden Grenzlande von Deutschland losgerissen, die zweite sie Frankreich wieder entrissen und mit Deutschland wieder vereinigt. Das erste war also eine Annexion, das zweite eine „Desannexion" gewesen.

Wenn die Franzosen behaupteten, gerade sie beabsichtigten bei ihrem Streben nach Wiedergewinnung der „geraubten" Provinzen eine Desannexion, so war das vom politisch-militärischen Standpunkt falsch. Schwieriger lag das Problem, wenn man es vom kulturellen Standpunkt aus betrachtete.

Denn unleugbar hatten das Elsaß und Lothringen während der 190 Jahre ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich eine innere politisch-kulturelle Entwicklung durchgemacht, die sie, der ethnographischen, der rassischen Verschiedenheit zum

Digitized by Google

Trotz, durch sehr starke geistige Bande an Frankreich gekettet hatte. Um nur das Wesentlichste hervorzuheben: die beiden Gaue hatten mit Frankreich und als seine Glieder die Revolution von 1789 erlebt und begeistert aufgenommen. Sie waren dem Gedanken des monarchischen Obrigkeitsstaates schon bei ihrer Wiedereinverleibung in das neuerstandene Deutsche Reich entfremdet — sie waren republikanisiert.

Nach politischer Vorgeschichte und ethnographischer Grundlage gehörten die Reichslande zum Deutschen Reich. Ihre „Mentalität" war lebhaft bestritten und nach 47 Jahren Zugehörigkeit zum alten Mutterland in einer Gärung und Trübung begriffen, die allerdings durch das Kriegsschicksal wieder eine starke Veränderung im Sinne mindestens der Abneigung gegen Deutschland erfahren hatte.

Wenn irgendwo ein typischer Fall vorlag, in dem nach Wilsons Grundanschauung die Entscheidung dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker" hätte überlassen werden müssen — dann war er in der elsaß-lothringischen Frage gegeben. Was den Serben, Kroaten, Slowaken zugebilligt wurde, durfte den Elsaß-Lothringern nicht versagt werden — das Recht, selber zu bestimmen, was sie künftighin sein wollten — Reichsdeutsche — Franzosen — oder vielleicht noch ein Drittes — wie einstmals die Schweizer und die Niederländer.

Freilich — dieses Verlangen zu stellen waren nur sie selber, nicht Deutschland berechtigt. Es hatte ja 1871 auch nicht gefragt. Es hatte, was das Schwert ihm entrissen hatte, mit dem Schwert wieder genommen — ohne zu fragen, ob nicht zwischen den zwei Gewaltakten mit den hinüber- und herübergezerrten Menschen entscheidende Veränderungen vorgegangen seien.

Wenn also Wilson im Punkte Elsaß-Lothringen nur von „Wiedergutmachung des Frankreich 1870 zugefügten Unrechts" sprach, so war erstens Frankreich 1870 überhaupt kein Unrecht zugefügt, sondern nur ein von Frankreich begangenes Unrecht gesühnt worden — und zweitens hatte Wilson, indem er die Wünsche der Elsaß-Lothringer zu erwähnen vergaß, in sein eigenes Werk die Unfolgerichtigkeit hineingetragen, welche später von Frankreich begierig aufgegriffen und durch Versailles in die Tat umgesetzt worden ist.

Wenn schließlich Wilson öffentliche Friedensverhandlungen, Abschaffung der Geheimverträge und der Geheimdiplomatie, Freiheit der Meere in Frieden und Krieg, Freihandel und offene Tür — soweit möglich — Einschränkung der Kriegsrüstungen, Ausdehnung des Selbstbestimmungsrechts auch auf die Kolonialvölker, Aufrichtung eines Weltvölkerbundes verlangte, so stellte er damit ein buntes Bukett idealer Forderungen zusammen, deren Verwirklichung im Zeichen des Weltkrieges noch einer ferneren Zukunft vorbehalten schien. Neben eminent praktischen, einer unmittelbaren Lösung im Anschluß an die Beendigung des Weltkrieges bei allseitigem guten Willen zugänglichen Vorschlägen steckte in Wilsons allgemeinen Forderungen ein gutes Stück professorenhafter Ideologie.

Dennoch: ein Weg ins Freie tat sich auf. Ein Weg freilich, den die Mittelmächte niemals beschreiten konnten, ohne sich für völlig besiegt zu erklären. Denn sie bedeuteten: für Bulgarien den Verzicht auf die nationalen Aspirationen, für die es in drei blutigen Kriegen die Blüte seiner Volkskraft geopfert hatte. Für die Türkei und für die Doppelmonarchie schlechtweg den Verzicht auf die

Digitized by Google

nationale Existenz — das politische Harakiri. Und für Deutschland: soweit Elsaß-Lothringen in Frage kam, bei wirklicher Anwendung der Wilsonschen Prinzipien die bedingungslose Auslieferung des Siegpreises von 1870/71 an den guten Willen der Bevölkerung der beiden Provinzen — wenn es überhaupt dazu kam, und nicht, in Abweichung vom Prinzip des Selbstbestimmungsrechts, die unbedingte Rückgabe an Frankreich gefordert werden würde. Und ferner, soweit die vormals polnischen — und wohl auch die nicht erwähnten vormals dänischen — Gebietsteile und darüber hinaus die niemals nationalpolnisch gewesenen, aber zum Teil von polnischer Mischbevölkerung bewohnten Gebietsteile in Frage kamen: eine Abtretung wirtschaftlich für das Reich völlig unentbehrlicher, im kulturellen Oberbau ihm völlig einverleibter Provinzen ...

Dies Programm war für die belagerte Feste nur annehmbar, wenn sie sich als völlig bezwungen bekennen mußte.

Daß aber dieses Programm an solcher Stelle, aus solchem Munde, mit solcher Geste von dem Sprecher der feindlichen Koalition überhaupt verkündet werden konnte, das war für jeden unbefangenen Beurteiler das unzweideutige Anzeichen, daß die Feinde nicht nur entschlossen waren, den Sieg unter Aufgebot ihrer ganzen, schlechthin unbegrenzten Kraft zu erzwingen — nein, daß sie auch die Überzeugung hatten, ihn erzwingen zu können — ja, unmittelbar vor seiner Erzwingung zu stehen.

Es war ein erschütternder Gedanke, daß die Mittelmächte solcher Siegessicherheit der ganzen gegen sie verbündeten Welt gegenüber keine andere Bürgschaft mehr besaßen, als das Wort zweier Männer, die vor anderthalb Jahren vom grenzenlosen Vertrauen der vier Völker auf den Schild gehoben worden waren — und von denen doch nachgerade schon der halbwegs Urteilsfähige erkannt haben mußte, daß sie zwar weitaus die beiden bedeutendsten Heerführer aller im Kriege befangenen Nationen waren — —

Nicht weniger — aber auch nicht mehr. Jedenfalls aber nicht „die Retter".

Viertes Buch

Der letzte Ausfall

Erstes Kapitel

Rückenfreiheit

Die ungeheure Welttragödie ist in die Entscheidung hineingewachsen. Vom 21. März bis zum 9. November 1918 werden wir nur noch eine einzig lückenlos zusammenhängende Kriegshandlung von nie zuvor erträumten Ausmaßen erleben — ein Elementarereignis von phantastischem Umfang und weltumwälzender Wucht. Das erhabenste und grauenvollste Schicksal, das jemals in Blut und Flammen über die Menschenerde dahingebraust ist.

Niemals haben auf den Schultern zweier Menschen solche Bergeslasten von Verantwortung geruht als auf jenen des Heldenpaares Hindenburg-Ludendorff, da sie ihr Volk in die Entscheidungsschlacht des Weltkrieges hineinführten — in dies eine, einheitliche, gewaltige Ringen, das vom Tage des Frühlingsbeginns bis in die Herbstschauer mit einigen Atempausen, doch ohne eigentliche Unterbrechung weitergewütet hat, Tag und Nacht, Monat um Monat, über den Wechsel dreier Jahreszeiten hinweg.

Die erste große Frage, die sich vor den deutschen Dioskuren um die Jahreswende auftat, war die grundsätzliche: Defensive oder Offensive? Durfte die seit drei Jahren umstürmte Festung noch einen Ausfall wagen? Oder blieb ihr nichts mehr anderes übrig als dies: sich auf die Verteidigung zu beschränken?

Denn um mehr als um einen bloßen Ausfall konnte es sich überhaupt nicht handeln. Wohl war die Rückenfreiheit erkämpft — ein gleichzeitiger Sturm

aus Norden, Osten, Süden war nicht mehr zu besorgen. Den Angriff auf die Seefront hatte England durch seine Minensperre sich selber verbaut, übrigens ja auch nie die leisesten Ansätze eines solchen versucht. Die östlichen Gegner waren seit dem Vorrücken der Mittelmächte im Osten endgültig lahmgelegt, und damit auch ein erfolgversprechender Vorstoß der Orientarmee gegen Bulgarien bis auf weiteres völlig außer Bereich der Denkbarkeit gerückt. Nur die entferntesten Außenwerke im Südosten standen unter fortschreitender Bedrohung, und die Kräfte des Bundesgenossen, der sie zu halten hatte, waren dem Versiegen nahe.

Dafür aber stand es andererseits außer Frage, daß der Versuch der Eingeschlossenen, auf der Seefront die würgende Blockade zu brechen, als gescheitert anzusehen war. Wenn überhaupt von einem Angriff, richtiger einem Ausfall noch die Rede sein konnte, so war dies eine gewiß: das Landheer würde ihn zu führen haben. Wenn der 1. Februar 1917 den Übergang der strategischen Offensive vom Feldheer auf die Marine gebracht hatte — die Entwicklung des Jahres 1917 hatte die letzte Möglichkeit eines Ausfalls mit operativem Endziel in die Hand der Armee zurückgezwungen.

Eines Ausfalls — obwohl zur Stunde eigentlich nur noch eine Front — die bis nach Italien hinein verlängerte Westfront, bestand. Die Rückenfreiheit war zwar militärisch bis zu einem gewissen Grade vorhanden — politisch und vor allem wirtschaftlich blieben die Mittelmächte eingekreist. Nur der Umfang des Rayons hatte sich nach Osten erweitert, war über den Bannkreis der ehemaligen Schützengräben ins Grenzenlose der unermeßlichen Räume des Ostens hinausgerückt. Aber wären auch die Eingeschlossenen bis zur fernsten Ostmark des niedergebrochenen Zarenreiches vorgedrungen — sie hätten jenseits wieder die Blockade vorgefunden, die sie vom Weltmeer absperrte und von jeder Aussicht auf Rettung — auf Entsatz. Nur ihre Versorgungsbasis hatten sie erweitert — aber auf Gebiete hinaus, die von ihren ehemaligen Feinden bewohnt, vom Krieg zerfressen und ausgelaugt, vom Gifte des Bolschewismus durchseucht waren.

Der Dreifrontenkrieg war beendet, die Belagerung nicht.

Also — Ausfall oder bloße Verteidigung — so stand die Frage.

Die O.H.L. hatte die Fortdauer der Verstrickung klar erkannt. Ja, als sie im Oktober 1917 die ersten grundlegenden Betrachtungen über die Fortführung des Krieges für den Winter und den kommenden Frühling anstellte, da stellte sie an die Spitze ihrer Erwägungen die Leitsätze:

> „Wollen wir uns keinen Trugschlüssen hingeben, so müssen wir damit rechnen, daß der Zusammenhalt der Entente den Winter übersteht, daß Rußland nicht abfällt und damit auch weiter erhebliche Teile unserer Kräfte im Osten bindet. Wir müssen ferner damit rechnen, daß mit Beginn des Frühjahrs 1918 die Amerikaner dem Westkriegsschauplatz beträchtliche Kräfte zugeführt haben werden (10 bis 15 Divisionen)."

Während der erste dieser Sätze die Lage mit völliger Klarheit umreißt, legt der zweite auch schon den Finger auf den wichtigsten Punkt, der für ihre Beurteilung ausschlaggebend werden mußte:

Die Lage der Mittelmächte, so furchtbar ernst sie trotz des Ausscheidens der Ostgegner ohnehin schon war, könnte und würde sich in naher, in nächster Zukunft nicht mehr nennenswert verbessern — sie würde sich bestimmt und verhängnisvoll verschlimmern — wenn man nicht handelte.

Der gegenwärtige Augenblick — Rückenfreiheit in militärischer, einige Erleichterung in wirtschaftlicher Beziehung — war für ein Handeln der günstigste — aber auch der letzte Augenblick, in dem eine Rettung überhaupt noch im theoretischen Bereich der Möglichkeit lag.

Im theoretischen — ob auch im praktischen?!

„Die Gegner", meint Hindenburg, „konnten, wenn wir sie nicht angriffen, den Krieg noch jahrelang hinziehen, und wer unter ihnen nicht hätte mittun wollen, würde durch die anderen einfach gezwungen worden sein. Ein allmählicher Erschöpfungstod war, nachdem wir die Gegner nicht vor einen solchen stellen konnten, zweifellos unser Los. Auch wenn ich das jetzige Unglück meines Vaterlandes vor Augen habe, trage ich die felsenfeste Überzeugung, daß ihm das Bewußtsein, die letzte Kraft an sein Dasein und seine Ehre gesetzt zu haben, mehr zu seinem inneren Aufbau nützen wird, als wenn der Krieg in einem allmählichen Ermatten bis zur Kraftlosigkeit geendet hätte. Dem Schicksal, das es jetzt tragen muß, wäre es doch nicht entgangen, wohl aber würde ihm der erhebende Gedanke an ein unvergleichliches Heldentum fehlen."

Es entspricht der heroischen Gesinnung eines aus der preußischen Heeresschule hervorgegangenen Mannes, daß er „Gegenwehr bis zum letzten Hauch" als ein Gebot der nationalen Ehre und Würde auffaßt — ja, daß er sogar den „ehrenvollen Untergang" dem ruhmlosen Versinken in Sklaverei und Schande vorzieht. So kann der einzelne, so konnte ein kleines Volk von Wanderern und Kriegern wie einstmals Tejas Ostgoten denken. Der „ehrenvolle Untergang" eines Heeres von hunderttausend Mann ist noch allenfalls vorstellbar — schon der eines Heeres von damals 4,8 Millionen Mann ist es nicht, geschweige denn die Vision des ehrenvollen Unterganges von vier großen Reichen und Völkern. Ein Feldherr, hinter dessen Entschlüssen eine Bevölkerung von 200 Millionen Menschen steht, darf nicht mit der Vorstellungswelt eines Leonidas und seiner 300 Spartaner arbeiten. Er darf die hinter ihm stehende menschliche Gesamtheit nicht zu solcher Ausdehnung der Widerstandsleistung aufpeitschen, daß nach dem unvermeidlichen Ende ihrer Kraft für sie eine Möglichkeit der physischen Weiterexistenz überhaupt nicht mehr besteht. Die Übertragung des Ehrenkodex des deutschen Offiziers auf Millionenvölker ist nicht zulässig. Für den einzelnen ist mit seinem persönlichen Heldentode Qual und Glück, Pflicht und Wunsch zu Ende. Millionenvölker stehen unter anderen, unter unvergleichlich viel verwickelteren Lebens- und darum auch Sittengesetzen. Im schlimmsten Falle müssen sie auch Zeiten des Rück- und Niederganges, der Schande, ja selbst der Sklaverei in den Kauf nehmen. Sie sind zählebiger als das Individuum — ja, sie sind unsterblich. Wer sie zwingt, „bis zum letzten Hauch" weiterzukämpfen, der rettet sie nicht vor Schmach und Zusammenbruch — aber er erschöpft ihre Kraft bis über das Maß hinaus, das ihnen noch die Möglichkeit eines leidlich geordneten Weiterlebens beläßt.

Es ist in tiefstem und furchtbarstem Ernste die Frage aufzuwerfen, ob das Maß von Opfern, das Hindenburg und Ludendorff ihrem Volke zugemutet haben, die Anforderungen der nationalen Ehre nicht übertroffen habe.

Digitized by Google

Ein deutscher Dichter sprach das herrliche Herrenwort:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Aber: hatte die deutsche Nation das nicht bereits getan?! War der dreiundeinhaldjährige Heldenkampf, der hinter uns lag, noch nicht Beweises genug, wie heilig uns allen, allen unsere nationale Ehre war?! Bewies das Opfer jedes fünfzehnten Manneslebens nicht bereits ein Maß von Hingebung, wie es nie zuvor erhört ward auf Erden?!

Gewiß: im wörtlichen Sinne hatten wir noch nicht „unser Alles" an unsere Ehre gesetzt. Noch hatten wir den Feind außer Landes gehalten. Noch standen — nach dem Verlust von anderthalb Millionen Toten neben den Hunderttausenden von kampfunfähig gewordenen Krüppeln, an der Front vierundeinhalb Millionen waffenfähiger Männer, waren an unverbrauchtem Ersatz daheim noch die 250 000 siebzehnjährigen Knaben des Jahrgangs 1900, ließen sich „aus der Etappe und den besetzten Gebieten und aus den für die Heimatindustrie Reklamierten noch insgesamt 180 000 kriegsverwenddare Mannschaften freimachen" (Volkmann, S. 157), noch stand zu erhoffen, daß alimonatiich 60 000 Mann Wiedergenesene der Front wieder zuwachsen würden. Aber dieser guten halben Million möglichen Nachschubs stand ein bestimmt zu erwartender Monatsabgang von 160 000 Mann gegenüber: also dieser Ersatz würde in den ersten drei Kampfmonaten des Jahres 1918 aufgezehrt sein, und dann würde es nicht mehr möglich sein, die Lücken, welche der Ausfall reißen müßte, noch weiter aufzufüllen.

Und unsere Feinde? Täglich landeten Dampfer um Dampfer an Frankreichs Küste, und ihnen entstieg die jugendstrotzende Manneskraft der nordamerikanischen Hundertmillionen-Republik ... vom weißen und farbigen Nachwuchs der beiden größten Kolonialvölker der Erde ganz zu schweigen ...

Oh, eine furchtbare Verantwortung übernahmen die zwei Männer, als sie sich anschickten, noch einmal das gräßliche Würfelspiel der modernen Riesenschlacht zu wagen. Eine Kraft des Glaubens muß in ihren Herzen gewohnt haben, der wir auch dann unsere Bewunderung nicht versagen können, wenn wir uns gestehen müssen, daß sie auf einem ungeheuren, einem tragischen Irrtum beruhte ... Wie war solche Kraft überhaupt möglich?

„Die Antwort", sagt Hindenburg, „ist leicht zu erteilen, aber schwer zu erklären; sie ist ausgesprochen in dem Worte: „Vertrauen". Nicht Vertrauen auf einen glücklichen Stern, auf vage Hoffnungen, noch weniger das Vertrauen auf Zahlen und äußere Stärken; es war das Vertrauen, mit dem der Führer seine Truppen in das feindliche Feuer entläßt, überzeugt, daß sie das Schwerste ertragen und das Unmöglichscheinende möglich machen werden."

Und Ludendorff selber gibt zu: „Allerdings machte ich mir von der noch vorhandenen Volksenergie ein zu günstiges Bild."

Es widerspricht dem Empfinden des Erzählers, das furchtbar herbe Urteil, das die Soldaten über ihr Volk aussprechen, zu unterschreiben. Er, selbst in Empfinden und Bewährung Soldat durch und durch — er fühlt sich zur Verteidigung seines Volkes gegen das Verdammungsurteil der Nur-Soldaten verpflichtet. Aber er hält es für wesentlich und notwendig, die Gefühle und Gedanken klar aufzuzeigen, welche unsere großen Heerführer leiteten, als sie sich und ihr Volk zum letzten gewaltigen Ringen rüsteten und noch einmal in die Schlachten-

hölle „entließen". Es waren edle, erhabene, große, heroische Gedanken. Aber es steckte in diesem Heroentum ein Stück Romantik, ein Stück Mittelalter, ein Stück — Vergangenheit mit einem Worte. Eine irrtümliche Übertragung der Ideale der Ritterzeit und — der Ritterkaste auf die Seele eines modernen Millionenvolkes — für das es eben kein „Sterben in Schönheit", keinen „Heldentod" gibt ...

Hindenburg, Ludendorff und die vielen Tausende ihrer Anhänger haben sich die Frage falsch formuliert, wenn sie lediglich die Kriegskarte und die Heeresstatistik zugrunde legten, um zu entscheiden, ob sie dem deutschen Volke noch einen neuen Ausfall zumuten durften. Sie waren sich zweifellos so gut wie der „Kritiker des Weltkrieges" darüber klar, daß

> „ein verlustreich und hoffnungslos zusammengebrochener Großangriff, von dem man Entscheidendes erhofft hatte, den inneren Halt einer Truppe noch erheblich stärker erschüttert als eine unglückliche Abwehrschlacht".

Und darin, daß sie trotzdem den Ausfall unternahmen, darin besteht das verhängnisvolle Wagnis des letzten Kriegsjahres. Wenn Hindenburg und Ludendorff sich nicht gewaltsam selbst belogen, so mußten, mußten sie wissen, daß das deutsche Volk, wenn ihm noch die ungeheure Anspannung einer Offensive allergrößten Stils zugemutet wurde, einen Mißerfolg dieses letzten und gewaltigsten Wagnisses nicht nur nichtertragen würde — nein, daß ein Scheitern zugleich das Ende des Vertrauens des Volkes zu allen bisherigen Grundlagen seines Daseins bedeuten würde, zu seiner militärischen und seiner politischen Führung, zu seinen Heereseinrichtungen wie zu seiner Staatsform, zur militärischen, zur heroischen Lebensauffassung wie zu seinen Dynastien, ja zum Prinzip der Monarchie überhaupt.

Daß sie diese klare Erkenntnis der ganzen Riesengröße des Wagnisses nicht besessen haben, lag an ihrem politischen Dilettantismus. Aber auch rein als kriegerische Unternehmung war es ein Wagnis von einer rücksichtslosen Kühnheit, die uns zur Prüfung der Frage zwingt: ob es nicht schon vom militärischen Standpunkt als ein „Hasardspiel" bezeichnet werden muß?!

2.

Mindestens über zwei Punkte war sich die O.H.L. völlig klar: der Sieg, den sie anstrebte, mußte schnell errungen werden — und er mußte durchaus kriegentscheidend sein — also wenigstens einen der beiden Hauptgegner im Schlieffenschen Sinne „vernichten". Den Beweis liefert die maßgebende Stelle der Denkschrift, welche der Chef der Operationsabteilung bei der O.H.L., Major Wetzell, über die Führung der Operationen im Frühjahr 1918 verfaßt hat. Diese Stelle lautet:

> „Als Leitgrundsatz unserer militärischen Gesamtlage bleibt nach wie vor, daß die Entscheidung auf dem Westkriegsschauplatz fällt. Sie wird in für uns günstigem Sinne um so mehr fallen, je eher es uns gelingt, dem Engländer oder Franzosen einen vernichtenden Schlag beizubringen, bevor die amerikanische Hilfe wirksam werden kann. Dieser Schlag ist aber nur möglich, wenn wir die hierzu erforderlichen Kräfte freimachen können."

Digitized by Google

Und nun spitzt sich die Frage, welche die O.H.L. sich vorzulegen hatte, zu folgender Problemstellung zu:

Erstens: waren für eine Entscheidung die erforderlichen Kräfte zusammenzubringen?

Zweitens: wenn ja — bestand nach der Gesamtkriegslage überhaupt die theoretische Möglichkeit eines schnellen Entscheidungsschlages?

Drittens: die militärisch-technische Möglichkeit vorausgesetzt — bestand auch die moralisch-politische Unterlage für den Entscheidungsfleg?

Die Kräftefrage stellte sich also:

Für den Ausfall im Westen war seit dem Umschwung in Rußland ein sehr großer Bruchteil des gesamten deutschen Heeres verfügbar. Nach Heranschaffung der im Osten und in Italien freigewordenen 42 Divisionen standen im ganzen 193 Divisionen zur Verfügung, davon 108 in Front, 85 in Reserve. Zu ihnen traten am 1. April noch 10 weitere Ostdivisionen. Die Stärke des deutschen Westheeres betrug am Tage des Beginns der Offensive rund 140 000 Offiziere und 3,6 Millionen Mann. Daß diese Zahlen sich in Andetracht der Ersatzlage bei einer größeren Schlachthandlung in kurzer Zeit namhaft, nach Annahme der O.H.L. selber bis Ende Mai um eine halbe Million, vermindern und dann sämtliche Nachschubmöglichkeiten verbraucht sein würden, haben wir bereits gesehen.

Demgegenüber verfügte die Entente am 1. Januar 1918 über rund 5 Millionen Franzosen, 1,8 Millionen Engländer, 50 000 Portugiesen, etwa $^1/_4$ Million Belgier und etwa $1^3/_4$ Millionen Italiener und die nicht bestimmt feststehenden Truppen der Amerikaner. Diese schätzte die deutsche O.H.L. auf etwa 15 Divisionen ein, von denen 3 zu jeder Verwendung befähigt sein würden. In Wirklichkeit standen bei Beginn der deutschen Angriffe sogar nur erst 6 amerikanische Divisionen in Frankreich, einschließlich aller Nebenformationen nicht viel mehr als 300 000 Mann. Immerhin bestand, wenn diese von Major Volkmann, einem Mitglede des Reichsarchivs, in seinem ausgezeichneten Werk gelieferten Zahlen zutreffen, immer noch eine recht erhebliche Überlegenheit der Ententetruppen gegen die Truppen der Mittelmächte auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Für den Angriff selber konnte die O.H.L. 59 Divisionen bereitstellen. Für Ausfälle und Zwischenfälle standen ihr ganze 3 Divisionen zur Verfügung... Eine große „Heeresreserve", von deren Bereitschaft wir an der Front fest überzeugt waren und Wunderfabeln zu hören bekamen, war nicht vorhanden ...

Diese „Angriffsdivisionen" hatten zu ihrer großen Aufgabe nur durch große Opfer befähigt werden können, welche der übrigen Front in Ost und West zugemutet werden mußten. Die Ostarmee und die rumänische Besatzungsarmee hatten alle Männer unter 35 Jahren hergeben und außerdem ihre Stärke erheblich herabgemindert sehen müssen — dadurch war ihr Kampfwert erheblich gesunken. Die „Stellungsdivisionen" des Westens hatten eine starke Herabminderung ihrer Bestände an Kriegsgerät, Heeresfeldartillerie, schwerer Artillerie, Minenwerfern usw. erfahren — vor allem auch an dem bedenklich hinschwindenden, unersetzlichen Pferdematerial und Pferdefutter. Dafür waren die Angriffsdivisionen mit allem Erforderlichen, soweit angängig, versorgt worden.

Digitized by Google

Schlimm war's, daß auf dieſe Weiſe die Verteidiger in zwei weſentlich verſchiedenwertige Klaſſen zerfielen. Wie, wenn eines Tages die ganze Weſtfront einem gleichzeitigen Generalangriff der Feinde ſtandzuhalten haben würde?! Völlig fehlte aber auch den Angriffsdiviſionen die wichtigſte Angriffswaffe: der Tank ... „Unſere Angriffe gelangen auch ohne Tanks," meint Ludendorff leichthin. Wir werden ja ſehen ...

Und die Bundesgenoſſen? Würde nicht auch für ſie der Krieg an der deutſchen Weſtfront entſchieden werden? Würden ſie nicht mit Freuden bereit ſein, die gemeinſame Sache mit ihrer letzten Kraft durchzufechten?!

Sie dachten gar nicht daran. Der Türkei war eine Beteiligung am wenigſten zuzumuten. Und gerade ihr in Rumänien bewährtes 15. Armeekorps hätte Ludendorff gern an der Weſtfront eingeſetzt. Aber Enver verlangte es für den Kaukaſus, „wo es dann tatlos herumſtand".

Bulgarien verſagte ſich grundſätzlich jeder Verwendung ſeiner Truppen außerhalb des Bereichs ſeiner eigenen unmittelbaren Kriegs-, d. h. Annexionsintereſſen. Es beſtand ſogar noch immer auf Belaſſung deutſcher Truppen an der zurzeit doch ganz ungefährdeten mazedoniſchen Front.

Und Öſterreich-Ungarn? Es weigerte Truppenſendungen und ſtellte nur, wie beim Kriegsbeginn, ſeine prachtvollen Skodamörſer — leider mit völlig ungenügender Munition, ſo daß ſie bald verſtummen mußten.

Den Endkampf des ganzen Vierbundes — Deutſchland würde ihn allein ausfechten müſſen. Nur für den Fall eines Gelingens des Durchbruchs hatte Öſterreich eine neue Offenſive in Italien in Ausſicht geſtellt.

3.

Das war alſo, rein ziffernmäßig angeſchaut, das Angriffsinſtrument. Erinnern wir uns, daß die Engländer die Flandernſchlacht mit einem Einſatz von 21 Diviſionen eingeleitet hatten, ſo gibt das den Maßſtab für die Großzügigkeit des deutſchen Ausfalls, der nahezu das Dreifache an Diviſionen gegen die feindlichen Linien warf — nur daß leider die Reſerven fehlten. Einen ähnlich rieſenmäßigen Vorſtoß hatte die Entente allerdings niemals unternommen. Dieſe Zahlen waren an ſich wohl geeignet, die O.H.L., welche ſie einſetzen konnte, mit Zuverſicht zu erfüllen.

Zur Bedenklichkeit mußte trotzdem die Tatſache ſtimmen, daß es der Entente in drei Belagerungsjahren nicht ein einziges Mal gelungen war, trotz ungeheuerlicher Anſtrengungen einen Durchbruch durch das deutſche Stellungsſyſtem zu erzwingen. Demgegenüber wußte Ludendorff nach den Erfahrungen von Tarnopol und vom Iſonzo, welch hinreißender Schwung auch heute noch in ſeine Diviſionen fuhr, wenn ſie den Gräben entſtiegen und zum Angriff ſtürmen durften. Das taktiſche Anfangsproblem, den Durchbruch, löſen zu können war er feſt überzeugt.

Wie aber ſtellte er ſich die Durchführung des weiteren und unendlich viel ſchwierigeren Problems vor: der ſtrategiſchen Auswirkung — eine Frage, über deren Löſung Erfahrungen zu ſammeln der weſtliche Kriegsſchauplatz keiner der Parteien jemals Gelegenheit gegeben hatte?

Digitized by Google

Hier berührt sich die Frage: o b überhaupt angegriffen, d. h. ein Ausfall unternommen werden solle, mit der weiteren: w o der Durchbruch angesetzt werden müsse?

Diese Frage stand schon seit dem Herbst im Mittelpunkt eines fast leidenschaftlich erregten Gedankenaustausches zwischen der O.H.L. und den Heeresgruppen. Die Befehlsverteilung an der Westfront war für die Durchführung des Angriffs folgendermaßen neu gegliedert worden:

Kronprinz Rupprecht befehligte nun von der Seeküste bis nördlich St. Quentin — anschließend der Deutsche Kronprinz bis zu den Argonnen — von dort General Gallwitz bis zur Mosel — endlich Herzog Albrecht auf der Vogesenfront.

Jede der Heeresgruppen hatte ihre besonderen Vorschläge.

Sogar Herzog Albrecht schlug eine Offensive in Lothringen vor; sie hätte zweifellos das Schicksal des unseligen Vorstoßes von 1914 geteilt. Verdun hatte bei großem strategischen Wert, insofern es am Knickpunkt des französischen Frontwinkels lag, die bekannten taktischen Nachteile des bergigen Geländes. Vor der Champagnefront lag ebenfalls ein Hügelland und gehäufte französische Reserven.

Es blieben das Gebiet der Flandernschlacht mit dem südlich verlängernden Frontabschnitt bis Lens und die Siegfriedstellung von Arras bis St. Quentin oder gar bis La Fère.

Beide hatten ihre Vorteile und ihre Bedenken.

Bei Ypern standen massierte englische Kräfte. Es war bestimmt anzunehmen, daß die Entente, die ihrerseits nach dem Ausgang der Flandernschlacht vor dem Eintreffen wirksamer amerikanischer Verstärkungen, also vor Spätsommer kaum mehr größere Angriffe unternehmen konnte, sich angesichts des Umschwungs im Osten auf einen großen deutschen Ansturm einrichtete. Bei Ypern war dies offensichtlich der Fall. Zudem war das Gelände dort in einem Zustande, der einen Angriff vor Eintritt der trockenen Jahreszeit als völlig ausgeschlossen erscheinen ließ.

Blieb als Ausgangspunkt die Siegfriedstellung. Sie hatte den schwerwiegenden Nachteil, daß ihr Vorgelände durch den deutschen Alberich-Rückzug in eine Verfassung versetzt war, die einem Vormarsch die peinlichsten Schwierigkeiten bereiten mußte. Alle Dörfer, Straßen, Brücken zerstört, selbst die Brunnen ... Und vor dem Nordabschnitt lag die grauenvoll zertrichterte, jetzt durch üppig aufsprießenden Wildwuchs verkleidete Sommewüste ...

Die Wahl war schwer. Die taktische Lage für die Eröffnungskämpfe war nirgendwo einwandfrei.

Entscheidend mußte also schließlich der strategische Gedanke werden. Was sollte, was konnte überhaupt das Ziel eines Durchbruchs sein?!

Antwort natürlich: ideal betrachtet die Vernichtungsschlacht — mindestens gegen e i n e n der westlichen Gegner.

Dieser eine konnte nur der Engländer sein. Aus militärischen wie aus politischen Rücksichten.

Wenn Ludendorff ein klar erkanntes strategisches Ziel überhaupt ins Auge faßte, so konnte es nur dies eine sein: die Vernichtung der englischen Festlandsarmee. Jeder andere Erfolg mußte Episode bleiben — wie die Siege über Rußland, Serbien, Rumänien, Italien.

Digitized by Google

Sturmbataillon

Ein Angriff gegen die französische Armee konnte überhaupt nicht zur Vernichtungsschlacht — er konnte im allergünstigsten Falle zu einer Zurückdrängung der französischen Front in das hinter ihr liegende Frankreich führen — wenn's hoch kam, zur Einnahme von Paris. Die französische Armee hatte Platz zum Ausweichen. Seit der Marneschlacht wußte man, was das selbst unter den Größenverhältnissen eines westlichen Landes zu bedeuten haben konnte.

Einzig die englische Armee war durch ihre Aufstellung mit dem Rücken zum immerhin noch um durchschnittlich 100 Kilometer entfernten Meer in ihren Rückzugsmöglichkeiten beschränkt. Sie konnte „gegen die Wand gedrückt werden". Ein Vorstoß aus der Linie Arras-La Fère mit dem allgemeinen Ziel auf Amiens und bis zur Seeküste bei Abbeville oder gar bei Dieppe durchgeführt, konnte die englische Armee von der französischen trennen. Gelang es dann, gegen die französische eine Abriegelungsflanke zu bilden, so konnte die englische zwischen Somme und See zur Vernichtungsschlacht gestellt werden. Eine auf dem Papier zweifellos ideale Operation. Sie hat Ludendorff eingestandenermaßen vorgeschwebt:

„Drang dieser Stoß durch, so konnte der strategische Erfolg allerdings ein gewaltiger sein, indem wir die Hauptteile des englischen Heeres von dem französischen trennten und sie dann gegen die Küste drängten."

Aber es scheint, als ob Ludendorff selber keinen rechten Glauben an die tatsächliche Durchführbarkeit dieses theoretisch einwandfreien Plans gehabt habe. Sollte er überhaupt gelingen, so war die Vorbedingung ein durchschlagender Anfangserfolg. Eines war unbedingt zu vermeiden: das „Festrennen in einer sogenannten Materialschlacht. Wir mußten einen großen, wenn möglich überraschenden Schlag anstreben". So faßt Hindenburg das Problem. Aber auch er macht schon den Vorbehalt:

„Gelang es uns nicht, auf einen Hieb den feindlichen Widerstand zum Zusammenbruch zu bringen, dann sollten diesem ersten Schlag weitere Schläge an anderen Stellen der feindlichen Widerstandlinien folgen, bis unser Endziel erreicht war."

Und dazu sollten die deutschen Heere von 1918 gegenüber der Übermacht der Entente noch die Kraft besitzen?!

Noch bedenklicher stimmt es, wenn Ludendorff in einem Vortrage, den er am 13. Februar dem Kaiser in Homburg über die Aussichten der Offensive abgestattet hat, seine Erwartungen also ausdrückt:

„Es darf nicht geglaubt werden, daß wir eine Offensive haben werden wie in Galizien oder in Italien; es wird ein gewaltiges Ringen, das an einer Stelle beginnt, sich an der anderen fortsetzt und lange Zeit in Anspruch nehmen wird, das schwer ist, aber siegreich sein wird . . ."

Die große Operation schwebte also der O.H.L., um mit Hindenburg zu reden, wohl als „kriegerisches Ideal" vor, aber doch offenbar als ein solches, das zu erreichen die Aussichten ihr selber nicht allzu günstig schienen. Sie hat sich also offenbar keinen allzu lebhaften Illusionen über das im ersten Anlauf Erreichbare hingegeben. Wenn sie aber auf der einen Seite „den großen, wenn möglich überraschenden Schlag" anstrebte, auf der anderen sich auf die Notwendigkeit „weiterer Schläge an anderen Stellen" einrichtete, so mußte sie die doch

immerhin äußerst problematische Hoffnung auf ein Gelingen der Überraschung wiederholt in Ansatz bringen. Das Ganze dieser Erwägungen beider Heerführer beweist, daß sie nicht mit Bestimmtheit auf ein Gelingen im ersten Anlauf rechneten, sondern letzten Endes doch den Enderfolg von einem immer wiederholten Anstürmen erwarteten.

Abermals: durften sie mit einigem Recht annehmen, daß ihre Armee, „eine Art Miliz mit großer Kriegserfahrung", das noch leisten könnte?! Daß sie imstande sein würde, mehrere Mißerfolge oder doch nicht voll sich auswirkende Erfolge noch zu ertragen?!

Die zweite Grundlage: bestand die theoretische Möglichkeit eines schnellen Entscheidungsschlages? hat die O.H.L. sich also offenbar selber nicht zu bejahen gewagt.

4.

Blieb die dritte Hauptfrage: bestand für die Erringung eines Entscheidungssieges die politisch-moralische Unterlage?

Ganz zweifellos hat Hindenburg recht, wenn er die Lage der umschlossenen Festung in ihrer ganzen Härte also ausdrückt:

> „Gerieten wir nur erst einmal auf die abschüssige Bahn des Nachgebens, hörte die straffe Spannung unserer Kräfte auf, dann war kein anderes Ende mehr abzusehen, als ein Ende mit Schrecken, es sei denn, daß wir vorher dem Gegner selbst die Arme und den Willen lahm geschlagen hatten. So waren unsere Aussichten schon 1917, so verwirklichten sie sich später. Wir standen immer in der Wahl zwischen Kampf bis zum Siege oder Unterwerfung bis zur Selbstentsagung."

Aber gestattete die Gesamtlage unseres deutschen Volkes vor Beginn der Frühjahrsoffensive überhaupt noch ein Weiterkämpfen — wenn etwas noch viel Schlimmeres als „Unterwerfung bis zur Selbstentsagung" vermieden werden sollte?!

In seinem Homburger Vortrage hatte Ludendorff es klar ausgesprochen, daß die gewaltige militärische Aufgabe nur dann glücklich enden könne, wenn

> „auch der letzte Mann zur Entscheidung herangefahren wird und von dem Geiste beseelt ist, den die Liebe zu Kaiser und Reich und das Vertrauen in die Kraft der militärischen Leitung und die Größe des Vaterlandes verleiht. Diese seelischen Momente sind nicht zu unterschätzen, sie bilden das Fundament zu der größten aller Taten."

Aber traf diese Voraussetzung noch zu? Konnte sie noch zutreffen? War es nicht eine völlige Verkennung der grausam harten Wirklichkeit, eine absolute Illusion, wenn man sie als noch zutreffend annahm?!

Gewiß, der Irrtum unserer Führer war groß, heroisch, tragisch. Er ehrt sie über alles in Worten Ausdrückbare hinaus. Aber er wälzt auch die ganze Verantwortung für alles später Geschehene auf ihre Schultern. Denn dies alles war dem Blick eines Beobachters, dessen Sehschärfe nicht durch romantische Phantasien getrübt war, als notwendige Folge eines Versagens erkennbar — eines Versagens, das als der fast unfehlbar wahrscheinliche Fall in alle Berechnungen einzustellen war. Unsere Heerführer aber haben die winzige Möglichkeit eines Gelingens allein in Rechnung gestellt, die ganze Zukunft Deutschlands auf einen mehr als problematischen Entscheidungsschlag gesetzt.

Digitized by Google

Aber auch das muß anerkannt werden: Hindenburg und Ludendorff, wie sie nun einmal gewachsen waren, konnten nicht anders handeln. Und ihr kaiserlicher Kriegsherr durfte ihnen seine Zustimmung nicht versagen. Man kann von einem Menschen nicht verlangen, daß er sich selbst aufgibt. Alle drei, der Kaiser und seine beiden Paladine, waren nie größer als im Augenblick dieses entscheidenden Entschlusses.

Es war freilich eine noch erhabenere Größe denkbar. Die Größe des politischen Genius, der seinem Volke nicht mehr zumutet, als es zu leisten imstande ist. Diese Größe hat einmal ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern besessen: Kurfürst Friedrich Wilhelm. Er hatte 1675 die räuberischen, in sein Land eingefallenen Schweden bei Fehrbellin besiegt, ihnen Pommern und Rügen abgenommen, sie dann im Winterfeldzug auch aus Ostpreußen hinausgeworfen. Dann ließen ihn seine Verbündeten, namentlich der Kaiser Leopold von Habsburg, schmählich im Stich. Er mußte 1679 den Frieden zu St. Germain-en-Laye schließen, der ihm seine pommerschen Eroberungen wieder entriß. Und als er ihn unterzeichnete, knirschte er „sein groliendes Exoriare" — beschwor er mit Vergils dröhnendem Verse den Rächer, der einstmals aus seinen Gebeinen erstehen solle. Den Kampf „bis zum bitteren Ende" aber hat er seinem Volk nicht zugemutet. Ihm galt es nicht als ehrlos, erdrückender Übermacht sich stumm zu beugen, nachdem man bis zum Rande seiner Kraft gekämpft. Er wollte sein Land aufbauen und nicht es zertrümmern lassen. Die Geschichte nennt ihn dafür „den Großen".

Ludendorff aber meldete dem Kaiser, „daß das Heer versammelt und wohl vorbereitet an die größte Aufgabe seiner Geschichte herantrete".

Zweites Kapitel

Die große Schlacht in Frankreich

1.

Der ungeheure, der erhabene, der verblendete Entschluß war gefaßt. Das Schicksal mußte seinen Lauf nehmen.

Es verstand sich von selber, daß Ludendorff seine ganze riesige Tatkraft, sein organisatorisches Genie, seine beispiellose soldatische Tüchtigkeit an die Aufgabe setzen würde, das Heer vorzubereiten. Mehr noch: es mußte vollkommen umgeschult werden. Nach drei Jahren Stellungskrieges, in dem es zuletzt einen nicht zu übertreffenden Grad von Meisterschaft erlangt hatte, war es für die Aufgaben des Großangriffs und vielleicht gar des Bewegungskrieges vollkommen neu auszubilden.

Wiederum wurde den ganzen Winter hindurch fieberhaft gearbeitet. Wiederum vollbrachte der Generalstab an der Hand seines Führers eine geistige Tat ersten Ranges: die Vorschrift über die „Angriffsschlacht im Stellungskrieg".

Sie ſtellte eine Verbindung der hundertfach bewährten Grundſätze der Friedensreglements mit den umwälzenden Erfahrungen des Krieges der Kriege dar.

Dieſe Erfahrungen lehrten vor allem das eine: daß der Schwerpunkt des Angriffs heute in der Niederzwingung der Kriegsmaſchine durch die Kriegsmaſchine liegen mußte. Ehe ſie erreicht war, durfte das koſtbarſte Angriffswerkzeug, der ſterbliche Leib des Infanteriſten, nicht in die Schlacht geworfen werden. Und auch ſpäter mußte man ſparſam mit dem Soldaten umgehen — durfte ihn nicht in dicken Gewalthaufen gegen ungebrochene Maſchinenwirkung oder auch nur gegen ihre noch widerſtandsfähigen Trümmer einſetzen. Mehr als je im Frieden geahnt, bildete die „lichte", die mit weiten Abſtänden auseinandergezogene Schützenlinie die Trägerin des Angriffs. Nur führte ſie jetzt neben dem Mehrladegewehr die neue Waffe des „leichten" Maſchinengewehrs.

Ihr geſellten ſich nicht weniger als drei „Begleitwaffen" zu. Das ſchwere Maſchinengewehr, das früher der Schützenlinie ſelber je nach dem Bedürfnis des Gefechts beigegeben worden war, hatte nun, in Maſchinengewehrkompagnien und ſogar beſonderen, außerhalb der Regimentsverbände ſtehenden Maſchinengewehrſcharfſchützen-Abteilungen zuſammengeballt, die beſondere Aufgabe der Niederkämpfung feindlicher Infanterie aus rückwärtigen, überhöhenden Stellungen durchzuführen und damit den Angriff der Infanterie zu unterſtützen.

Der leichte Minenwerfer, fahrbar gemacht, mußte eingreifen, wenn der Infanterie ſtärkere Widerſtandszentren ſich entgegenſtellten.

Die größte Veränderung der Kleintaktik des Angriffs aber bedeutete die Zuteilung von „Infanterie-Begleitbatterien" an die Bataillone. Sie hatten zur Unterſtützung des Schützengefechts zu wirken an Stellen, wo das Vorbereitungsfeuer der Artillerieмaſſe noch nicht genügend gewirkt hatte. Der Bataillonskommandeur war ſo ein Diviſionskommandeur im kleinen geworden ...

Und bis in die Luftregion erſtreckten ſich die Hilfswaffen des Infanterieſturms. Beſondere Schlachtenfliegerabteilungen waren gebildet worden, die mit Maſchinengewehren und leichten Bomben ganz unmittelbar in das Gefecht ſelber einzugreifen und, dicht über dem Boden fliegend, gegen die feindlichen Gefechtslinien der Infanterie, die kämpfenden Batterien, ſchließlich auch gegen harrende Reſerven, anmarſchierende Kolonnen und Trains zu wirken hatten.

Der unkundige Leſer verſuche ſich aus dieſen Andeutungen ein Bild der Schreckniſſe und der Verwicklungen des Frühjahrsangriffs 1918 zu runden...

Aber ſelbſt dieſer zum raffinierteſten Kunſtwerk verzweigte Infanterieangriff mußte rettungslos zuſammenbrechen, wenn ihm nicht die der Übermaterialſchlacht entſtammende Maſſenwirkung der leichten, ſchweren und ſchwerſten Artillerie die Wege gebahnt hatte. Der deutſche Artillerieaufmarſch ſtellte etwa hundert Geſchütze auf einen Kilometer der Angriffsfront, auf je 10 Meter alſo eins, bereit. Das waren nur Bruchteile des Artillerieeinſatzes, mit dem die Entente ihre Angriffsſchlachten eröffnet hatte. Immerhin handelte es ſich um unvorſtellbare Maſſen an Geſchützen und Munition. Dabei entſtand für eine Schlacht, die auf Überraſchung aufgebaut ſein ſollte, eine neue Schwierigkeit: die Artillerie hatte ſich früher auf die in Betracht kommenden Ziele unter Fliegerbeobachtung „einſchießen" können. Das fiel bei der Überrumpelungsſchlacht weg. So mußte das Schießverfahren durch eine Unſumme techniſcher Neuerungen

verfeinert werden. Aber selbst nachdem die Truppe sich an alle diese verwickelten Methoden gewöhnt hatte, war mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß ein nicht durch Tage und Wochen des Einschießens vorbereitetes Vernichtungsfeuer große Teile der feindlichen Widerstandszone unberührt lassen mußte.

Hier konnte nur Masseneinsatz tödlichen Gases helfen. Das Gas mußte sich über breite Flächen verteilen und überallhin Lähmung und Vernichtung tragen. Die chemische Industrie hatte die Gasgranaten mit Füllungen versehen, auf deren entsetzliche Wirkungen man sich verlassen konnte ...

Freilich war Bedingung des Erfolges solcher Gasbeschießung: eine entsprechende Witterung. So gewann die Wetterprognose den Rang eines neuen und ausschlaggebend wichtigen militärischen Dienstzweiges ...

Und schließlich: die Schußweiten der verschiedenen Geschützypen war begrenzt. Je weiter der Angriff fortschritt, je mehr trat er aus der Zone heraus, innerhalb deren die Geschütze ihn noch unterstützen konnten — solange sie und ihre Munitionsstapel an derselben Stelle blieben. Es trat also das seit der Verdunoffensive fast in Vergessenheit geratene Problem auf: mitten in der tobenden Schlacht die gesamte Masse der Artillerie und ihrer Munition abschnittweise nach vorn zu schaffen — über ein von Gräben und Granattrichtern zerfurchtes und zerfetztes, vielleicht zudem durch die Witterung verschlammtes Gelände hinweg. Welch unermeßliche Zurüstungen an Material und welche Massen opferwillig, scheinlos schuftender Menschen dazu erforderlich waren — der Mitkämpfer wird sich dessen mit Bewunderung erinnern. Der Unkundige mag seine Phantasie anstrengen — er wird es niemals fertig bringen, das Bild der Wirklichkeit auch nur entfernt zu erreichen.

So war die Angriffsschlacht, wie ehedem die Abwehrschlacht, ein Gebilde von äußerster Kompliziertheit geworden, ein technisches Riesenunternehmen, das neben der selbstverständlichen Verachtung jeglicher Gefahr ein Übermaß von Zähigkeit gegenüber Strapazen, Anspannungen, Entbehrungen und dabei vom Führer aller Dienstgrade wie von jedem einzelnen Mann eine Unsumme von Kenntnissen und Übung, von Kaltblütigkeit und Körpergewandtheit verlangte, wie es die Schlachten der Vergangenheit auch nicht einmal ahnungsweise gefordert hatten.

In den letzten Monaten vor der großen Schlacht haben wir mit einer Hingebung exerziert, geschossen, instruiert, in Übungen bis zu ganzen Divisionsverbänden die wesentlichen Momente der kommenden Kämpfe bis in die kleinsten Einzelheiten einstudiert, die, wenn es überhaupt eine Bürgschaft des Gelingens gab, uns zu dem stolzen Vertrauen berechtigte: wir schaffen's!

Und dieses unbedingte Vertrauen auf unsere Führer und auf unser soldatisches Können verjüngte noch einmal den Geist der sprungbereiten Armee zu einer Hochstimmung, die an die unvergeßlichen Augusttage von 1914 erinnerte. Mag die Sorge den Horizont der oberen Führung oft mit ängstigenden Wolken umdunkelt haben — wir Soldaten waren durchtränkt vom unbedingten, unerschütterlichen Glauben, unmittelbar vor dem großen, rettenden Siege zu stehen.

So traf uns der Befehl, aus unseren „Ruhequartieren" in einer Woche der Nachtmärsche hinter die Frontabschnitte zu rücken, aus denen wir an einem noch im Ungewissen schwebenden Tage zum letzten Sturm anzutreten hätten.

Digitized by Google

Die Überraschung zu wahren, hatte die O.H.L. ein gewaltiges System von „Täuschungsmaßnahmen“ inszeniert. In der Champagne, von der aus nicht ein einziges Bataillon zum Angriff schreiten sollte, waren seit Wochen und Monaten alle Dörfer für die Aufnahme ungezählter Divisionen vorbereitet worden. In der Picardie, wo unser Aufmarsch sich tatsächlich vollzog, wußten nicht einmal die Ortskommandanten eine halbe Stunde vor dem Einrücken unserer Quartiermacher, daß sie am Abend ein Viertelduzend Regimenter zu behausen haben würden ...

Hinter der kaum leise von fernem, alltäglichem Artilleriegeplänkel murrenden Front wurden wir in vielstündigen Nachtmärschen quer durch Belgien und Frankreich in unsere Frontabschnitte geführt. Wohl schien der Feind beunruhigt — seine Flieger schwebten bei Tag und Nacht über dem Hinterlande, das wir durchquerten — aber zu sehen bekamen sie nichts, warfen ihre Bomben aufs Geratewohl auf die Ortschaften, in denen wir gerade waren oder auch nicht waren ... Selbst der kolossale Aufmarsch der unzähligen Tausende von Geschützen, der Antransport der gigantischen Munitionsmassen muß unbemerkt geblieben sein, denn eine lebhaftere Artillerietätigkeit des Feindes wurde nicht beobachtet. Wohl faßte einmal ein Zufallstreffer einen der frisch aufgehäuften Granatstapel und schleuderte ihn in die Lüfte — aber das war immer schon gelegentlich geglückt.

Zwei Tage vor der Schlacht sind, nach Ludendorffs Bericht, zwei Mann einer Minenwerferkompagnie zum Feind übergelaufen. Sie sollen nach später gefundenen feindlichen Aufzeichnungen Angaben über den bevorstehenden Angriff gemacht haben. Offenbar hat man ihnen keine besondere Bedeutung beigelegt.

Im letzten Quartier erhielten wir am 20. März abends 6 Uhr den Befehl zum Einrücken in unsere Ausgangsstellungen. Die Begeisterung muß man miterlebt haben. Noch heute trübt sich mir das Auge, wenn ich dieses Augenblicks gedenke. Vier Stunden später lagen wir im Graben — des nächtlichen Moments harrend, welcher die Eröffnung des Bombardements bringen sollte — und der Morgenstunde, die uns gegen den Feind werfen würde.

2.

Mit gleich ungeheurer Spannung erwartete der Oberste Kriegsherr, erwartete die O.H.L. den Beginn des Entscheidungskampfes.

Das Große Hauptquartier war nach einem Jahre Verbleibs in Kreuznach zu Anfang März nach Spaa verlegt worden. Es gehörte jetzt an die Westfront. Für die Beobachtung der Schlacht aber hatte es sich eine „vorgeschobene Befehlsstellung“ in dem altehrwürdigen Städtchen Avesnes errichtet. Hier harrten die Feldherren der gleichen Stunde, der Millionen deutscher Soldatenherzen in Hoffnung und Ahnung entgegenfieberten.

Nicht minder erregt die Heeresgruppenführer, die beiden Kronprinzen, und die ihnen unterstellten Armeeführer: die Generale Otto v. Below als Führer der von Monchy bis Cambrai aufgestellten 17. Armee, General v. d. Marwitz als Führer der 2. Armee im Abschnitt Cambrai-Bellicourt, endlich

General v. Hutier als Führer der 18. Armee, die den linken Flügel der Angriffsfront bis La Fère einnahm. Diese unterstand dem Deutschen Kronprinzen, Zentrum und rechter Flügel dem Kronprinzen Rupprecht. Die Gesamtfront hatte eine Breite von 75 Kilometern.

Noch vor der Abfahrt des Großen Hauptquartiers von Spaa hatte der Kaiser den Befehl zur Schlacht erlassen. Sie stand unter dem Zeichen des alten Schutzpatrons der Deutschen, des heiligen Michael ... Angriffstag und Angriffsstunde waren erst im letzten Augenblick nachgetragen worden.

Der Befehl war durch Anweisungen ergänzt, die folgendes Gesamtbild der Aufgabe abrunden: der Hauptvorstoß der 17. und der 2. Armee sollte auf Bapaume-Péronne zielen, dann nach erfolgtem Durchbruch auf Arras einschwenken und die englische Front nach Norden aufrollen. Die 18. Armee sollte nur einen Nebenangriff unternehmen, der sie bis zur Somme vortragen sollte. Sie hatte sich in den Besitz des Sommeabschnitts zu setzen und dann eine „Defensivflanke" zu bilden, um die Hauptoperation gegen einen Entlastungsangriff der französischen Armee zu decken. Das war der strategische Grundgedanke.

Der Oberste Kriegsherr hatte sich gleichfalls ins Hinterland der Schlacht begeben. Er wohnte im Hofzuge, der auf einem Bahngleise stand. „Rücksichten auf bestehende Gefahren, etwa durch feindliche Flieger, lagen außerhalb der Gedankenreihe des Kaisers" (Hindenburg).

Der ungeheure Apparat war aufgebaut — die größte und furchtbarste Unternehmung, die jemals von Menschen deutscher Zunge — nein, die überhaupt jemals von Menschen gewagt worden war, stand im Begriff, sich auszuwirken. Die „Zeit X" war ausgegeben: sie bedeutete „21. März vormittags 4,40".

In diesem Augenblick sollte das Vorbereitungsfeuer auf 75 Kilometer Breite losbrechen. Genau zwei Stunden würde die ganze Wucht des Bombardements aus mehr als 7000 Geschützen auf die feindlichen Artilleriestellungen niederdonnern. Dann würde der größte Teil unserer Kanonen die Gräben der englischen Infanterie zerschmettern, im Bunde mit den Minenwerfern. So drei Stunden lang. Dann von 9,30 an: Niederhaltung der feindlichen Batterien und besonderen Stützpunkte durch einen kleinen Teil der Angriffsartillerie — Konzentrierung des übrigen gesamten Feuers zur „Feuerwalze", die noch einmal auf die feindlichen Linien niederprasseln und dann langsam in die Tiefe der englischen Stellung sich fortbewegen würde, dem Vordringen unserer Infanterie den Weg zu bahnen. Um 9,40 würden wir aus den Gräben steigen.

So konzentriert die Spannung war — wann hätte jemals Größeres auf dem Spiele gestanden? — über all unserem Tun lag in jenen Stunden doch eine sichere, wuchtige Ruhe. Nicht umsonst waren wir seit vier Jahren durch alle Höllen geschritten.

Und dabei wußten wir doch, daß die Zeichen des Himmels — nicht günstig standen ... Aber war's vor Verdun anders gewesen?!

Unser ganzer Angriff war aufgebaut auf der Wirkung des Gasbeschusses. Und daß der Regen, der seit ein paar Tagen auf unsere Nachtmärsche niedergegangen war, der Westwind, der uns beim Einrücken in die Stellung um die Nase geweht hatte, keine erfreulichen Umstände seien — das sagte uns unser Gefühl.

Digitized by Google

Derweil harrte Ludendorff der letzten Meldungen seiner Wetterfachverständigen. Sie hatten am Morgen Windstärken und Windrichtungen als so unvorteilhaft gemeldet, daß ein Aufschub des Angriffs fast unerläßlich erschienen war. Am Mittag lautete der Bericht ein wenig günstiger: günstig nicht. Was tun? Die Spannung war unerträglich: sie mußte sich entladen. Um 12 Uhr mittags war der Befehl an die Heeresgruppen ergangen: Der Angriff findet planmäßig statt.

Unendlich langsam verstrichen die letzten Stunden — die Jugend schlief in Gräben und Unterständen den traumlosen Schlaf ihrer Jahre — auf den Herzen der Älteren, die keine Rast fanden, lastete die Wucht einer weltgeschichtlichen Entscheidung ohnegleichen.

„Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte —
voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte!
Den Samen legen wir in ihre Hände —
ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende."

3.

Vier Uhr vierzig Minuten!

In die atembeklemmende Stille der Nacht heult jählings ein Taifun. Siebentausend stählerne Mäuler speien des hart belagerten, des von der Welt umbellten und umstellten Deutschlands todestrotzigen Abwehrgrimm der Feldfeste Britanniens entgegen. Aus ahnungslosem Schlummer entsetzlich aufgeschreckt mögen sie nun drüben an ihre Geschütze taumeln. Kommt Antwort? Unsere Artillerie mag's wissen — die harrende Infanterie im Graben vernimmt nur das endlose Rascheln und Rumpeln zu ihren Häupten, sieht die mattrote Spur der Hunderttausende deutscher Granaten, die über ihre Köpfe weg, über's regungslose „Niemandsland" hinweg in des Feindes Gebiet hinüberrasen. Und drüben — die Blitze der einschlagenden, berstenden, alles zertrümmernden Geschosse schließen sich zu einer einzigen Feuerwand zusammen. Aber seltsam, mit dem grauenden Morgen entschwindet sie langsam dem spähenden Blick der wartenden Angreifer ... Über die weiten Gefilde der Picardie, von den sumpfigen Läufen der Somme und der Schelde aufsteigend, kriegt ein feuchter, stickiger Nebel, in dem sich die Dünste der zehntausend Feuerschlünde, der vielen Hunderttausende berstender Gasgranaten verfangen, um mit ihm zu einer einzigen stinkenden Wolke zu verschmelzen ...

In sie hinein steigt auf die Minute um 9,40, ohne mehr denn zwei Schritt weit vor sich sehen zu können, die deutsche Infanterie und schreitet geradeaus zum Sturm — bis, hart vor den Feindesgräben, aus der grauen Wand ihr das Maschinengewehr entgegenbellert ...

Der vorletzte Akt der großen Tragödie hat begonnen.

Was deckte der fahle, giftige Brodem, der das unermeßlich weite Schlachtfeld überlagerte?

Bei der Obersten Heeresleitung in Avesnes kamen bald die Funkentelegraphen, die Fernschreiber in fieberhafte Bewegung. Ein Chaos von Meldungen strudelte heran — kaum daß der früh sinkende Abend des ersten Frühlingstages

einige Klarheit zu bringen begann. Das Ergebnis war beklemmend. Es war nicht gegangen, wie es sollte.

Am rechten Flügel, der den Hauptstoß zu führen hatte, war der Angriff in die erste feindliche Stellung eingedrungen, aber nur in der Mitte über sie hinaus bis vor die zweite gelangt. Hier hatte er schärferen Widerstand gefunden als erhofft. Im Ringen um die zweite Grabenlinie hatte die Infanterie sich unprogrammäßig lange aufgehalten gesehen. Die „Feuerwalze" der Artillerie hatte sich derweil genau den Vorberechnungen entsprechend vorwärts bewegt und war der stürmenden Schützenlinie „weggelaufen"... Nun stand der Angreifer ohne Rückhalt an seiner Artillerie vor der nicht ausreichend erschütterten zweiten Stellung, kämpfte sich unter schweren Verlusten mühselig vorwärts — blieb schließlich liegen...

Etwas besser klappte das Zusammenwirken der Waffen im Zentrum, bei der 2. Armee. Hier wurde die zweite englische Stellung erreicht.

Viel günſtiger ſah's bei der 18. Armee aus, die nur den Begleitangriff zu führen hatte. Als der Abend ſank, hatten unſere vorderſten Diviſionen bereits die zweite feindliche Linie hinter ſich. Aber ſie hatten ſich doch dabei dermaßen verbraucht, daß ſchon am Morgen des 22. Teile der Reſervediviſionen ins vorderſte Treffen gezogen werden mußten.

Wer nach den Erfahrungen der großen weſtlichen Schlachten prophezeien wollte, mußte ſich mit dem Gedanken des Scheiterns der ganzen Offenſive vertraut machen ...

Der folgende Tag gab Hoffnung. Zwar kam die 17. Armee auch heute nicht nennenswert vom Fleck. Die 2. aber arbeitete ſich kräftig vorwärts. Die 18. vollends ſtürmte in opferreichem, doch unwiderſtehlichem Anprall die dritte, die „Lloyd-George-Stellung". Am Abend ſtanden wir unmittelbar vor der vierten Linie — Verbände des erſten und zweiten Treffens bunt vermiſcht.

Der 23. brachte die Entſcheidung. Zwar blieb das Vorgehen des rechten Flügels noch immer gehemmt, und die geplante Abſchnürung des Feindes in dem von der Cambraiſchlacht zurückgebliebenen Bogenvorſprung gelang nicht. Daher kam auch die zweite Armee nicht nach Wunſch vorwärts. Die 18. Armee aber kam weit über ihr Tagesziel hinaus: am Morgen des 23. fanden wir die engliſche Stellung geräumt und drangen nun in trunkener Vormarſchſtimmung hinter den weichenden Briten her, um womöglich gleichzeitig mit ihnen den Sommeabſchnitt zu erreichen. Das glückte uns freilich nicht, aber in der Nacht vom 23. zum 24. gelang es den beiden vorderſten Bataillonen, den Sommekanal in heroiſchem Kampfe zu überſchreiten und damit in die letzte feindliche Rückhaltlinie Breſche zu ſchlagen. Am Morgen des 24. erkämpften wir die weſtlichen Sommehöhen, ſchlugen verzweifelte engliſche Gegenangriffe ab und konnten am Nachmittag unſeren Vormarſch in der Richtung auf Nesle fortſetzen. Das brachte die ganze engliſche Front auch gegenüber dem Zentrum und dem rechten Flügel ins Wanken. Mählich konnten auch die 17. und 2. Armee ſich durch das Labyrinth der engliſchen Stellungen hindurcharbeiten, und am Abend des 25. ſtand der Angriff auf einer Linie, die ſich vom Schnittpunkt unſerer Ausgangsſtellungen mit dem Laufe der Scarpe bis auf wenige Kilometer vor Albert heranzog, dann in rückwärts geſchwungenem Bogen über das zertrichterte Sommeſchlachtfeld bis an die Trümmer des 1916 hart umſtrittenen Chaulnes heranlief, um dann um das eroberte Nesle herum über Guiscard und Chauny in die Gegend von La Fère zurückzubiegen. Über 45 000 Gefangene und mehr als 600 Geſchütze waren erbeutet.

Das ſah nun allerdings bedeutend anders aus, als es im Plane der O.H.L. gelegen hatte. Der Hauptangriff des rechten Flügels hatte ſich faſt ganz feſtgelaufen; die 17. Armee war erſchöpft. Das Zentrum, die 2. Armee, war zwar am letzten Tage mächtig vorwärts gekommen, aber das Trichtergelände der Sommeſchlacht erſchwerte ihr das Nachziehen der Artillerie, und das ließ die zukünftige Entwicklung ihres Angriffs als wenig ausſichtsreich erſcheinen. Nur die 18. Armee, die eigentlich nicht über die Sommelinie hatte hinauskommen ſollen, hatte eine Stelle ſchwächeren Widerſtandes getroffen und war in rüſtigem Fortſchreiten, in exzentriſcher Richtung freilich, auf Roye-Montdidier.

Was nun?

Digitized by Google

„Der ursprüngliche Schlachtgedanke," schreibt Ludendorff, „mußte geändert, der Schwerpunkt des Angriffs scharf in die neue Richtung gelegt werden. Noch hoffte ich zu einer Operation zu gelangen." Er meint: in die Richtung Amiens. In Wahrheit aber wies der bisherige Erfolg in die Richtung auf Montdidier — also weder in nordwestlicher Richtung auf Arras-Albert, wie es der Angriffsbefehl vorgesehen hatte, noch auch nur in scharf westlicher Richtung auf Amiens — vielmehr in südwestlicher Richtung — also nicht senkrecht auf die ferne Meeresküste, sondern ihr nahezu parallel ins unbegrenzte Frankreich hinein ...

Schon jetzt war es klar: die große strategische Grundidee der Durchbruchsschlacht — die Trennung der französischen Armee von der englischen und die Zusammendrängung dieser in den Winkel zwischen Somme und Meer war nicht mehr durchführbar.

Am richtigsten wäre es gewesen, sich mit dem taktisch Erkämpften zu begnügen, das strategische Scheitern des ganzen Angriffs anzuerkennen, die Offensive abzubrechen und die noch unverbrauchten Reserven zu einem neuen Hauptstoß an anderer Stelle aufzusparen ...

Aber so rasch konnte Ludendorff sich nicht entschließen, sich das völlige Scheitern des mit so überschwenglichen Hoffnungen begonnenen Unternehmens einzugestehen. Schon als am Abend des zweiten Schlachttages klar geworden war, daß der Durchbruch in Richtung Arras-Albert mißglückt sei, hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, den unbeabsichtigten Erfolg, der auf Roye-Montdidier zielte, in Richtung auf Amiens abzulenken — ohne daß er sich doch hatte entschließen können, das siegreiche Vordringen der 18. Armee in südwestlicher Richtung anzuhalten und alle ihre noch freien Reserven bei der 2. Armee auf Amiens einzusetzen. Statt ganz einheitlich in der neuen Richtung auf Amiens geführt zu werden, wurde nun die 17. Armee in ihrer alten nordwestlichen Richtung auf Doullens, die 2. westlich auf Amiens, die 18. südwestlich auf Montdidier angesetzt. So „fächerte die Offensive auseinander" (Volkmann). Damit mußte ihre Kraft sich verzehren, ihr Zusammenhalt sich lockern. Was half es, daß die 18. Armee in ungebrochenem Vorstürmen am 27. noch Montdidier erkämpfte? Daß die 2. sich am gleichen Tage an Albert heranarbeitete? Die Abwehrflanke der 18. Armee, die eigentlich nur den Sommeabschnitt auf der Linie La Fère-Ham-Péronne hatte halten sollen, erstreckte sich jetzt bereits auf die Linie La Fère-Noyon-Montdidier. Ihre Verteidigung mußte die Kräfte der Armee aufzehren, die noch unverbrauchte Wucht ihres Vorstoßes lähmen.

4.

Wie stellte sich das Bild der Lage vom Blickpunkte der Feinde dar?

Das Unbegreifliche war Ereignis geworden: der Feind hatte unsere riesenhaften Angriffsvorbereitungen nicht bemerkt. Sein ausgedehntes Spionagesystem, seine über sozusagen unermeßliche Kräfte verfügende Fliegeraufklärung hatten völlig versagt. Die englische Armee war überrumpelt worden.

Den 62 deutschen Angriffsdivisionen hatten 31 englische gegenübergestanden, davon 21 in vorderster Linie, 7 in Tagemarschentfernung in Reserve,

Digitized by Google

3 als bewegliche Reserve zur Verfügung des englischen Hauptquartiers, ferner noch drei Kavalleriedivisionen (Volkmann).

Berücksichtigt man das alles, so kann man der englischen Armee in ihrer Gesamtheit das Zeugnis nicht versagen, daß sie sich recht wacker gewehrt hat. Dennoch war sie durch den unerwarteten deutschen Ansturm in eine sehr kritische Lage gekommen. Marschall Haig wandte sich dringend an Pétain um Unterstützung. Und da die Entente über eine Reservearmee von 30 Divisionen und über das noch während des letzten Winters mit amerikanischer Hilfe glänzend ausgebaute französische Bahnnetz verfügte, so war sie in der Lage, die Krisis verhältnismäßig rasch zu überwinden.

Zwar die ersten französischen Divisionen, die eintrafen, um das von der 18. deutschen Armee gestoßene Loch zu schließen, gerieten in den fluchtartigen Rückzug der Engländer mit hinein. Die am härtesten getroffene 5. englische Armee brach völlig auseinander. Der Riß, den ihr Verschwinden in das feindliche Stellungssystem geschlagen hatte, klaffte von La Fère über Montdidier bis Albert. Hier stellten sich nur noch Trümmer dem Vordringen der 18. Armee entgegen. Zwar gelang es, in aller Schnelle zwei neugebildete französische Armeen in den offenen Raum zwischen La Fère und Montdidier zu werfen. Aber von da bis vorwärts Amiens klaffte eine Lücke von 15 Kilometern.

Eine Katastrophe der Entente kündigte sich an. Marschall Haig konzentrierte alle seine Anstrengungen darauf, wenigstens zwischen Albert und Arras dem Vordringen der Deutschen Einhalt zu gebieten, um die Aufrollung der englischen Stellung bis zum Meere zu verhüten und sich im Notfall auf die Kanalhäfen zurückziehen zu können. Ja, es wurden bereits Berechnungen angestellt, um die Reste der englischen Armee einzuschiffen.

Auf Haigs Drängen trat am 26. März ein Kriegsrat der Entente in Doullens zusammen, also unmittelbar hinter dem Frontabschnitt, der gehalten werden mußte, wenn nicht alles zusammenbrechen sollte. Die politischen Führer, Lloyd George, Clémenceau unter ihnen, nahmen teil. Der Gedanke der Räumung von Paris wurde erwogen. Der „alte Tiger" erklärte, er würde im Notfall bis zu den Pyrenäen kämpfen.

Die äußerste Not erzwang nun endlich den bisher bloß bis zu Kompromissen gediehenen rettenden Entschluß: die Entente gab sich für die ganze Dauer des Krieges ein gemeinsames militärisches Oberhaupt. General Foch erhielt den Auftrag, „das Zusammenwirken der beiden Heere sicherzustellen". Alle diese Vorgänge sind nach Volkmann dargestellt, der seine Mitteilungen also schließt:

> „Diese historische Stunde, in der ein folgenschwerer Fehler im letzten Augenblick, gerade noch zur rechten Zeit, gutgemacht wurde, entschied über die Schlacht, vielleicht über den ganzen Krieg.
>
> Foch raffte sofort mit äußerster Anstrengung alle erreichbaren französischen Reserven zusammen und warf sie nach Amiens."

Alsbald verdichtete der Feind sich vor der ganzen deutschen Kampflinie und ging nun auch seinerseits zum Angriff über. Jetzt begann der verhängnisvolle Umstand sich auszuwirken, daß hinter der deutschen Front die verheerte Zone des Alberich-Rückzuges und die Sommewüste lagen. Die Wiederherstellung der Straßen und Eisenbahnen, so sorgfältig für sie Vorkehrung getroffen war, konnte nicht schnell genug durchgeführt werden. Munition und

Verpflegung wurden vorn knapp. Die Angriffskraft der Truppe erlahmte unverkennbar.

Ludendorff konnte sich noch nicht zum Verzicht entschließen. Die 18. Armee wurde planvoll mit Munition versorgt und mußte am 30. März noch einen großen Angriff gegen die Franzosen zwischen Montdidier und Noyon machen. Sie erkämpfte sich noch einen Geländestreifen in der Richtung auf Amiens — und blieb dann liegen. Einen operativen Erfolg hätte dieser Angriff auch beim Gelingen nicht mehr haben können; ebensowenig ein Vorstoß des rechten Flügels der 18. und der 2. Armee, der am 4. April in Richtung auf Amiens geführt wurde. Die Truppen waren abgekämpft, Reserven nicht vorhanden ... Das Scheitern dieses letzten Angriffs bezeichnet Ludendorff als den Endpunkt der Schlacht. Eine neue Stellungsfront entstand. Sie bildete das Angriffsziel mehrerer zusammenhangloser Vorstöße der Entente. Sie bedeuteten nur ein Nachspiel.

Die „Große Schlacht in Frankreich" war zu Ende.

5.

Der Rückblick ist von einer überwältigenden Traurigkeit.

Abermals hatte das deutsche Heer einen glänzenden, einen unvergleichlichen, einen beispiellosen Sieg davongetragen. In acht Tagen hatten wir das feindliche Stellungssystem auf 75 Kilometer Breite und bis zu 60 Kilometer Tiefe durchbrochen, das ganze Gebiet des Alberich-Rückzuges bis auf einen Streifen südlich Noyon zurückgewonnen und darüber hinaus unsere Linien bis nahe an den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Amiens herangetragen, dessen Bahnanlagen vom Feuer unserer Ferngeschütze erreicht wurden. Die Feinde hatten an der Somme in fünf Monaten einen 12, die Engländer in Flandern in vier Monaten einen 8 Kilometer tiefen Einbruch erzielt. 90 000 unverwundete Gefangene waren erbeutet, dazu gewaltiges Material.

Und doch! Und doch!

Wohl durfte die O.H.L. sich sagen, daß unsere Truppen auch heute noch den heutigen Feinden überlegen waren. Aber allerdings: die bedenkliche Erscheinung von Cambrai hatte sich in verstärktem Maße wiederholt: dem Anblick reicher Proviantlager, den Versuchungen wohlgefüllter Weinkeller waren unsere ausgepumpten Musketiere selbst in wichtigen Gefechtsmomenten nicht mehr gewachsen gewesen.

Unsere Verluste waren schwer — wenn auch nicht so schwer wie die der Feinde. Ungefähr 90 Divisionen, darunter fast alle besten Angriffsdivisionen, hatten schwer gelitten, ganze Bataillone waren zerschlagen.

Und als ganzer Gewinn dieser Kämpfe blieb dem Angreifer ein im wesentlichen früher von ihm selbst wie von den Angriffsschlachten völlig vernichteter Abschnitt französischen Landes, an dessen Rande die neuen deutschen Linien klebten, als weiter „Sack" aus der Gesamtlinie unserer Stellungen vorhängend, dem Kreuzfeuer des Feindes ausgesetzt, durch die elende Beschaffenheit des Hinterlandes in ihrer Versorgung, ihren Ruhemöglichkeiten stark beeinträchtigt ... Bald setzte die unausbleibliche artilleristische Gegenwirkung des Feindes ein und

dezimierte die Divisionen, welche den erkämpften Bogen zu halten hatten, ohne Sinn und Nutzen.

Das war das Ergebnis der „Großen Schlacht in Frankreich", von der beim Beginn den Truppen mitgeteilt war, daß sie „die Kaiserschlacht" heißen solle... Dieser Name verschwand in der Versenkung. Dafür erhielt Hindenburg das Eiserne Kreuz auf goldenem Stern verliehen unter ausdrücklichem und öffentlichem Hinweis auf die Tatsache, daß die Auszeichnung bisher ein einziges Mal nur verliehen worden sei — nämlich am 26. Juni 1815 an Blücher für die Schlacht bei Waterloo, die den Untergang Napoleons besiegelte. War denn etwas geschehen, das auch nur entfernt an ein „Waterloo" erinnerte? Oder hoffte man durch diese blendende Auszeichnung, neben der die Verleihung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes an Ludendorff herging, irgend jemanden zu täuschen? Die Kundigen, die sich zu dieser Stunde völlig klar waren, daß die gewaltige Operation gescheitert sei? Oder die Truppe, die man gleichzeitig darauf aufmerksam machen mußte, „daß man Pferde auch essen könne"?!

Die Enttäuschung des Soldaten war grenzenlos. Ihm war ein ununterbrochenes Fortschreiten, schnelle Entscheidung, ein nahes Kriegsende versprochen worden — und besinnungs- und bedingungslos hatte er dem Worte seiner Führer geglaubt, in dieser Hoffnung sich mit der alten Glut von 1914, wenn auch nicht mit der alten Kraft, in die Riesenschlacht gestürzt. Nun war sie zu Ende — und was noch lebte und aufrecht stand, mußte sich mit der Kraft der Verzweiflung in die Erde wühlen, um vor der täglich sich verstärkenden Übermacht der feindlichen Kriegsmaschine abermals Deckung zu suchen. Und an das festeste Herz kroch nächtens die halswürgende Frage heran: Wenn's diesmal nicht gelungen ist — wie kann's noch gelingen?! Vor solchen Schauern sank der berechtigte Stolz über den glorreichen Triumph in sich zusammen.

Das war die unausbleibliche Wirkung des unvollständigen Sieges auf ein Volk und Heer, das ohne klare Erkenntnis der ganzen Furchtbarkeit seiner Lage doch das völlig berechtigte Gefühl hatte, nur noch der vollständige Sieg hätte es retten können.

Unseren Feinden freilich lag die Wirkung des unvermuteten schweren Rückschlages, so schnell es ihnen auch gelungen war, ihn zu parieren, noch gründlich und lange in den Gliedern. Aber weit weniger hart geprüft als wir, wie sie nun einmal waren, empfanden sie diesen Stoß nur als Ansporn zum Aufgebot höchster Kraftentfaltung. Bei ihnen gab's eben noch etwas zu entfalten ... Ludendorff kann sich nicht genug tun, unserem Volk immer wieder das Beispiel der Entente vorzuhalten, die eine weit höhere Energie als das deutsche Volk entwickelt habe. Ich empfinde diese zwecklosen Moralpredigten als ebenso viele tödliche Beleidigungen gegen den Genius unseres Volkes, gegen seine zwei Millionen Toten, seine unzähligen Krüppel, seine Witwen und Waisen — gegen uns alle, die wir für unseres Vaterlandes Ehre in mehr Schlachten gekämpft und geblutet haben, als die preußische Monarchie vor dem 1. August 1914 überhaupt Schlachten geschlagen hatte.

Jawohl, die Entente hatte gut Kraft entfalten. Händeringend flehte Lloyd George über das Meer hinüber um Verstärkungen — raffte den Schiffsraum aller Ententeländer zusammen und sandte ihn an die Küste der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten, um Hilfe, Hilfe, Hilfe zu holen ... Wir hatten niemand mehr, bei dem wir bettein — auch niemand, bei dem wir erpreſſen konnten. Auch das vermochte die Entente. Den ſchlimmen Ausfall an Frachtraum zu decken, den das ruhmloſe Heldentum unſerer U-Boot-Beſatzungen im Kampf mit Seenot und Feindesliſt auch zur Stunde noch Monat für Monat der Entente zufügte, war ja noch der Schiffsbeſtand der wehrloſen Neutralen innerhalb der Reichweite der Meerbeherrſcherin ... Die Mächte, die über Belgiens Vergewaltigung Krokodilstränen ſtromweiſe vergoſſen hatten, hielten wie Wegelagerer den Holländern, den Spaniern, den Skandinaviern die Piſtole auf die Bruſt: „Die Schiffe oder das Leben!“ Die Wehrloſen ließen ſich's gefallen. Und Amerika, von der Lügenpropaganda Lord Northcliffes dauernd mit Greuelmärchen gefüttert, ſtopfte die Blüte ſeiner Jugend in die neutralen Schiffe, ſandte ſie ins ferne Europa, damit ſie hülfen, den Schandfleck der Menſchheit auszubrennen — dies unglückſelige Land, das den Haß der ganzen Welt nicht begriff — das nicht begreifen wollte und konnte, daß die Hand, die ſich beſchwörend hob, um durch die Geſte der Sanftmut die Predigt der Völkerverſöhnung zu unterſtreichen, ihm jählings nach der keuchenden Gurgel fuhr, es vollends erdroſſeln zu helfen ...

Drittes Kapitel

Neue „Vorbereitungsſtöße“

1.

So ſehr der Verſtand den beiden Führern unſeres Todeskampfes unrecht geben muß, daß ſie immer noch den Mut fanden, ihr Volk und Heer über dieſen ſchrecklichen und unerträglichen Mißerfolg noch einmal und ein zweites, drittes, viertes Mal zu neuen Angriffsſtößen emporzureißen — das Gemüt beugt ſich bewundernd vor ihrer Charakterſtärke. Sie haben das Schwert nicht eher ſinken laſſen, als bis das Volk, von grenzenloſen Opfern über jedes Maß erſchöpft, es ihnen aus der Hand riß und in völliger Selbſtaufgabe den Feinden hinwarf.

Mit einer wahrhaft erſchütternden Ruhe und Sicherheit, mit einem Glauben an ihre Sendung, den kein Mißerfolg, ja nicht einmal die Erkenntnis der Grenzen ihrer eigenen Begabung zermürben konnte, bereiteten die zwei die kommenden Kämpfe vor. Sie allein vielleicht im ganzen deutſchen Volke waren nicht enttäuſcht — ſie hatten auf einen durchſchlagenden, kriegentſcheidenden Erfolg des erſten Anlaufs — urkundlich haben wir's ja aus Ludendorffs Februarvortrag feſtſtellen können — gar nicht gerechnet. Sie hatten, wie Ludendorff es ausdrückt, „die Taktik über die reine Strategie geſtellt“, ſie hatten gar nicht wie Schlieffen und Moltke kämpfen wollen, ſondern auf die ſtiermäßige Manier des Sir Douglas Haig ...

Sie zwangen „ihren“ Stier, zu neuem Anlauf die Hörner zu ſenken.

Zunächſt gab es alsbald „planmäßig vorbereitete Unternehmungen zur Verbreiterung unſerer Angriffs(?)front und zur Verbeſſerung unſerer ſtrategiſchen Lage“.

Im Herbst 1914 vor Iwangorod und Warschau hatten die beiden noch die selbstbewußte Größe besessen, einen verunglückten Schritt entschlossen wieder rückwärts zu tun. Nun mußte der strategisch wertlose, taktisch denkbar ungünstige Geländegewinn der Offensive mit allen Mitteln gehalten werden.

Diesem Zweck diente ein Vorstoß der 7. Armee, der am 6. April, zwei Tage nach dem offiziellen Ende der „Großen Schlacht", südlich von La Fère und Chauny angesetzt und glücklich durchgeführt wurde, um die bisher tief einspringende Ecke zwischen den alten Linien der 7. und der neuen Südflanke der 18. Armee auszubeulen. Das Unternehmen gelang und brachte tatsächlich eine erhebliche Verbesserung. Und schon begannen die Vorbereitungen zum zweiten großen Offensivunternehmen — das der englischen Armee den nächsten harten Stoß versetzen sollte. Es war jener Angriff, den vor Beginn der Frühjahrskämpfe die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht als Hauptstoß vorgeschlagen hatte: der Durchbruch durch den von den 50 000 Mann der portugiesischen Armee gehaltenen Frontabschnitt in der Lysebene zwischen Béthune und Armentières. Die Minderwertigkeit der Portugiesen war erkannt. Die Engländer hatten aus jenem Abschnitt viele Reserven weggezogen. Zudem war das Wetter trocken geworden, die flandrischen Ebenen passierbar. Wenn der Angriff gelang, so lag der Weg über Hazebrouck nach Calais offen, und die englisch-belgisch-französische Front nördlich Armentières bis zur Seeküste war aufgerollt. Die strategischen Ziele dieses Angriffs waren also zwar nicht überwältigend bedeutungsvoll, doch der Verlust von Calais wäre für die Engländer immerhin empfindlich gewesen.

Aber: für seine Ausführung konnten jetzt nur mehr 35 deutsche Divisionen herangezogen werden, und zwar nur solche, welche nach Ludendorffs Urteil „nicht in dem Sinne Angriffsdivisionen waren, wie die am 21. März eingesetzten".

Ein Vorbereitungsunternehmen für diesen zweiten Offensivstoß war schon seit dem 28. März im Gang. Es zielte auf die Höhen zwischen Arras und Lens, deren Besitz für das Gelingen des flandrischen Angriffs von großem Wert gewesen sein würde. Aber dies Unternehmen mißlang — anscheinend weil die Artillerievorbereitung, trotz hohen Einsatzes, doch noch nicht ausreichend gewesen war — wie die Entente es Dutzende von Malen hatte erfahren müssen.

Es mußte auch so gehen. Der flandrische Angriff wurde von artilleristischen Autoritäten sorgfältig vorbereitet. Auch sein erstes Ziel war eine Höhensteilung: diejenige, die sich auf dem Norduser der Lys von Cassel aus in östlicher Richtung hinzieht und westlich des vielumkämpften Messines und des ehemaligen „Wytschaetebogens" (vgl. S. 107) ihre höchste Erhebung und zugleich ihren östlichen Ausläufer in dem Kemmelberge besitzt. Im Herbst 1914 hatte sie nicht festgehalten werden können. Gelang es, diesen ganzen Höhenzug zu erkämpfen, dann war tatsächlich der Ypernbogen und damit die ganze Nordflanke der feindlichen Stellung bis zum Meer unhaltbar, Dünkirchen und Calais mindestens ernstlich bedroht.

Schon am 9. April konnte der Kampf entfesselt werden. Der Vormittag des ersten Tages brachte ein hoffnungsvolles Ergebnis: die portugiesischen Divisionen, die das Zentrum des angegriffenen Abschnitts hielten, wurden zertrümmert, und am Abend standen hier die Angreifer bereits an der Lys.

Digitized by Google

Kanal vor Dixmuyden

Aber auf dem linken Flügel, vorwärts La Bassée, blieb der Angriff hängen. Der Boden erwies sich als immer noch zu naß, der Nachschub der Geschütze und der Munition wie auch des Brückengeräts für den Übergang über die Lys bereitete ungeheure Schwierigkeiten. Zudem bot die reiche Bebauung des fruchtbaren Landstrichs mit seinen zahllosen Gehöften der Verteidigung viele Stützpunkte, namentlich für Maschinengewehrnester. Aber was das Schlimmste war: die eingesetzten Truppen hatten eben doch nicht die draufgängerische Kraft der für den Angriff eigentlich geschulten und tauglichen Divisionen. Und wieder die alte Klage: die Leute „hielten sich zu lange bei der Suche nach Proviant auf"— sie waren eben ausgehungert ...

Am zweiten Schlachttage machte der Angriff des rechten Flügels auf Armentières zu Fortschritte — am dritten Tage konnte die Stadt genommen werden. Um die Lysübergänge wurde hart gekämpft. Das Plateau von Messines und Wytschaete wurde erstiegen. Dann aber geriet der ganze Angriff ins Stocken. Noch weit entfernt vom Rande des flandrischen Höhenrückens blieb er liegen.

Eine völlig neue Vorbereitung, ein neuer Artillerieaufmarsch wurden nötig. Am 16. April setzte ein deutscher Angriff vom Nordosten her auf die Schlamm- und Schädelstätte der Ypern- und Flandernschlacht ein — über die modernden Gebeine der unzählbaren Toten von 1914 und 1917 hinweg. Er verdrängte die Engländer aus dem ganzen Gebiet, das sie in den vier Monaten der vorjährigen Schlacht erkämpft hatten. So groß war auch heute noch der Vorwärtsdrang selbst der nicht ganz vollwertigen deutschen Truppen, sowie die Parole Angriff hieß ... Und am 25. gelang sogar die Erstürmung des Ostpfeilers der Höhenkette: des Kemmelberges.

Dann aber erlahmte die Angriffskraft der beiden eingesetzten Armeen, der 4. und der 6., vollständig. Immer mehr englische und französische Divisionen trafen im Kampfabschnitt ein — der Weg nach Hazebrouck war verbaut — Dünkirchen und Calais, die operativen Ziele, lagen in weiter Ferne. Auch der zweite Offensivstoß war endgültig gescheitert und damit der letzte Ausläufer des großen Frühjahrsausfalls.

2.

Und wiederum, wiederum die schaurig-ernste Frage: was nun?!

Wollte man überhaupt noch zur strategisch wirksamen Operation kommen, so durfte man zunächst keine allzu lange Erholungspause eintreten lassen. Eine solche brachte den eigenen Truppen die höchst nötige Stärkung, gestattete der O.H.L. den durch die ganze bisherige Entwicklung stark durcheinandergerüttelten Heeresapparat zunächst einmal zu entwirren und neu zu gliedern. Aber alle diese Vorteile kamen auch dem Feinde zugute. Und dieser hatte darüber hinaus den von Tag zu Tag sich günstiger auswirkenden Vorsprung des gesicherten Nachschubs.

Wohl hatten die deutschen Siege — denn Siege, sehr rühmliche und weittragende Siege waren es ja gewesen, obwohl ihre eigentlichen Ziele unerreicht geblieben waren — die Ententeheere ebenfalls gründlich mitgenommen.

Digitized by Google

„Wir hatten die englische Armee geschlagen. Nur wenige britische Divisionen waren noch unberührt. Von den 59 englischen Divisionen waren 53, und von diesen 25 mehrmals, in den Kämpfen eingesetzt gewesen. Die Franzosen hatten beinahe mit der Hälfte ihrer Divisionen teilnehmen müssen. Die Geräteeinbuße auf feindlicher Seite war groß" (Ludendorff).

Aber die dringenden Hilferufe Englands und Frankreichs hatten die amerikanische Regierung zur Vervielfachung ihrer Tatkraft angestachelt. Die rücksichtslose Inanspruchnahme des neutralen Frachtraumes setzte die Entente in die Lage, von nun an die Überführung amerikanischer Truppen auf den europäischen Kontinent sprunghaft zu steigern. Die schlimmsten Vorausberechnungen der deutschen O.H.L. wurden durch die gewaltsamen Maßnahmen der Gegner über den Haufen geworfen. Im März waren 70 000 Amerikaner gelandet worden, im April kamen fast 100 000, im Mai 200 000, im Juni fast 300 000. Im Oktober hat die Zahl der Amerikaner auf amerikanischem Boden 1 700 000 betragen! England und Frankreich stellten ihnen Ausrüstung und Bewaffnung zum größten Teil erst in Europa: dadurch sind 3½ Millionen Tonnen Schiffsraum für die Ozeanfahrt gespart worden. (Zahlen nach Volkmann, S. 159.)

Dabei hatte sich der U-Boot-Krieg immer ungünstiger entwickelt. Es erwies sich jetzt bis zu letzter Klarheit, daß die Marine sich gründlich verrechnet hatte. Den feindlichen Truppentransporten stand das ganze unendliche Meer und für die Landung die ganze französische Küste zur Verfügung. Hätten die deutschen U-Boote auch nur Teile dieses endlosen Gebietes auf der Suche nach amerikanischen Transportschiffen abpatrouillieren wollen, dann hätte der U-Boot-Handelskrieg so gut wie völlig eingestellt werden müssen. Beides zusammen war nicht zu leisten. Und die Aussichten für den Handelskrieg, der auf bestimmte Fahrwege angewiesen war, schienen immerhin günstiger. Die Hoffnung, England durch die tatsächlich noch immer steigende Frachtraumnot friedenswillig zu machen, mochte die Marine sich nicht entwinden lassen. So verzichtete sie so gut wie völlig auf den ja übrigens wirklich nicht sehr hoffnungsvollen Versuch, die amerikanischen Truppentransporte zu erfassen. Dem Volk aber, den Verbündeten war *beides* versprochen worden. Das völlige Ausbleiben jeder Wirkung der U-Boote nach dieser Richtung wirkte in Deutschland wie in der Doppelmonarchie gleich beklemmend und niederwuchtend auf Stimmung und Glauben.

Also Eile, dringende Eile war geboten — wenn man überhaupt noch auf Fortführung der Ausfälle bestand. Trotzdem — eine Pause mußte kommen und kam. Die Frage, wo angegriffen werden sollte, war bald entschieden. Ludendorff stellte seine gesamten Maßnahmen auf den Grundgedanken ein, der Vorstoß auf Calais müsse so bald als irgend möglich wieder aufgenommen werden. Zurzeit war das ausgeschlossen: der Widerstand war zu stark geworden. Es blieb nur die eine Möglichkeit: zunächst einen „Ablenkungsstoß" zu unternehmen, um die hinter der Flandernfront angehäuften Reserven der Entente von dort wegzuziehen. Sollte dieser Zweck erreicht werden, so mußte der Vorstoß an einer Stelle geführt werden, wo sein Gelingen ein Lebenszentrum des Feindes bedrohte.

Das waren die Erwägungen, die zu dem Entschlusse führten, dem nächsten Angriff die Richtung eines Herzstoßes zu geben: er mußte auf Paris zielen . .

Digitized by Google

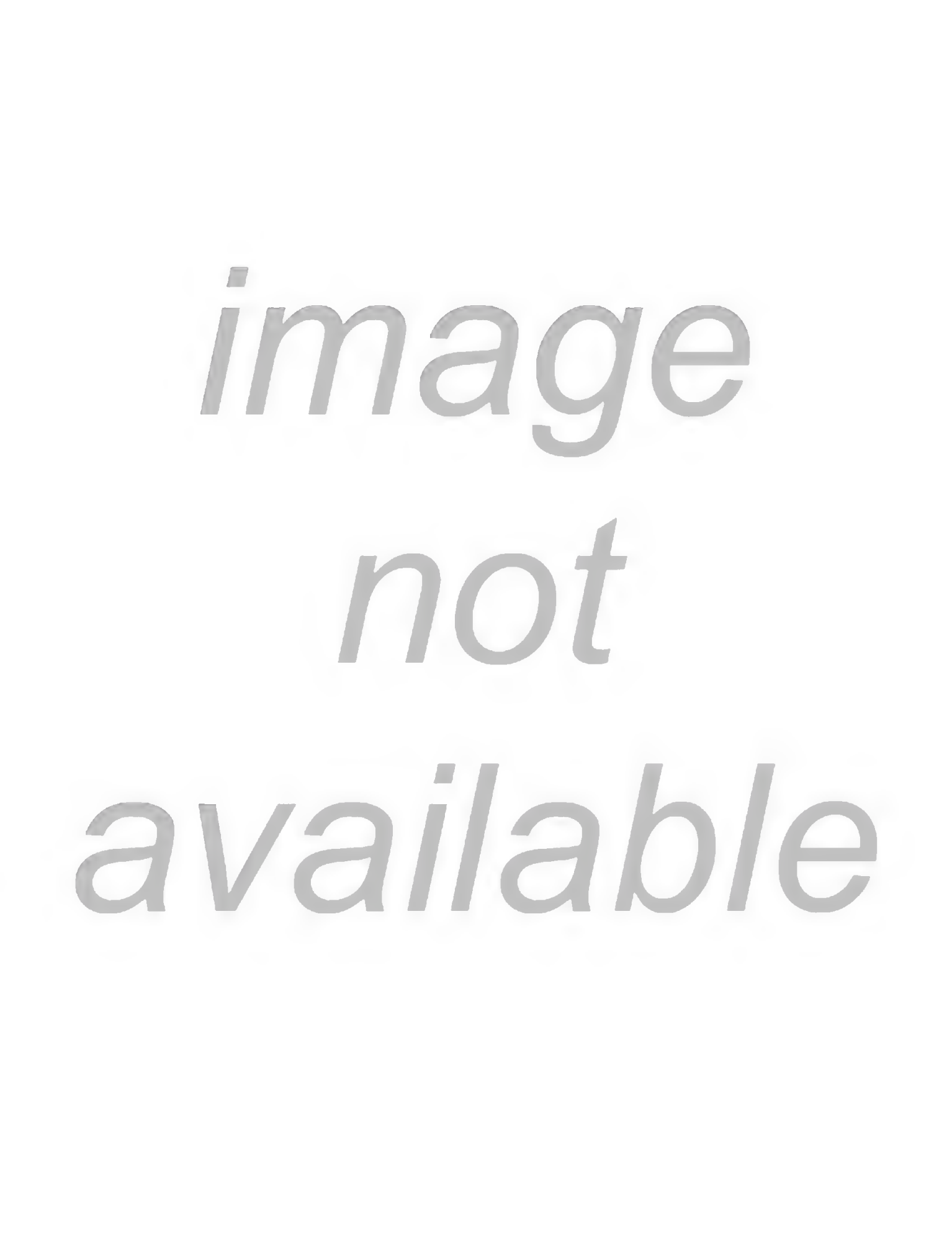


image
not
available

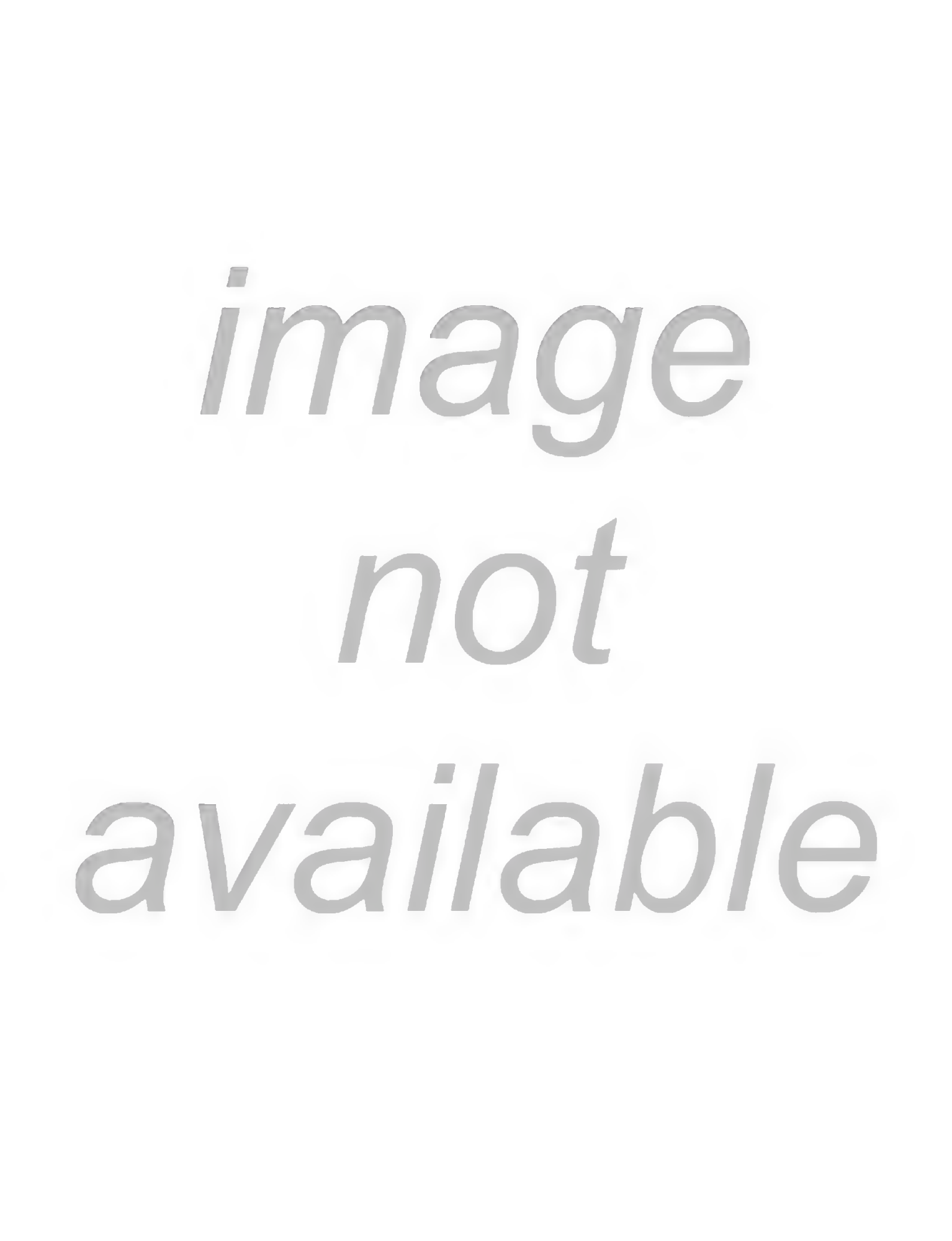


image
not
available

Die ganze neue Linie von Montdidier bis nordöstlich Laffaux bildete in ihrer Hauptrichtung eine Verlängerung des alten Frontabschnitts von dort bis Reims. Diese ganze Front kehrte ihr Gesicht der französischen Hauptstadt zu und kam demnach für den Ablenkungsstoß in Frage. Aber an ein Vorgehen in solcher Breite war nicht zu denken. Dazu fehlte es an Truppen, vor allem aber an Geschützen — denn in Flandern mußte ein Teil der Artillerie schon um der Verteidigung willen stehenbleiben. Es mußte eine Teilung des Angriffs in zwei Stöße erfolgen. Beschlossen wurde schließlich folgendes:

Man unternahm es, den taktischen Fehler des Generals Nivelle vom Frühjahr 1917 mit Bewußtsein nachzuahmen und ein Gegenstück seiner Aisneoffensive zu liefern. Wie der Franzose im April des Vorjahres gegen die Gebirgszüge nördlich der Aisne angelaufen war, so sollte der deutsche Angriff die jetzt an den Feind gefallene Scheitelhöhe des Damenweges übersteigen, das Aisnetal durchqueren, die südlichen Höhen zwischen Aisne und Vesle erklettern. Weitere Ziele als die Erreichung des Vesleabschnitts hatte die O.H.L. ihrem lediglich als Ablenkung geplanten Stoß überhaupt nicht gesteckt — am wenigsten eine ernsthafte Bedrohung von Paris. Die Geste mußte dem Zwecke genügen.

Ein keckes Unterfangen. Es fand seine Stütze an der einwandfrei festgestellten Tatsache, daß General Foch hier keinesfalls einen Angriff erwartete und alle Reserven an den bisherigen Brennpunkten der deutschen Vorstöße, vor Amiens und vor Hazebrouck, zusammengeführt hatte.

Zur weiteren Unterstützung der Scheinunternehmung gegen Paris war ein Vorstoß der 18. Armee aus der Linie Montdidier-Noyon in Aussicht genommen. Der Zeitpunkt des Angriffs war auf Ende Mai angesetzt.

Aber auch der seit langem untätige Bundesgenosse, die Doppelmonarchie, wollte sich an dem zweiten großen Angriff des Jahres beteiligen. Sie hatte sich erboten, im ersten Junidrittel eine Offensive gegen den noch vom Vorjahr her in lähmungsgleicher Erschlaffung befindlichen italienischen Feind zu unternehmen. Deutschland hatte Österreich-Ungarn in diesem Krieg unzählige Male herausgehauen — es war nicht mehr wie billig, daß der Verbündete, dessen Schicksal ebensogut wie das deutsche am Siege dieses Sommers hing, sich am Endkampfe beteiligte.

Es war höchste Zeit, daß der Verbündete sich rührte. Nicht genug damit, daß seine Mörserbatterien, die kärgliche Beisteuer, die er der großen Frühjahrsoffensive als einzige Hilfe zur Verfügung gestellt hatte, bereits mitten aus dem Kampfe wieder heimgefahren waren, nachdem sie ihre geringe Munition verschossen hatten — es war inzwischen ans Licht gekommen, welch schmachvolles und niedriges Intrigenstück der junge Kaiser Karl hinterm Rücken seines Bundesgenossen gespielt hatte.

3.

Zur gleichen Zeit, da die deutschen Heere den feindlichen in Flandern heftige, wenn auch keineswegs entscheidende Schläge versetzten, hatte die Diplomatie der Entente einen furchtbaren moralischen Hieb gegen die längst schon innerlich erlahmende Kraft des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und der habsburgischen Monarchie geführt.

Digitized by Google

Unter der Wirkung der deutschen Märzsiege hatte der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Czernin, in Wien eine Rede gehalten, die dem deutschen Verbündeten vor aller Welt Österreich-Ungarns Bundestreue versichern sollte. Er hatte dabei die Ungeschicklichkeit begangen, dem diplomatischen Herkommen zuwider, das auch zwischen kriegführenden Staaten streng gewahrt zu werden pflegte, das Geheimnis einer vertraulichen Friedensunterhaltung preiszugeben, die inzwischen in der Schweiz stattgefunden hatte — und zwar zwischen österreichischen und französischen Mittelsleuten. Clémenceau habe einige Zeit vor Beginn der Westoffensive angefragt, ob und auf welcher Grundlage Czernin zu Verhandlungen bereit sei.

„Ich habe sofort im Einvernehmen mit Berlin geantwortet, daß ich hiezu bereit sei und gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken könne, als den Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen. Es wurde aus Paris erwidert, auf dieser Basis sei nicht zu verhandeln."

Graf Czernin hatte bei dieser Indiskretion nicht gewußt, daß Österreich Frankreich für Diskretion in einer viel peinlicheren Angelegenheit zu höchstem Danke verpflichtet war. Jetzt hatte die französische Regierung nicht die leiseste Veranlassung mehr, diese Diskretion auch weiter zu bewahren. Clémenceau antwortete auf die Taktlosigkeit des Ministers, indem er zunächst ohne Angabe seines Beweismaterials die Erklärung veröffentlichte, Kaiser Karl selber habe im Monat März 1917 in einem eigenhändigen Briefe seine Zustimmung zu den gerechten Rückforderungsansprüchen Frankreichs in bezug auf Elsaß-Lothringen erklärt, und zwar im Einverständnis mit seinem Außenminister!!

Schon diese Erklärung erregte in der ganzen Welt das ungeheuerlichste Aufsehen. Graf Czernin, noch immer im besten Glauben, ließ öffentlich erklären, „daß die Angaben Herrn Clémenceaus über die brieflichen Äußerungen Kaiser Karls von Anfang bis zu Ende erlogen sind".

Darauf antwortete Clémenceau, indem er den ganzen Unglücksbrief, den Kaiser Karl im März 1917 an seinen Schwager, den Prinzen Sixtus von Parma, geschrieben — und den dieser dem Präsidenten Poincaré gezeigt hatte (vgl. S. 77), im Wortlaut veröffentlichte.

Czernin ließ den Kaiserbrief als verfälscht erklären und behaupten, die auf Elsaß-Lothringen bezüglichen Sätze hätten folgendermaßen gelautet:

„Ich hätte meinen ganzen persönlichen Einfluß zugunsten der französischen Rückforderungsansprüche bezüglich Elsaß-Lothringen eingesetzt, wenn diese Ansprüche gerecht wären; sie sind es jedoch nicht."

Die französische Regierung veröffentlichte ihre Beweise.

Nun war die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten. Zwischen Czernin und dem Kaiser fand eine furchtbar erregte Szene statt. Der Graf verlangte, lediglich zu seiner persönlichen Rechtfertigung, daß der Kaiser ihm eine ehrenwörtliche Erklärung unterschreibe, der Brief sei gefälscht. Der Kaiser, völlig zusammengebrochen und verstört, unterschrieb diese Erklärung. Sie wurde dem deutschen Bevollmächtigten gezeigt. Aber als nun Czernin verlangte, daß der Originalbrief veröffentlicht werden sollte, mußte Kaiser Karl seinem Minister gestehen, daß er auch ihn belogen und sein Ehrenwort falsch abgegeben habe.

Graf Czernin verlangte die Abdankung des Kaisers. Aber ein Ministerrat, der über diesen Vorschlag beraten sollte, kam zu dem Ergebnis, daß nicht einmal dies äußerste Mittel angewandt werden könne, weil die Ungarn keinen anderen Nachfolger als den ungarischen Erzherzog Josef anerkannt haben würden, Karls Rücktritt also den Übergang der Krone der Doppelmonarchie an Ungarn zur Folge gehabt haben würde.

Es blieb also nichts als die freche Stirn. Czernin fand sich auf Bitten der Kaiserin bereit, sich schweigend zu opfern. Er trat von seinem Posten zurück. Der Kaiser aber telegraphierte an Kaiser Wilhelm:

„Die Anschuldigungen Clémenceaus gegen mich sind so niedrig, daß ich nicht gesonnen bin, mit Frankreich über die Sache ferner zu diskutieren. Unsere weitere Antwort sind meine Kanonen im Westen. In treuer Freundschaft Karl."

Wieweit Karls Ableugnungsversuch im Großen Hauptquartier Glauben gefunden hat, steht nicht fest. Aber daß man von ihm eine „Kanossafahrt" erwartete, beweist, daß man ihn durchschaut hatte.

Er traute sich nicht, den Besuch bei seinem Verbündeten zu unternehmen, bevor er sich irgendwie „herausgehauen" hätte. Dafür waren seine Truppen da. Und Kaiser Karl setzte sich plötzlich mit einem bisher an ihm nie gekannten Eifer für die Vorbereitungen der österreichischen Piaveoffensive ein.

4.

Die Feindeswelt hatte die Auseinandersetzungen über Kaiser Karls Parmabrief mit gellendem Hohngelächter quittiert. Sie waren ein neuer Beweis, daß der Vierbund morsch geworden war bis ins Kernholz.

Aber nicht der einzige. Auch die Verpflegungsfrage ergab Mißhelligkeiten. Die österreichische Armee hatte ihre Anteile an den rumänischen Beutevorräten vorab erhalten und aufgebraucht. Nun kam ihr der deutsche Anteil, der durch Österreich unterwegs war, als Retter in der Not. Sie hielt ihn einfach an und sackte ihn ein. Die deutschen Pferde im Westen mochten weiter hungern. Der deutsche Verbündete durfte ja nichts sagen, mußte froh sein, daß man noch bei der Stange blieb ...

In Bulgarien sah's nicht besser aus. Zwar die Orientarmee hielt sich ebenso ruhig wie die italienische. Aber gerade diese Ruhe ließ für die Bulgaren jedes Interesse an der Weiterführung des Krieges erlöschen. Warum konnte der bulgarische Bauer noch nicht nach Hause, mußte in Mazedonien im Schützengraben liegen? Die Verpflegung und Ernährung der Truppen war, obwohl Deutschland auch hier beständig aushelfen mußte, höchst mangelhaft. Meutereien kamen vor. Und in Sofia saß noch immer der amerikanische Gesandte. Von seinem Hotel aus überflutete die Propaganda der Entente Bulgariens Volk und Heer.

Besser ging's den Türken. General v. Liman, der für Falkenhayn das Asienkorps übernommen hatte, schlug Ende April englische Anstürme gegen die Syrienfront nördlich Jerusalem ab. In Mesopotamien und Nordpersien allerdings waren die Engländer im Fortschreiten. Aber in Armenien hatten die Türken das Verschwinden des Großfürsten Nikolaj benutzt, ihre Annexionsabsichten in die Tat umzusetzen. Statt ihre ganze Kraft gegen England an der Palästina- und Bagdadfront einzusetzen, drangen sie längs des Kaukasus nach

Georgien und Aserbeidschan bis ans Kaspische Meer vor, um unter den mohammedanischen Bevölkerungsteilen Propaganda für den Anschluß an die Türkei zu treiben, vor allem aber, um die Rohstoffe des Kaukasus, welche die deutsche Kriegsleitung so dringend brauchte, für sich selber auszubeuten. Daneben wüteten sie mit gewohnter grausamer Ausrottung gegen die christlichen Armenier. Und die deutsche O.H.L. war auch hier nicht in der Lage, dem mehr als bedenklichen Treiben ihres Bundesgenossen Einhalt zu tun.

Georgische Unterhändler kamen nach Berlin und baten um Schutz. Der deutschen Regierung und Heeresleitung war das im politischen wie im wirtschaftlichen Interesse nicht unerwünscht, führte aber zu einem gewissen Gegensatze gegen die türkischen Interessen.

Ganz besonders unerquicklich und verworren gestalteten sich die Verhältnisse in der Ukraine. Die Ausnutzung der Hilfsquellen des Landes litt dauernd unter Reibungen nicht nur der deutschen Behörden mit den österreichisch-ungarischen, sondern auch der militärischen und der zivilen Dienststellen der deutschen Verwaltung selber untereinander. Dazu kam die innerpolitische Wirrnis des Landes, dessen Regierung inzwischen aus den Händen der Kiewer Rada in die eines Usurpators, des Hetmanns Skoropadski, übergegangen war. Er versuchte zum Schutze gegen den Bolschewismus sogar eigene ukrainische Formationen aufzustellen, aber mit kümmerlichem Erfolg. Die verzettelten deutschen Divisionen, kein Mann unter 35 Jahren, mußten noch immer die endlosen Räume Südrußlands gegen den roten Terror schützen. Mehr noch: sie mußten sich noch immer weiter ausdehnen. Im Schwarzen Meer trieb sich die russische Flotte herum, führte eine Art besseren Seeräuberdaseins, keiner Regierung gehorchend. Um den Schiffsverkehr von Odessa nach Kaukasien sicherzustellen, blieb nichts übrig, als nun auch die Krim zu besetzen und so die Häfen in die Hand zu bekommen.

Dabei war das wirtschaftliche Ergebnis all dieser weitgesteckten Unternehmungen dauernd höchst kümmerlich. Nur an Pferden konnte ein fühlbarer Zuschuß hereingebracht werden.

Und während Ludendorff alle seine Energie an der Westfront gebraucht hätte, irrten seine Truppen und seine Gedanken in den Grenzgebieten dreier Erdteile umher — von Finnland bis Syrien ...

Dabei galt es, für die dritte große Schlacht mit allen Kräften zu rüsten — diese dritte Schlacht, die doch auch nur ein drittes Vorspiel sein sollte —! Und das zu einer Zeit, als das von der O.H.L. vorausgesetzte Versagen des „Menschenmaterials" bereits höchst beängstigend sich fühlbar machte. Ludendorffs einzige nennenswerte Nachschubquelle waren die aus Rußland nach und nach in der Heimat eintreffenden deutschen Kriegsgefangenen. Es kennzeichnet Ludendorffs Mangel an tieferem seelischen Verständnis für den Soldaten, daß er sich von diesen Männern noch irgend etwas wie eine militärische Leistung versprach. Sie waren zum Teil schon seit vielen Jahren des Krieges entwöhnt, hatten unter mehr oder weniger jämmerlichen Verhältnissen im Sklavenstande vegetiert, nur den einen Traum des Heimkehrtages in der Seele — zuletzt hatte sich noch das bolschewistische Gift in ihre Gemüter hineingefressen — und nun, statt zu Weib, Kind und Arbeit zurückkehren zu dürfen, wurden sie aufs neue in die

Digitized by Google

Ersatzbataillone und in Kürze wieder in die Front gesteckt, um den Schreckenskrieg des Westens zu lernen und zu führen ... Daß aus diesem Holze keine Sturmsoldaten mehr geschnitzt werden konnten, sondern höchstens Deserteure, Drückeberger und Hetzer, das mußte jedem wirklichen Kenner des „Mannes im Graben" klar sein. Aber Ludendorff sah nur auf die Zahl. Ihm war ein Soldat ein Soldat.

Dabei sprachen doch auch zu ihm die Zeichen der Zeit ihre unüberhörbare Sprache. Der Verfall der Manneszucht spielte in allen Berichten seine ungern gesehene Rolle. Nicht nur, daß das Zurückgehen der Angriffsfreudigkeit sich bei den Kämpfen in der Lysniederung unverkennbar ausgesprochen hatte — die Klage riß nun nicht mehr ab, daß dem Soldaten das Suchen nach Lebensmitteln wichtiger geworden sei als der Kampf ... Und selbst der Wert des Offizierkorps hatte offensichtlich nachgelassen. Die Besten waren hinweggemäht, der Nachwuchs ließ in Ausbildung und Haltung zu wünschen übrig. Das Mark der Nation war verbraucht.

Gewiß: das Heer in seiner Gesamtheit „war noch in Zucht und Ordnung und hatte doch den Feind geschlagen". In krampfhaftem Optimismus hoffte Ludendorff, „das Pflichtgefühl und der Siegeswille des Heeres würden stark genug sein, die vielen ungünstigen Einflüsse zu überwinden". Diese Hoffnung hat ihn wahrhaftig nicht getrogen. Aber daß ein Heer mit also schwindenden Kräften wohl noch den Sieg, aber schließlich nicht mehr die Niederlage ertragen würde, war klar. Und gespenstisch tauchte hier und dort in den von Strapazen, Hunger und Enttäuschungen hin- und widergezerrten Kämpferscharen ein unheimlicher Gast auf. Cholera, Typhus, Pocken, einst die ständigen Begleiterinnen des Krieges — sie alle hatte die Kunst der modernen Lagerärzte dem Weltkriege ferngehalten. Nun tauchte ein Feind auf, der ihrer Schutzmittel spottete: die Grippe.

Und dabei kam es jetzt mehr als je darauf an, höchste Leistung aus der Armee herauszuholen. In der knappen Frist eines Monats sollten die tiefgreifenden Folgen einer beispiellosen Anstrengung verwunden und noch die Vorbedingungen neuer Großtaten geschaffen werden! Und hier war Ludendorff in seinem Element. Seine dämonische Schaffenskraft durchdrang den ganzen Organismus des Westheeres noch einmal mit mächtigem Auftrieb. Die Erfahrungen der letzten Kämpfe wurden in Schnellkursen den Führern entwickelt. Vor allem kam es darauf an, keinen Angriff mehr über Gebühr auszudehnen, wenn die feindliche Verteidigungskraft zu erstarken begann — dann aber mußte dem Übergang zur Verteidigung durch schnelles Einrichten neuer Abwehrstellungen Festigkeit verliehen werden. An Ausrüstung und Ausbildung wurde in diesen vier sogenannten Ruhewochen fieberhaft gearbeitet.

Man mag an Ludendorffs Entschlüssen, wie an seiner ganzen Persönlichkeit, noch soviel Kritik üben: man kann der Meinung sein, daß gerade seine nervenlose Stärke, so wie unser Gesamtschicksal nun einmal gelagert war, die deutsche Tragödie auf solche Wahnsinnshöhe der Spannung, in solche Abgrundtiefen des Sturzes geschleudert hat — dem Manne kann nur bösartige Voreingenommenheit den Zoll der Bewunderung versagen.

Digitized by Google

Ludendorffs Berechnung hatte nicht getrogen. Der dritte große Vorstoß stand, wie der erste, unter dem Zeichen völliger Überraschung.

Als am 27. Mai der deutsche Angriff südlich Laon losbrach, wurden die französischen Linien im ersten Anlauf überrannt. Der schlachtzerflederte, leichengedüngte Kamm des Chemin des Dames war schon am Vormittag überwunden, am Nachmittag die Aisne auf den Brücken, die der Feind nicht einmal mehr zu sprengen vermocht hatte, überschritten, in den Abendstunden das Höhengebiet zwischen Aisne und Vesle durchstürmt, und bei sinkendem Tage war die Linie erreicht, die von der O.H.L. als äußerstes Ziel in Aussicht genommen war: der Lauf der Vesle von Braisne bis Fismes. 15 000 Gefangene befanden sich rückwärts der deutschen Linien. 20 Kilometer in die Tiefe war der Angriff eingebrochen — ein fast beispielloser Erfolg. Aber auch schon der erste Tag deutete warnend in das kommende Gesamtschicksal. Auf den Flügeln war das Ergebnis nicht entfernt gleichwertig. In Richtung auf Soissons war die Aisne, in Richtung auf Reims die Vesle nicht erreicht. Der Vorsturm des Zentrums hatte einen langen, schmalen Keil in die feindliche Gesamtstellung hineingetrieben.

Der vertiefte sich in den nächsten Kampftagen, ohne sich entsprechend zu verbreitern. Am Abend des dritten Tages war das 1914 so heiß umkämpfte Soissons in deutschen Händen, Vesle und Ardre überschritten, die Spitze des Keils tief in das Bergland zwischen Vesle und Marne eingestemmt, im Osten der Angriff bis auf wenige Kilometer an Reims herangetragen. Was der Feind an schnell mit der Bahn herangerissenen Reserven in die Schlacht geworfen hatte, war vor der Glut des deutschen Angriffsfiebers zerschmolzen.

Weit weniger glücklich war die 18. Armee gewesen, die aus der Front der Frühjahrsschlacht zwischen Montdidier und Noyon nach Süden vorgebrochen und gegen die dort noch immer starken französischen Reserven angelaufen war.

Foch erkannte sofort das Problematische des ganzen, für ihn so überraschenden wie peinlichen deutschen Erfolges. Gelang es, den deutschen Ansturm, wie bisher, auf den beiden Flügeln, bei Reims und nördlich des Waldes von Villers-Cotterets anzuhalten — dann konnte es schließlich nicht nur gleichgültig sein, ob er im Zentrum, nach der Marne zu, noch weiter Gelände gewann — im Gegenteil, jede Vertiefung des feindlichen Angriffskeils bedeutete zugleich eine Verlängerung seiner Flanken und damit ein Brüchigwerden des taktischen Aufbaues der Unternehmung. So flutete denn die gewaltige Operationsreserve der Entente nach zwei entgegengesetzten Richtungen dem neuen Schlachtfelde zu: der eine Teil stützte den stehengebliebenen Eckpfeiler des im Zentrum zertrümmerten Frontabschnittes bei Reims, der andere die entgegengesetzte Position nordwestlich Compiègne. Und nur die Mitte der deutschen Kräfte konnte fast ungehemmt vorwärtsstürmen: am 3. stiegen zum zweiten Male deutsche Bataillone ins Marnetal hernieder, und am Abend dieses Tages war die Marnelinie von Chateau-Thierry bis Dormans in deutscher Hand. Hier prallten dichte Massen von Amerikanern im Gegenstoß gegen die dünn besetzten deutschen Linien. Ihr tapferer Ungestüm ward von der Kriegserfahrung der deutschen Infanterie unter grausamen Verlusten leicht abgewiesen.

Digitized by Google

Ein Blick auf die neue deutſche Linie zeigt dem Laien ohne weiteres, in welch üble taktiſche Lage der deutſche Vorſtoß eben durch ſein unhemmbares Vorwärtsdringen geraten war. Zwiſchen Reims und Compiègne hing das erkämpfte Gelände als 55 Kilometer tiefer „Sack“ zwiſchen den dem Feinde verbliebenen Stellungen am Rande der Bergwälder von Reims und Compiègne. General Foch müßte ein Stümper geweſen ſein, hätte er ſich dieſe unſelige Folge eines großen deutſchen Sieges nicht über kurz oder lang zunutze gemacht.

Das Schlimmſte aber war noch nicht einmal die äußere Geſtalt des erkämpften Geländeabſchnitts, ſondern ſeine innere Beſchaffenheit im Hinblick auf jenes Moment, deſſen ausſchlaggebende Bedeutung ſich uns unzählige Male aufgedrängt hat: in bezug auf das Nachſchubweſen.

Der ganze, 103 Kilometer lange Frontabſchnitt zwiſchen Reims und der Bahnlinie von Noyon nach Compiègne konnte nur durch eine einzige Vollbahn

versorgt werden: es war die von Soissons nach Reims führende Bahn durch das Vesletal. Diese hatte wiederum innerhalb der deutschen Linien nur einen einzigen Verbindungsstrang: die Bahn von Soissons nach Laon. Ihr Begegnungspunkt, Soissons, lag noch innerhalb des Bereichs der französischen Ferngeschütze, und der Tunnel, den sie kurz vor der Stadt zu passieren hatte, war von den weichenden Franzosen noch eben rechtzeitig gesprengt worden und mußte wiederhergestellt werden. Zudem durchschnitten die beiderseitigen Stellungssysteme diesen Bahnkörper, der also erst ganz neu ausgebaut werden mußte. So konnte die Versorgung der kämpfenden Truppen tagelang überhaupt und später größtenteils nur durch Lastkraftwagenkolonnen bewirkt werden. Und der Betriebsstoff war längst sehr, sehr knapp geworden ...

Kaum hatte Anfang Juni die deutsche O.H.L. das weitere Vorgehen eingestellt, da begann sich auch schon das Unvermeidliche geltend zu machen: der „Sack" ward das Ziel eines ständig wachsenden konzentrischen Artillerieangriffs und bald auch heftiger feindlicher Gegenstöße. Die Truppen, die ihn halten mußten, litten schwer und nutzlos.

Und abermals fand Ludendorff die Kraft des Entschlusses nicht, das erkämpfte Gelände wieder preiszugeben. Er hätte es tun dürfen und tun müssen, ohne den strategischen Gesamtplan seiner Absichten zu gefährden. Denn diese zielten, nach dem Scheitern des ganz großen Durchbruchsgedankens, noch immer auf den Vorstoß gegen Calais. Das Unternehmen, das vom Chemin des Dames ausgegangen war, hatte nur Ablenkungszwecke verfolgt und diese zweifellos durchaus erreicht: die Reserven der Entente hatten sich in Flandern stark vermindert und um Reims und Compiègne geballt.

Anfang Juni mußte die 18. Armee noch einen großen Vorstoß aus der Linie Montdidier bis südwestlich Noyon unternehmen: den Versuch also, den westlichen, stehengebliebenen Eckpfeiler des überrannten feindlichen Frontabschnitts zu erschüttern. Was zu erwarten gewesen war, trat ein: gegenüber dem völlig vorbereiteten Feinde, der die entscheidende Wichtigkeit der Gegenwehr an diesem Punkte längst erkannt und seine Reserven hier konzentriert hatte, konnte der Angriff nicht durchdringen. Es war schon eine bedeutende Leistung, daß er noch auf seiner ganzen Breite bis zu 12 Kilometer tief das feindliche Stellungssystem einnahm und bis zum Nordrande des Waldes von Compiègne vorstieß. Hier blieb er nach schweren Verlusten liegen, ebenso wie ein zusammenwirkender Vorstoß, der gleichzeitig aus der Richtung von Soissons in ost-westlicher Richtung gegen den Eckpfeiler geführt worden war.

Jetzt spätestens hätte Ludendorff erkennen müssen, daß es Zeit wurde, das strategisch völlig hoffnungslose Unternehmen abzubauen und, wie er es im Frühjahr 1917 starkmütig getan hatte, den strategisch wertlosen Geländegewinn bis mindestens zur Vesle-Linie Reims-Fismes-Soissons wieder aufzugeben.

Was kann ihn bewogen haben, das Erkämpfte starrsinnig festzuhalten, nicht nur — nein, noch einen neuen Vorstoß zur Erweiterung der Errungenschaften an der Marne zu planen? In seinem Buche schweigt er sich über die Frage aus, obwohl die Kritik ihn bereits ernsthaft wegen der sinnlosen Beibehaltung des „Marnesacks" zur Rede gestellt hatte. Es gibt nur eine Erklärung: Ludendorff fing an, müde zu werden. Er hatte früher nie den Prestigeverlust gescheut.

Nun konnte die politische Abteilung des Generalstabs ihm täglich berichten, welch ungeheuren Eindruck in der ganzen Welt und zumal bei den Feinden die Tatsache machte, daß die Deutschen zum zweiten Male an der Marne und nur mehr 85 Kilometer von Frankreichs Hauptstadt entfernt standen. Zum zweiten Male vernahm der Pariser Tag und Nacht den Donner der Schlacht. Zum zweiten Male flohen Massen kleinmütiger Weltstädter aus der Bannmeile der Lichtstadt, in deren Häusermeer täglich aus der immer noch ungeheuren Entfernung der Front ein paar fürchterliche Granaten der deutschen Ferngeschütze niedersausten. Und die deutsche wie die deutschfreundliche neutrale Presse stimmten Jubelhymnen an, wiegten das deutsche Volk in eine Siegesstimmung, in der es den Zusammenbruch der Entente als unmittelbar bevorstehend ansah.

Mit Spannung wartete Ludendorff auf den Widerhall, den der Kanonendonner von der Marne in der französischen Kammer finden würde. Aber der „alte Tiger" war auf der Höhe seines Heroentums. Am 4. Juni fand die entscheidende Sitzung statt. „Allerdings," sagte der mächtige Greis, „wir weichen jetzt zurück, aber wir werden uns niemals ergeben. Wenn wir entschlossen sind, bis zum Ende zu gehen, so wird der Sieg unser sein ... Wir haben das feste Vertrauen, daß der bevorstehende deutsche Angriff scheitern wird. Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich schlage mich hinter Paris."

Wo blieb das deutsche Echo?

Die deutsche Propaganda war nicht müßig. Das Kriegspresseamt arbeitete seit einiger Zeit mit Hochdruck, um die deutsche Öffentlichkeit — nicht auf den tragisch beklemmenden Gegensatz zwischen dem äußeren Kampferfolg und seiner inneren Tragweite vorzubereiten, sondern sie in dem naiven und strohfeuerartigen Optimismus zu bestärken, den das äußerliche Bild des deutschen Vordringens noch einmal im hunger- und krisengeschüttelten Nervensystem der Nation entfacht hatte. Am 15. Mai war die Presse informiert worden, Amerika habe bis jetzt 150 000 bis 200 000 Mann Truppen in Europa. Es könne darauf hingewiesen werden, daß Amerika die gestellten Erwartungen nicht erfüllt habe, und daß unsere Berechnungen durchaus zutreffend gewesen seien. Und am 8. Juni ging der Presse nachstehende Information des Kriegspresseamts zu:

> „Da wir nunmehr vor einem Abschluß der gegenwärtigen großen Kämpfe im Westen stehen, deren Verlauf einen bedeutenden Erfolg und großen Sieg für uns zeitigte, haben wir nunmehr keine etwaigen Überraschungen Fochs mehr zu fürchten, zumal wir bereits durch unsere Märzerfolge die Initiative der Entente aus den Händen gerissen und die Operationsarmee des Generals Foch lahmgelegt haben. Der wichtigste Erfolg ist nun aber der, daß wir die Pläne des Feindes für das Jahr 1918 zunichte gemacht haben und der Feind keine Möglichkeit mehr besitzt, die Initiative zu ergreifen."

Ein sehr charakteristisches Bild! Es darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß in Clémenceaus kraftstrotzenden Erklärungen ein gut Teil gallischer Rodomontade enthalten gewesen ist. Er hielt es für politisch, die Situation noch weit schwärzer darzustellen, als er und der Generalissimus der Entente sie wohl selber angesehen haben. Die deutsche Kriegsleitung ging den umgekehrten Weg: die färbte ins Rosenrote um. Sie unterstrich das zweifellos günstige äußere Bild und unterschlug all die tief bedenklichen Momente, die es für das wissende Auge in sich schloß. Ein gewagtes Spiel — wenn der Umschlag kam ...

Digitized by Google

Die Heimat ließ sich nur zu gern täuschen. Sie lechzte nach Entspannung, nach Hoffnung. Die Front sah die Wirklichkeit: sie sah: es war wieder einmal nichts geworden. Der ganze Gedankengang des deutschen Soldaten war durch die siegreichen Kriege seiner geschichtlichen Vergangenheit wie auch durch die Erlebnisse des Weltkrieges auf die Empfindung eingestellt: wenn ich erst angreifen darf, dann ist auch der Sieg gewiß — dann muß der Feind in den Staub. So hatten Rußland, Serbien, Rumänien, Italien für seinen Begriff mit einer Niederwerfung der angegriffenen Nationen geendet. So hoffte, erwartete, glaubte er mit aller Kraft seiner Seele, daß dieser, ja dieser Angriff die Hauptfeinde, England und Frankreich, zertrümmern müsse. Und nun war es schon zum dritten und vierten Male nichts geworden. Nichts geworden? Hatte man nicht mit letzter Kraft und Inbrunst gekämpft? War man nicht überall mächtig, mächtig vorwärts gekommen, hatte Ströme erschütterter Gefangener, Unmassen von Geschütz und Kriegsgerät jeder Art hinter sich gelassen — genau wie in Polen, an der Donau, am Alt, am Isonzo und Tagliamento? Und lag nun doch wieder im improvisierten Schützengraben, mußte verzweifelt graben, um eine kümmerliche Deckung zu schaffen gegen den heransausenden Granatensturm — und Paris war fern, der Friede, die Heimat, die Stunde des Sattwerdens auch nur — fern — fern — fern ...

6.

Zum letzten Male trat auch die österreichisch-ungarische Armee um die Junimitte zum Sturm an. Auch ihrem Angriff lag ein Programm der Selbstbegrenzung zugrunde, wie insgeheim allen Stürmen Ludendorffs: auf einen Entscheidungsschlag, auch nur gegen Italien, rechnete man in Baden bei Wien beim K. u. K. Armeeoberkommando des Kaisers von der traurigen Gestalt so wenig wie bei der verbündeten O.H.L. droben in Spaa.

Österreich hoffte nur auf Entlastung für den hart kämpfenden Bundesgenossen, dessen Sieg auch den Krieg und die Rettung der Doppelmonarchie entscheiden müßte. Wenn es gelang, die Italiener noch ein Stück in den Schaft ihres Stiefels zurückzudrücken und einen Teil der englisch-französisch-amerikanischen Reserven nach der Südfront abzuleiten, dann hatte man seine Schuldigkeit getan.

Zum Vorstoß wurde die ganze K. u. K. Armee eingesetzt. Conrad, der jetzt, vom Oberbefehlshaber zum Armeeführer hinuntergestiegen, in Tirol befehligte, hatte beim Kaiser durchgesetzt, daß der Vorstoß aus Tirol auf die Nordflanke der italienischen Gesamtstellung angesetzt werden sollte. Statt dessen ließ sich der neue Chef des Generalstabs, Baron Arz, und in seinem Gefolge das Oberste Kriegsherrchen von den übrigen Armeeführern breitschlagen, noch einen Nebenstoß gegen den Monte Adamello am Tonale-Paß, einen Hauptstoß gegen den Monte Montello an der Nordecke des Piave-Abschnitts und zwei weitere Nebenstöße zwischen Montello und Meer zuzulassen. So „verkleckerte" die letzte Tat der einst so ruhmvollen Armee des Habsburgerreiches unter den Händen des letzten Kaisers in eine zerfahrene, kopflose, von der ersten Stunde ihres Beginns zum Scheitern verdammte Stümperei.

Digitized by Google

Die Truppe war nicht schuld. Sie hat sich fast überall noch einmal hervorragend geschlagen. Aber aus den schmutzigen Winkeln des K. u. K. Heeres war noch einmal die scheußliche Kröte Verrat emporgekrochen und hatte sich nächtens zum Feind hinübergeschlichen. Die Italiener wußten Bescheid.

Was schlimmer war: die artilleristische Vorbereitung scheiterte — nicht am Aufmarsch der Geschütze, aber an Menge, Güte und Einteilung der herangeführten Munition. Die Granaten waren miserabel gearbeitet, die Gasfüllung unwirksam, die Abnahme des elenden Materials bei den Fabriken ohne Gewissenhaftigkeit erfolgt. Auch die Ernährungszufuhr hatte versagt — durch lange Ruhe erfrischt, aber zuletzt ausgehungert, trat der tapfere österreichische Soldat zum Sturm an, um sich alsbald von seiner Artillerie im Stich gelassen zu sehen ...

Der von Conrad geführte Hauptangriff kam keinen Schritt weit vom Fleck. Die Piave konnte nur am Montello überschritten und das Hochplateau des Berges gewonnen werden. Überall anderswo gelang es nicht, den durch Regengüsse hoch angeschwollenen Fluß zu überschreiten. Bald wurde auch die Lage an der einzigen Stelle, wo etwas wie ein Erfolg erkämpft war, unhaltbar: die Angreifer, die den Montello erstiegen hatten, sahen sich in die Rolle der Verteidiger gedrängt und mußten, durch den rasenden Fluß von ihrem Nachschub abgeschnitten, das westliche Ufer wieder räumen. Die letzte Schlacht unter Habsburgs Fahnen endete in trübem Versagen.

So sehnsüchtig alle Freunde Deutschlands und des Bündnisses für die Offensive einen rettenden Erfolg erfleht hatten, so tief und bitter war nun ihre Enttäuschung, so groß der Jubel, so dreist die Sprache der inneren Feinde des Doppelreiches. Es war vergebens, daß Kaiser Karl nach einem Sündenbock suchte und — den am Mißlingen der Offensive unschuldigsten Mann, seinen besten General und treuesten Gefolgsmann, den Marschall Conrad v. Hötzendorf, sang- und klanglos in Pension schickte. Vergebens, daß er eine Geheimkommission des Reichsrats nach Verfehlungen der Generale und nach einem Verschulden an dem Fehlschlag der Offensive fahnden ließ. Vergebens, daß er wiederum nach vier Monaten „Fortwurstelns" den Reichsrat aufs neue berief; vergebens, daß der Ministerpräsident Seidler es unternahm, gegen die offenbar aufsässigen Slawen sich plötzlich wieder auf die von den K. u. K. Regierungen seit Jahrzehnten hundeschlecht behandelten Deutschen zu stützen. Dem Sturm, der die Folge des Mißlingens war, mußte Seidler weichen. Sein Nachfolger, der Professor Freiherr v. Hussarek, versuchte vergebens, noch einmal alle Völker unter der Parole vaterländischer Sammlung zu vereinigen. Kaum hatte es den Anschein, als könne es seiner wohlmeinenden, konzilianten Persönlichkeit gelingen, die Monarchie nach dem militärischen Versagen wenigstens politisch noch einmal aktionsfähig zu machen, da tat die Entente einen Meisterzug, der die letzten Träume von einer Möglichkeit der Wiedergeburt Österreich-Ungarns endgültig über den Haufen warf: Anfang August sprach die englische Regierung die Anerkennung der „Tschechoslowakischen Nation" als einer kriegführenden Partei aus! Amerika folgte.

Von Stund' an war mit den Tschechen überhaupt nicht mehr zu verhandeln. Österreich-Ungarn zerbröckelte in Atome. Zum militärischen Versagen gesellte sich der unaufhaltsame politische Verfall.

Digitized by Google

Ludendorff aber sah die Verhältnisse des Hauptverbündeten so wenig klar, daß er noch jetzt kein Bedenken trug, österreichische Verstärkungen für die Westfront anzufordern! Tatsächlich kamen auch im Juli nach langem Drängen zwei Divisionen, natürlich in einer elenden Verfassung, namentlich in bezug auf Munitionsversorgung. Nicht einmal zum Stellungskrieg unter westlichen Verhältnissen waren sie ohne längere Ausbildung zu gebrauchen. Im August und September sind noch zwei weitere gekommen — die sind gar nicht mehr eingesetzt worden. Die versprochene fünfte und sechste mußten nach Serbien gefahren werden, weil inzwischen Bulgarien abgefallen war ... Aber daß Ludendorff von den Truppen eines in weltkundiger Zersetzung befindlichen Landes noch militärische Leistungen erwarten konnte, ist ein neuer Beweis für seine völlige Unterschätzung des Seelischen im Kriege.

Viertes Kapitel

Verdüsterung

1.

Drei „Vorbereitungsstöße" waren mißglückt. Noch hielt Ludendorff an dem Gedanken fest, zu Anfang August in Flandern endlich den eigentlichen Hauptstoß zu führen. Vorher sollte noch ein vierter Ablenkungsangriff stattfinden, wiederum ohne strategisches Ziel, wiederum lediglich mit der „Hoffnung auf entscheidende Schwächung des Feindes in Flandern" und mit dem Nebenzweck der „Verbesserung der Verbindungen der 7. Armee". Dieser knappen Andeutung Ludendorffs liegt eine tiefernste Beurteilung der Lage der im Marnesack fechtenden Armeen zugrunde. Sie hatten, wie wir sahen, nur eine einzige Lebensader: die Bahn Soissons-Reims. Von ihr war aber nur die eine Kopfstation, Soissons, in deutschen Händen. Und wenige Kilometer von der Stadt entfernt zog sich die Front gegen den Wald von Compiègne. Zwar hatte der letzte Vorstoß gen Osten sie so weit vorgeschoben, daß der Eisenbahnknotenpunkt nach Laon zurzeit nicht mehr im Bereich des französischen Fernfeuers lag.

Digitized by Google

Aber im Winkel zwiſchen Aisne und Ourcq ſtand die Hauptmacht der feindlichen Heere. Wie, wenn ſie einen erfolgreichen Vorſtoß gegen Soiſſons unternahm und die Bahnſtation in ihren Beſitz brachte? Dann war der Marneſack von jeder Verbindung abgeſchnitten — es blieb nichts anderes übrig, als die ihn verteidigenden Armeen in tunlichſter Beſchleunigung zurückzuführen — die Möglichkeit unüberſehbarer Kataſtrophen trat ernſthaft in den Blickpunkt.

Gelang es aber, Reims zu nehmen, dann war man aller dieſer Sorgen enthoben: dort mündeten, zwar zurzeit durch die Stellungslinien unterbrochen, zwei Schienenſtränge von Laon und Rethel her. Sie konnten ohne allzu große Mühe wieder betriebsfähig gemacht werden. Dann ſtand nichts im Wege, den Marneſack noch länger zu halten — und ſo den Preſtigeverluſt freiwilliger Räumung eines ſtrategiſch wertloſen Geländegewinns zu vermeiden ...

So zog ein Fehler den anderen nach ſich. Unendliche Ströme des jetzt doppelt koſtbaren deutſchen Blutes mußten fließen, um eine Poſition zu halten, die man nur aus Verſehen erkämpft hatte — und die zudem nicht den Schatten einer Bedeutung für den Kriegsverlauf beſaß. Zur Zeit des Rückzugs von Warſchau, ja noch zur Zeit des Alberich-Rückzugs hatte man klarer und folgerichtiger gedacht, kühner und größer gehandelt.

Wer war's doch, der einmal geſagt hatte: „Je les grignote" — „ich knabbere ſie an"? Frankreich hatte den Anknabberer in Penſion geſchickt, trotz des Marneruhms.

Ludendorff aber wähnte, das deutſche Heer von 1918 könne ſich eine Anknabberungsſtrategie leiſten, bei der es den Franzoſen von 1916 zu dumm geworden war.

Noch einmal wurde in voller Ruhe und verhältnismäßiger Ordnung an den Aufbau des neuen Unternehmens herangegangen. Bis Mitte Juli ſollte der Aufmarſch abgeſchloſſen ſein.

Es kann und ſoll nicht beſtritten werden, daß der Angriff bei Reims notwendig war, um den großen Durchbruch in Flandern vorzubereiten. Denn dort ſtanden die feindlichen Reſerven noch immer, der Wichtigkeit des Abſchnitts für England entſprechend, tief geſtaffelt. Es mußte gelingen ſie wegzuziehen, ſonſt war der Angriff dort zwecklos. Eine andere Frage war: ob dem Heer in ſeiner heutigen Verfaſſung eine ſolche Anſpannung, die ein für den Soldaten verſtändliches Ergebnis für den günſtigſten Fall nicht einmal anſtrebte, noch zugemutet werden konnte.

Wenn Ludendorff betont, daß im Angriff das ungeheure moraliſche Übergewicht lag, und daß darum auf ſeine Fortſetzung freiwillig nicht verzichtet werden konnte — daß aber in der Verteidigung alle Schwächen des Heeres viel ſchärfer zum Ausdruck kommen mußten — und darin hat er recht — ſo konnte klares Denken daraus nur die Folgerung ziehen, daß wir nach dem Scheitern unſerer Frühlingsoffenſive, dem Verſagen der zweiten Angriffsgruppe und nun vollends nach dem völligen Zuſammenbruch der Schlagkraft der verbündeten Armee weder zum Angriff, noch zur Verteidigung mehr fähig waren. Daß alſo der Zeitpunkt gekommen war, die weiße Fahne zu hiſſen und Frieden zu erbitten — und wär's der Friede von St. Germain-en-Laye. Das wäre ein Entſchluß geweſen, in dem Größe war — jene Größe, die in des Großen Kur-

fürsten Exoriare lag. Wenn ein Volk bis an die letzte Grenze seiner Kraft gekämpft hat, heldenhaft, wie niemals zuvor in der Weltgeschichte ein großes Volk gekämpft hatte — dann durften und mußten seine Führer es veranlassen, die Waffen zu senken. Geschah dem ruhmvoll Besiegten dann unrecht, so war es tapfer und gerechtfertigt, auf den Rächer zu vertrauen, der einst „aus unseren Knochen" erstehen würde. Und uns wäre das schmachvolle Ende erspart worden.

Es ist grauenvoll, aus Ludendorffs Bericht vernehmen zu müssen, daß er die Zeichen der Zeit erkannt hat — aber nicht Klarheit und Besonnenheit genug besaß, sie richtig zu deuten.

Wie sah es rund um uns in der Welt aus — in jenen Sommertagen, als unser ausgepumptes Heer noch einmal zu neuem „Vorbereitungsstoß" sich aufraffen und bereitstellen mußte?

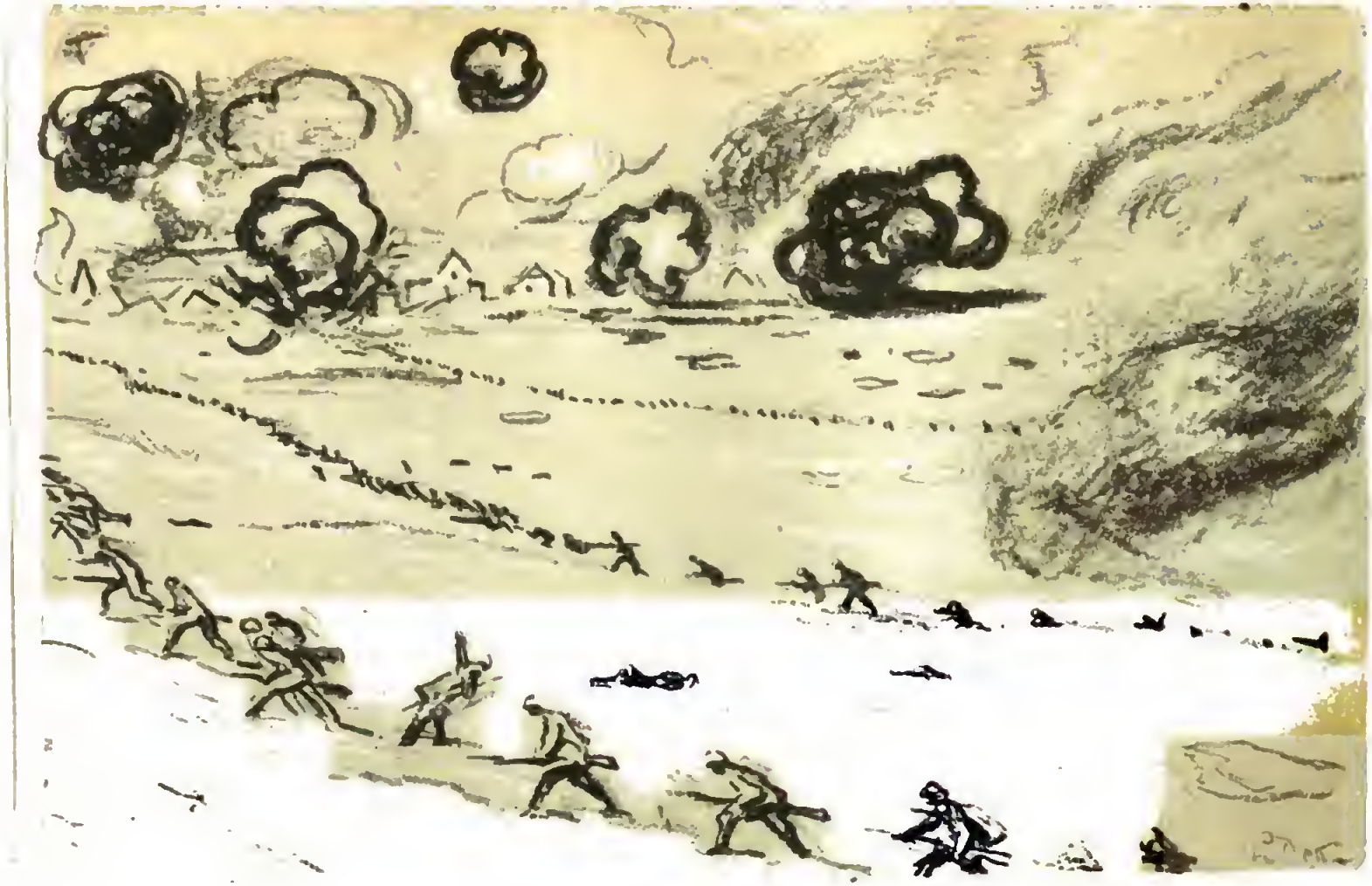
Der Zusammenbruch des kaiserlichen Rußland, der Zerfall des ungeheuren Reiches in zahllose nationale Atome, die Wahnsinnsherrschaft des Bolschewismus in Großrußland, die deutschen und türkischen Vorstöße, der Gegensatz Deutschlands und Österreich-Ungarns in der polnischen Frage, die immer deutlicher sich ankündigende Auflösung der Doppelmonarchie — das alles hatte die Welt des Ostens in ein wüstes Chaos verwandelt.

Die bolschewistische Regierung war bei allem zur Schau getragenen Bemühen um die welterlösende Weltrevolution doch in ihren tiefsten Instinkten nationalistisch, altrussisch gesinnt. Der Diktatfriede von Brest-Litowsk hatte ihren Größenwahn vergrämt, ihr völkisches Empfinden mit Füßen getreten. Trotzdem war das deutsche Auswärtige Amt naiv genug, von ihr Loyalität zu erwarten und vorauszusetzen. Auch dann noch, als am 6. Juli der deutsche Gesandte, Graf Mirbach, in Moskau ermordet wurde. Statt die Folgerungen zu ziehen und dem russischen Gesandten Joffe seine Pässe auszuhändigen, ließ die deutsche Regierung es bei unaufrichtigen Sühneangeboten bewenden und schickte als Nachfolger Dr. Helfferich, der aber auch nichts ausrichten konnte und bald nach Berlin zurückkehrte. Trotzdem durfte Joffe in Berlin bleiben und seine freche Propaganda für die bolschewistischen Ideen ungestört fortsetzen.

Die Entente hatte es tatsächlich doch fertiggebracht, mit der bolschewistischen Regierung in Fühlung zu kommen. Diese hatte ihr gestattet, aus den in Rußland befindlichen österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen die dem tschechischen und slowakischen Volksstamm Angehörigen herauszuziehen und zu neuen Truppenverbänden zusammenzustellen. Sie sollten über die sibirische Bahn rund um den Erdball nach Frankreich gebracht werden, um dort gegen uns zu kämpfen.

Inzwischen hatte der unleugbare Zusammenhang, den die bolschewistische Regierung, trotz aller Intrigen gegen Deutschland, mit den Mittelmächten aufrechterhalten durfte, die Entente überzeugt, daß auf die Dauer das neue Rußland nicht gegen die Mittelmächte einzuspannen sein würde. Kurz entschlossen nahm sie nun gegen den Bolschewismus Stellung, und zwar mit ihrer ganzen gewohnten brutalen Entschiedenheit. Sie hielt die tschechoslowakischen Verbände auf dem Transport an, ließ sie die sibirische Bahn besetzen und sperrte auf diese Weise die Sowjetregierung vom ganzen asiatischen Rußland ab.

Dagegen scheiterte der Versuch der Entente, von der Murmanküste her, von der aus sie sich ursprünglich mit den Bolschewisten in Verbindung zu setzen



Sturm auf, marſch, marſch!

bemüht hatte, nun gegen sie zu wirken. Die Bolschewisten zerstörten die so mühevoll gebaute Murmanbahn, und die deutsch-finnischen Truppen legten sich der Küste des Weißen Meeres vor. Die Entente mußte hier auf ihre Pläne verzichten.

Während so die Feinde allmählich sich anschickten, die Macht des Bolschewismus zu brechen, um eine ententefreundliche Regierung in Rußland ans Ruder zu bringen, bestand ein schroffer Gegensatz der Auffassung hinsichtlich der Behandlung des Bolschewismus zwischen Regierung und O.H.L. Erstere, vertreten durch das vom Staatssekretär v. Kühlmann geleitete Auswärtige Amt, bestand darauf, um jeden Preis mit der bolschewistischen Regierung in Fühlung und sogar in guten Beziehungen zu bleiben, um sie zu stützen und zu verhindern, daß sie aufs neue die nicht unbeträchtlichen Kräfte der von ihr geschaffenen Roten Armee gegen Deutschland wende. Ludendorff dagegen hätte am liebsten „einen kurzen Schlag auf Petersburg, mit Hilfe der Don-Kosaken auch einen solchen auf Moskau" geführt, um „die uns innerlich so feindliche Sowjetregierung zu beseitigen". Er war sich bewußt, daß das Bestehen einer großen Republik im Rücken Deutschlands eine ungeheure Bedrohung des monarchischen Gedankens, ja der Zukunft der Monarchie in Deutschland bedeutete. Eine stärkere Stütze für die offensichtlich wankende Dynastie Habsburg und damit auch für die Dynastien des Deutschen Reiches war allerdings nicht denkbar, als die Wiederaufrichtung des Zarismus in Rußland.

Ein weiterer Lieblingsplan Ludendorffs im Osten war die endgültige Angliederung der baltischen Provinzen Rußlands und womöglich auch Litauens an Deutschland. Auf sie arbeitete er mit allen Mitteln hin. Kurland, Estland und Livland wurden zu einem militärischen Verwaltungsbezirk, dem „Baltikum", vereinigt. Ludendorff hoffte hier ein Siedlungsgebiet für die in Rußland versprengten und nun vom bolschewistisch gefärbten russischen Nationalismus hart bedrängten Deutschen und außerdem für unsere aus dem Felde heimkehrenden deutschen Soldaten zu schaffen und damit zugleich das Deutschtum gegenüber den Esten und Letten zu stärken. In diesen Fragen kam die bolschewistische Regierung den Deutschen erheblich entgegen, ebenso wie sie die Selbständigkeitswünsche der von Deutschland unterstützten Georgier des Kaukasus berücksichtigte. Aber über die einzelnen Ausführungsmaßregeln gab es zwischen Auswärtigem Amt und der O.H.L. beständig Meinungsverschiedenheiten. Auch in Litauen, das Ludendorff ebenfalls an Deutschland angegliedert zu sehen wünschte, kamen die Verhandlungen über einen künftigen Anschluß nicht vom Fleck. Ebensowenig gelang es, mit Österreich-Ungarn über die Behandlung der polnischen Frage zu einer Verständigung zu kommen. Czernins Nachfolger Baron Burian bestand noch immer auf der „austro-polnischen Lösung", also auf einer Besetzung des künftigen polnischen Königsthrons mit einem habsburgischen Prinzen.

Mit solchen ungeheuerlichen Zukunftsproblemen, die alle doch eine völlig siegreiche Beendigung des Krieges gegen die Westmächte voraussetzten, schleppte sich Ludendorff in eben jenen Wochen, als die Aussichten auch nur zu einer dauernden Verteidigung der Westfront für jedes offene Auge zu wanken begannen ... Dabei konnten hier nur die wichtigsten Grundzüge der irrsinnig verwickelten und verschrobenen östlichen Verhältnisse hervorgehoben werden.

Digitized by Google

Fast gespenstisch berührt uns heute all dieses Bemühen um ferne und phantastische Möglichkeiten, das im Hirn unseres obersten Heerführers in einer Zeit sein Wesen trieb, als die innere Zersetzung des Volkes und Heeres, die unausbleibliche Folge der Überanspannung seiner Leistungskraft, längst mit tausend unübersehbaren Zeichen ein Menetekel nach dem anderen an die Wände schrieb, die Ludendorffs Arbeitszimmer umschlossen ...

2.

Daheim sah man klarer. Draußen, beim Feldheer, im Großen Hauptquartier, inmitten des Generalstabs zumal verdeckte das reibungslose Funktionieren des militärisch geölten Apparats dem Blick des Feldherrn noch immer das Schwinden aller Grundlagen seiner Pläne und Zukunftsgesichte. In Berlin sah man die Dinge in ihrer nackten, unvertünchten Wirklichkeit. Man sah: dies Volk war es satt, sich das letzte Mark aus den Knochen pressen zu lassen — und das für Ziele, die man ihm nicht einmal klar zu erkennen gab. Für Ziele, von denen es alle, die über die deutschen Grenzpfähle hinauswiesen, in seiner überwiegenden Mehrheit grundsätzlich ablehnte. Für eine Monarchie, die offenbar nicht die Macht besaß, ihre Versprechungen einer freiheitlichen Gestaltung des nationalen Aufbaues gegenüber dem Widerstande der herrschenden und zudem durch die Autorität der O.H.L. gekräftigten Kreise durchzusetzen.

Man sah noch mehr: man sah, daß selbst bei dem besten Willen des deutschen Volkes, sich noch länger des Ansturms der ganzen Welt zu erwehren, eine dauernde Behauptung gegen die von Tag zu Tag furchtbarer anschwellende Übermacht der Gegner nicht möglich sein werde. Man erkannte die ganze Fragwürdigkeit unserer lediglich taktischen Siege, die heillose Verstrickung unseres Vorstoßes zwischen den unerschütterlichen Eckpfeilern von Reims und Compiègne, die täglich wachsende Macht der amerikanischen Streitkräfte, die allmonatlich sinkende Versenkungsziffer der U-Boote. Man sah, daß im gewaltigen Wettringen der Industrien, das hinter der blutigen Auseinandersetzung der Kampffronten stand, die deutsche, trotz ungeheuerster Leistungen, allmählich unrettbar ins Hintertreffen geriet — geraten mußte. Daß, wie die österreichische Industrie nicht mehr die nötigen Granaten für die Piave-Brenta-Offensive hatte liefern können, so die deutsche nicht mehr zugleich Waffen, Granaten, U-Boote, Lastkraftwagen und — — Tanks liefern konnte — jene Tanks, die nach Ludendorffs Auffassung für unsere Angriffe nicht vonnöten gewesen waren. Daß also auch der Apparat zu versagen begann. Von dem völlig zerrütteten Eisenbahnwesen ganz zu schweigen. Aus all dieser Erkenntnis heraus hatte der Staatssekretär v. Kühlmann Beziehungen nach England anknüpfen können, welche die Hoffnung auf die Möglichkeit eines Friedens auf Grund des status quo ante, der Wiederherstellung der Verhältnisse vor dem Kriege, eröffneten.

In der dritten Juniwoche hielt der englische General Smuts in Glasgow eine Rede, in der es hieß: „es gebe Leute, die unter einem alliierten Sieg die vollständige Niederzwingung Deutschlands, die Überschreitung des Rheins und die Diktierung des Friedens in Berlin verstünden: er, der Sprecher, rechne sich nicht zu diesen".

Digitized by Google

Mit dieſem Telegramm in der Hand hielt v. Kühlmann am 24. Juni eine Rede, welche beſtimmt war, die öffentliche Meinung Deutſchlands vorſichtig auf die Notwendigkeit, aber auch die Möglichkeit eines Friedens ohne Annexion und Kriegsentſchädigung vorzubereiten. Ihre entſcheidenden Sätze waren die folgenden:

„Solange jede Eröffnung von dem andern als Friedensoffenſive, als Falle, als falſche Unternehmung, um zwiſchen den Verbündeten Zwietracht zu ſäen, aufgefaßt wird, ſolange jeder Annäherungsverſuch von den Gegnern einer Annäherung in den verſchiedenen Ländern ſofort aufs heftigſte denunziert wird, ſo lange iſt nicht abzuſehen, wie irgendwie ein Gedankenaustauſch eingeleitet werden kann, der zum Frieden führen ſoll.

Ohne ſolchen Gedankenaustauſch wird bei der ungeheuren Größe dieſes Koalitionskrieges und bei der Zahl der in ihm begriffenen auch überſeeiſchen Mächte durch rein militäriſche Entſcheidung allein ohne alle diplomatiſchen Verhandlungen ein abſolutes Ende kaum erwartet werden können."

Kühlmanns Wort gelangte in einer entſtellten Form in die Öffentlichkeit. Noch in Ludendorffs Buche findet ſich Kühlmanns Äußerung in der völlig ſinnentſtellenden Form zitiert: „der Krieg könne nicht auf dem Schlachtfelde entſchieden werden".

In dieſer Geſtalt aber durchzuckte ſie ganz Deutſchland und vor allem die Armee. Wer, der jene Tage fühlend, leidend, handelnd mit durchlebt hat, entſänne ſich nicht ihrer niederſchmetternden Wirkung?

Gegen die Erklärung, daß der Krieg durch rein militäriſche Entſcheidungen ein abſolutes Ende kaum finden könne, erhob ſich bei den annexioniſtiſch geſtimmten Parteien des Reichstags und in ihrer Preſſe ein Sturm.

Kühlmann wurde nach Spaa befohlen. Am 7. Juli hielt er dem Kaiſer Vortrag über die Lage, wie er ſie ſah.

In heller Empörung trafen Hindenburg und Ludendorff in Spaa ein. Vor einem Jahre hatten ſie Bethmann zum Sturz gebracht. Jetzt erzwangen ſie Kühlmanns Verabſchiedung. Die Preisgabe Kühlmanns durch den Kaiſer konnte von der Entente nur dahin verſtanden werden, daß Kühlmanns Auffaſſung von der Möglichkeit eines Verſtändigungsfriedens auf der Baſis des status quo ante von den in Deutſchland zurzeit noch entſcheidenden Kräften abgelehnt wurde. Und das bedeutete zugleich das Abreißen der Beziehungen, die Kühlmann nach England hinübergeſponnen hatte.

Kühlmanns Nachfolger, der Admiral v. Hintze, ſuchte Ludendorff Mitte Juli, vor Antritt ſeines Poſtens, in Avesnes auf und legte ihm die „förmliche und beſtimmte Frage vor, ob er ſicher wäre, mit der jetzigen Offenſive den Feind endgültig und entſcheidend zu beſiegen?" Ludendorff wiederholte die Frage und erklärte: „Darauf antworte ich mit einem beſtimmten Ja." Ludendorff begrüßte den neuen Mann, weil er ihn „für eine ſtarke Natur hielt". Er ſollte eine bittere Enttäuſchung erleben.

Hindenburg und Ludendorff vertrauten mit dem Oppoſitionsredner vom 24. Juni, dem Grafen Weſtarp: „Wie unſer gutes Schwert uns den Frieden im Oſten gebracht hat, ſo wird unſer Schwert uns den Frieden auch im Weſten bringen müſſen."

Frage bloß: ob das Schwert wirklich noch gut war!

Dieſes „milizartige" Heer hatte eine neue furchtbare Enttäuſchung erlebt. Wohl war, darin hat Ludendorff recht, „der Glaube an einen guten Ausgang

Digitized by Google

des Krieges auch bei uns noch vorhanden". Aber es war ein bläßlicher, hektischer Glaube — er hatte viel Ähnlichkeit mit dem felsenfesten, verzweifelten Genesungsglauben des rettungslos Schwindsüchtigen ... Schließlich empfanden ihn bloß noch die „Besten", das heißt die grundsätzlich und nach ihrer ganzen Lebensstimmung autoritätsgläubigen Elemente des Heeres und Volkes — und das waren weder die klarblickendsten noch die einflußreichsten. Im übrigen waren ja auch Kräfte in Masse am Werk, um den zähesten Glauben zu erschüttern. Die feindliche Offensive gegen die deutsche Seele arbeitete mit nie erhörtem Hochdruck, überschüttete die deutschen Fronten mit ihren Gasbomben in Flugblatt- und Broschürenform. Und mit einer geradezu kindlichen Hilflosigkeit und Schwerfälligkeit standen die deutschen Propagandabehörden, auch die militärischen, diesem teuflischen „Kriegsmittel" gegenüber. Die Regierung vollends des Grafen Hertling war in diesem Punkte genau so verständnislos wie die Bethmannsche. Die von Ludendorff immer wieder geforderte Bestellung eines Propagandaministers unterblieb noch immer.

Der Werbung von außen arbeitete die innere in die Hand. Der bolschewistische Gesandte in Berlin, Herr Joffe, versah sie mit reichen Geldmitteln. Vergebens warnte die O.H.L. und verlangte die Abstellung dieses verbrecherischen Treibens. Der Radikalismus steckte jetzt seine Ziele immer weiter. Er bereitete den Umsturz systematisch vor. Nach dem eigenen Geständnis ihrer Führer hat die Unabhängige sozialistische Partei ihre Leute zur Fahnenflucht hier, zum Überlaufen da, zu systematischer Bearbeitung der Front im Sinne der Desertion und des Umsturzes dort angeleitet, „und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen".

Und nun setzte auch das systematische Streben ein, eine Kluft zu schaffen zwischen Mannschaft und Offizier. Auch hier hatte Rußland das Vorbild und die geistigen Waffen geliefert. Diese Hetze gründete sich auf einen Fehler im Charakter unseres Volkes, der wohl als das deutsche Nationallaster bezeichnet werden muß und schon von Tacitus erkannt worden ist: auf den Neid ...

Solange in der Armee das Vertrauen noch lebte, daß ihre Führung ihr schließlich doch noch die Bahn zum Endsieg öffnen werde — so lange blieben alle die bösen Instinkte, welche der Masse den Offizier zum Träger und Symbol der verhaßten Klassengliederung machten, noch halb ins Unterbewußtsein zurückgedrängt. Aber in dem Maß, in dem dieses Vertrauen erlahmte, stiegen jene dunklen Urtriebe aus den Seelentiefen ins wache Gefühl empor. Nun fanden die Hetzworte der feindlichen wie der heimatlichen Werbeschriften plötzlich ein Echo im Herzen des Soldaten. Aus drei Wahrheiten und hundert Lügen wurde ein Zerrbild des Offiziers erstellt, das jeder Tag an der Front vieltausendfältig Lügen strafte. Gewiß, der Offizier von 1918 war nicht der von 1914. Kaum einer jener Kompagnie- und Zugführer, die am 30. Mai 1918 an der Spitze ihrer Schützenlinien ins Marnetal herniederschauten, war an jenem zweiten September, als wir zum erstenmal die Höhen südlich des Ourcq überstiegen hatten, schon mit dabei — war damals überhaupt schon Soldat gewesen. Aber Kamerad dem Kameraden im Gefecht sind all die prachtvollen Jungen doch bis zuletzt gewesen, die, mehr Landsknechte freilich als Offiziere, im letzten Kriegsjahr das deutsche Heer noch zu Ruhmestaten geführt haben, die sich vom

Digitized by Google

dunklen Grunde des Erlahmens der nationalen Kraft nur leuchtender abhoben. Ich will in diesem Buche grundsätzlich nicht persönlich werden. Ich könnte sonst Heldenlieder anstimmen ohne Zahl — auf „Mannschaften" und auf Offiziere. Sie sind, die Guten unter ihnen, und das war hüben wie drüben die überwältigende Mehrzahl, einer des anderen würdig gewesen — bis zuletzt — bis zum gemeinsamen stolzen Heimzuge der Unbesiegten.

Der Gegensatz zwischen Offizier und Mann hat das Zusammenleben und Zusammenarbeiten der Truppe ernsthaft niemals beeinträchtigt. Aber der Grund war gelegt für eine Zuspitzung dieses Gegensatzes, der ausbrechen mußte, wenn der Geist des Heeres einen letzten, entscheidenden Stoß erhielt.

Viel schlimmer war der Gegensatz zwischen Mann und Mann — der Abstand zwischen den guten und den allmählich immer massenhafter auftauchenden schlechten Elementen in Reih' und Glied. Der zwangsweise wieder eingestellte Heimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft — der berufsmäßige Agitator des Umsturzes — der verlotterte siebzehnjährige Munitionsarbeiter und Lebejüngling der Mietskaserne — das waren die „Kameraden", die den alten Geist der Hingebung und Pflichttreue unterhöhlten. In der einst so glänzenden und angriffsfrohen bayrischen Armee hatte der Widerstand gegen den Krieg eine partikularistische Note. Die Propaganda der inneren und äußeren Feinde hatte auch hier ihr Schlagwort geprägt. Für den norddeutschen Proletarier wurde der Krieg zum „Kapitalistenkrieg" gestempelt, für den bayrischen Bauern zum „Preußenkrieg".

War die Armee selber noch intakt — ihr Nährboden, die Ersatzbataillone in der Heimat, waren es nicht mehr.

Alles in allem genommen: das deutsche Schwert war nicht mehr „gut". Noch war es scharf genug, einen letzten Schlag zu führen — aber dieser mußte entscheidend sein und den ersehnten Endsieg bringen. Abermals ein „Vorbereitungsstoß" — das mußte bedenklich werden — selbst wenn er gelang. Wehe aber, wenn er verunglückte ... Von ihm würde sich das deutsche Heer schwerlich mehr zu einem sechsten Stoß erholen — der dann aber keinesfalls mehr die Kraft besitzen würde, der Hauptstoß zu werden. Der fünfte Ablenkungsstoß mußte den letzten noch vorhandenen Kräfteüberschuß verbrauchen.

Das alles war vorauszusehen — es war fast mathematisch vorauszuberechnen. Ludendorff hätte es erkennen müssen — wenn er es nicht absichtlich verkennen wollte — oder aber er besaß eben nicht die von ihm so oft für sich in Anspruch genommene Fühlung mit der Front. Er stand unter dem Bann der klangvollen Phrase, die Graf Westarp dem Staatssekretär v. Kühlmann entgegengeschmettert hatte: der Phrase vom „guten deutschen Schwert". Das deutsche Schwert war schartig.

3.

Ehe der Vorhang sich über dem letzten Akte der ungeheuren Tragödie unseres Volkes hebt, müssen unsere Blicke noch einmal in die weite Ferne schweifen, um einen Teil des deutschen Kampfes in raschen Zügen zu überfliegen, der sich, wie einst der Kreuzerkrieg und das Ringen auf den Wällen von Tsingtau, auf verlorensten Außenposten abgespielt hat und auf den Gesamtverlauf des

deutschen Schicksals ohne Einfluß geblieben ist — dessen Schilderung deshalb den Fluß der Gesamtdarstellung unterbrochen hätte — und freilich auch hier unterbrechen muß: des Krieges in den deutschen Kolonien.

Der Attrappencharakter des stolzen Gebäudes der deutschen Weltmacht von 1914 kommt dem rückschauenden Auge nirgend peinlicher zum Bewußtsein als bei der Betrachtung der verzweiflungsvoll tapferen Gegenwehr der Verteidiger unserer Kolonien, die nichts zu retten hatten als die Ehre. Unser ganzer Kolonialbesitz hatte uns nie anders als auf Widerruf seitens Englands gehört. Die Meerbeherrscherin im Ring unserer Feinde — und das überseeische Deutschland hatte nur noch Makulaturwert. Alles deutsche Blut, das um seiner Verteidigung willen geflossen ist, war vergeudet.

Hätten wir deshalb auf Kolonialerwerb verzichten sollen? Kolonien waren für uns eine Lebensfrage. Aber indem wir sie uns aneigneten und Millionen über Millionen in sie hineinsteckten, legten wir uns unweigerlich auf eine Politik fest, die einen Gegensatz zu England ein für allemal ausschloß. Das hat Bethmann gewußt. Ihm darf der Verlust der Kolonien nicht zur Last gelegt werden. Tirpitz lebte und schuf in der Illusion, es werde gelingen, uns über die „Gefahrzone" hinüberzumogeln. Es ist mißlungen. Das führte automatisch den Zusammenbruch unserer Kolonialpolitik herbei.

Das Heroentum unserer Kolonialkämpfer füllt trotzdem eines der stolzesten Ruhmesblätter im Buche der Geschichte unseres großen nationalen Verteidigungskampfes. Eben deswegen, weil es ein völlig hoffnungsloses Ringen war.

Der Kampf konnte um so länger genährt werden, je größer die Kolonie war.

Unser Inselbesitz in der Südsee fiel Australiern und Japanern zur wehrlosen Beute. Das kleine Togo war schon Ende August nach tapferem Widerstande seiner Polizeitruppen in englische und französische Hände gefallen. Hartnäckig wehrte sich die deutsche Schutztruppe Kameruns in erbittertem Buschkrieg. Schließlich trat sie Ende 1915 mit ihren schwarzen Kampfgenossen auf spanisches Gebiet über und verfiel der Internierung.

Auch Südwestafrika erlag schon im ersten Kriegsjahre nach wackerstem Kampfe. Seine Bewältigung hatte in Englands Auftrage die Südafrikanische Republik übernommen. Der Kommandeur der deutschen Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, schlug den ersten Angriff im September 1914 ab. Sein Nachfolger, Major Franke, wurde nach langwierigen Kämpfen von vielfacher Übermacht in den Norden der Kolonie gedrängt, hier gänzlich umstellt und, von Munition und Lebensmitteln völlig entblößt, zu ehrenvoller Waffenstreckung gezwungen.

Das Kleinod unserer Kolonien, Deutsch-Ostafrika, sah einen Heldenkampf, dessen ruhmreiches Gelingen sogar den Kampf der Heimat noch überdauert hat.

Die Schutztruppe bestand aus 260 deutschen Offizieren und Unteroffizieren und 4500 Farbigen unter Führung des Oberstleutnants v. Lettow-Vorbeck. Durch Einziehung der Reserven stieg die Zahl der Weißen bis auf 3000, die der Farbigen durch Werbungen bis Ende 1914 auf 6000, bis Anfang 1916 auf 12 000. Die Jahre 1914 und 1915 hindurch fanden nur zerstreute Kämpfe gegen kleinere englische und belgische Abteilungen statt. Anfang 1916 hatte England eine Streitmacht von 100 000 Mann bereit-

Digitized by Google

geſtellt, die nun in fünf Kolonnen konzentriſch in die Kolonie einbrach, um die Verteidiger, die in weit auseinandergezogenen Abteilungen an den Grenzen des ausgedehnten Schutzgebietes ſtanden, in der Südoſtecke zuſammenzudrängen und zur Übergabe zu zwingen. Ihr Führer war der Burengeneral Smuts, an deſſen Stelle ſpäter General Dewenter trat. Im November 1916 war es gelungen, die Deutſchen auf ein etwa $^1/_7$ des ganzen Gebiets der Kolonie umfaſſendes Gelände nördlich der portugieſiſchen Kolonie zu beſchränken. Hier wurden ſie im Jahre 1917 konzentriſch angegriffen und ſchließlich auf das Hochland von Makonde gedrückt. Von mehr als zwanzigfacher Übermacht umſtellt, faßte Lettow jetzt den kecken Entſchluß, nach Portugieſiſch-Oſtafrika durchzubrechen.

Ein toller Zug begann. Nur noch 278 deutſche, 2000 ſchwarze Kämpfer und 4000 Träger bildeten Lettows „Armee", als er am 25. November 1917 den Grenzfluß Rowuma überſchritt und in das Wüſtenland der portugieſiſchen Kolonie hineinſtieß. In kecken Kreuz- und Quermärſchen wußte er ſich immer wieder der Umklammerung durch die engliſchen und portugieſiſchen Streitkräfte

zu entziehen. Dabei ſchlug er in vielen Treffen die Verfolger, lebte von der reichen Beute, die ihm zufiel, und trat ſchließlich nach 2600 Kilometer langer Irrfahrt auf portugieſiſchem Gebiet am 28. September 1918 auf deutſches zurück, um aber bald ſchon in die engliſche Kolonie Nord-Rhodeſia einzufallen. Inzwiſchen zum General aufgerückt, erhielt er hier am 13. November die erſchütternde Kunde vom deutſchen Waffenſtillſtande. Seine Schar beſtand noch aus 30 deutſchen Offizieren, 125 deutſchen Unteroffizieren und Mannſchaften, 1168 Askari und 1522 Trägern. Der Feind ehrte die Unbeſiegten, indem er den weißen Truppen ihre Waffen beließ (Immanuel, Der Weltkrieg, S. 343 bis 350). Ungekränkt, die Herzen von Schmerz und Stolz geſchwellt, kehrten ſie in die bezwungene, geſchändete Heimat zurück. Ihr Kampf iſt ein ſtrahlendes

Digitized by Google

Heldenlied für ſich — der Name Lettow-Vorbeck wird für ewige Zeiten in der Walhalla deutſchen Soldatenruhms prangen.

Noch rang die kleine Schar der Verteidiger Deutſch-Oſtafrikas, der Heimat fern, ſich durch die Einöden der portugieſiſchen Kolonie, als auf Frankreichs blutgetränkten Gefilden der letzte Akt der ſchaurig-erhabenen Welttragödie anhob. Die deutſchen Kanonen, deren trotziges Gebrüll in der Nacht vom 14. zum 15. Juli gegen die franzöſiſchen Stellungen weſtlich und öſtlich von Reims losheulte, ſpielten ihm die Ouvertüre.

Fünftes Buch

Das Ende

Erſtes Kapitel

Vom Ausfall zur Breſche

I.

Alles, was geſchieht, iſt notwendig. Der Ziegelſtein, den ein Windſtoß vom Dache reißt, kann ein einzelnes Menſchenleben vernichten. Wenn ſich das Schickſal eines Volkes vollzieht, dann mag es oberflächlicher Betrachtung wohl ſcheinen, als lenke der Zufall den Ablauf einer einzelnen, vielleicht gar der entſcheidenden Handlung des Geſamtgeſchehens. Tieferer Erkenntnis rundet ſich das Bild weltgeſchichtlicher Kataſtrophe zu einer ſchaurig-erhabenen Harmonie ab, in der ſelbſt das Unvorausſehbare, das ſcheinbar Willkürliche den Stempel einer gigantiſchen Geſetzmäßigkeit empfängt.

„Unda fert nec regitur“ — „die Woge reißt dich hinweg, beherrſchen kannſt du ſie nicht,“ hat der ſtärkſte aller Deutſchen, hat Bismarck geſagt. Scheine ein Unternehmen noch ſo „geſunde Grundlagen“ zu haben, wie es Ludendorff für den Angriff von Reims in Anſpruch nimmt — wenn es in der Geſamtentwicklung der Schickſalsabfolge an falſcher Stelle ſteht, ſo ſteht es auch in allen ſeinen Einzelheiten „unter einem ungünſtigen Stern“.

Nicht nur, daß die Kräfte des ſeit vier Monaten immer wieder zwiſchen Hoffnung und Enttäuſchung hin- und hergeſchleuderten deutſchen Heeres einem neuen Mißerfolge nicht mehr gewachſen waren — ſeine Führung hatte ihm ſchier Unlösbares zugemutet. Das Mißlingen war der unverhältnismäßig wahrſcheinlichere Fall. Und darum wirkt es wie eine dämoniſche Notwendigkeit, daß eine ganze Anzahl widriger Zufälligkeiten den ſchmalen Weg zum Gelingen noch feſter verrammelte.

Unlösbar war die Aufgabe. Die 7. Armee sollte aus der Linie Dormans-Reims sich beiderseits der Marne durch den Reimser Bergwald auf Epernay vorkämpfen. Die 1. und 3. Armee sollten aus der Linie Prunay-Tahure, über das alte Kampffeld der Champagneschlachten von 1915 und 1917, auf die Marne zwischen Epernay und Chalons vordringen. Reims selbst, von Westen und Osten umgangen, würde dann, von seinen rückwärtigen Verbindungen abgeschnürt, zur Übergabe gezwungen sein ... Reims, das der deutsche Rückzug von 1914 in kopfloser Überhastung den Franzosen überlassen hatte ... So schauerlich griffen über vier Schreckensjahre hinüber die Fehler des Kriegsbeginns und des Kriegsendes ineinander.

Die Fehler. Vor zwei Monaten war der deutsche Angriff ganz glatt über die Aisne und die Vesle hinübergekommen. Hätte die deutsche O.H.L. vor dem Hindernis eines Flußüberganges im feindlichen Feuer zurückschrecken sollen? Eines Unternehmens, das im Weltkrieg unzählige Male gelungen war? Es konnte gelingen — es ist gelungen. Aber es hat den ersten Anlauf gehemmt — der aus der Tiefe sich zunächst über den Fluß und dann in die Höhe kämpfen mußte — während am 27. Mai der Ansturm, als er das Aisnetal durchsauste, bereits vom Schwung der Überwindung des Damenweges beflügelt war. Dann aber mußte der Ansprung, kaum daß er über die Marne gesetzt war, wider das batterienumpanzerte Walddickicht des Reimser Forstes anprallen, der sich der Vereinigung der beiden Sturmgruppen als mächtiges Hemmnis in den Weg legte. Der Rücken der Festung Reims war nicht minder stark gepanzert als ihre Brust — an die der Angriff sich nicht herangetraute. Hieß das Ganze nicht den Fehler Falkenhayns vor Verdun wiederholen? Hieß es nicht „den Stier bei den Hörnern packen"?

Trotzdem: das tollkühne Unternehmen konnte gelingen — aber nur unter einer einzigen Bedingung: wenn die Überraschung, die in der Picardie und an der Aisne geglückt war — auch an der Marne gewahrt blieb. Sie ist nicht gewahrt worden.

Einen kolossalen Artillerie- und Munitionsaufmarsch hatten auch die geglückten Überraschungsoffensiven benötigt. Zweimal war er, in diesem Jahre schon, wider alles Verhoffen, den tausend Augen und Ohren der feindlichen Spionage entgangen. Das dritte Mal hat der zweite deutsche Erbfehler, die renommistische Schwatzhaftigkeit, das Gelingen vereitelt. „Tatsache ist," schreibt Ludendorff mit empörungbebender Hand, „daß in ganz Deutschland in unverantwortlicher Weise von einem Angriff bei Reims gesprochen wurde."

Aber wenn der Feind noch im Zweifel sein konnte, was ihm bevorstehe — Verrat hat nachgeholfen. Und diesmal waren es keine Elsaß-Lothringer, wie bei Verdun, nicht „zwei Mann einer Minenwerferkompagnie", wie im März vor St. Quentin, die böswillig oder töricht geschwatzt haben — ein deutscher Pionierhauptmann der 7. Armee durchschwamm, Ludendorffs immer wiederholtem Befehl zuwider, am Südufer der Marne keine Erkundigungen vorzunehmen, den Fluß, um Übergangsstellen zu finden. Er wurde gefangengenommen und hat dem ihn vernehmenden feindlichen Nachrichtenoffizier viel, ja so gut wie alles erzählt, was der Feind zu wissen brauchte. Nicht besser handelte ein Offizierstellvertreter der schweren Artillerie, der in Gefangenschaft geriet.

Digitized by Google

Die alten Deutschen pflegten Verbrecher, deren Taten so schmutzig und schmählich waren, daß sie der Volksgemeinschaft zum Schimpf gereichten, in finsterer Nächte Geheimnis lebendig zu verscharren. Dem Andenken der zwei Buben geschehe ein Gleiches.

Nun wußte Foch, was er zu erwarten hatte — und wo. Er war längst im allgemeinen vorbereitet. Noch mehr: er war entschlossen, den Augenblick des neuen deutschen „Ablenkungsstoßes" zu benutzen, um nun endlich seinerseits von der lange notgedrungen beobachteten Verteidigung zum Angriff überzugehen. Die deutsche O.H.L. hatte es ihm gar zu bequem gemacht. Sie ersparte ihm die Mühe, ihre in jahrelanger Befestigungsarbeit ausgebaute Hauptwiderstandslinie zu berennen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, die beiden phantastisch nach Art eines großen W aus der alten Abwehrstellung herausbaumelnden Bastionen, die ihre erste und zweite große Anstrengung erkämpft hatte, zu halten. Die improvisierten Verteidigungslinien, die der Soldat während des Kampfes mit seinem Infanteriespaten ins Berggelände zwischen Oise, Aisne und Ourcq hineingeschaufelt hatte, die boten sich dem Angriff als dankbarstes Ziel wie von selber dar.

Schon längst hatte Foch einen großen Teil seiner Reserven im Walde von Villers-Cotterets konzentriert, um sie bei passender Stunde gegen die Westflanke des Marnesacks vorzutreiben. Und vor allem hatte er hier die große, fürchterliche Überraschung vorbereitet, die dem Kriege die Wende bringen sollte.

Die „Generalprobe", welche die Tanks im Frühjahr 1917 bei Juvisy und im Herbst bei Cambrai heruntergespielt hatten, war für die Entente eine Lehre gewesen. Ludendorff sollte recht behalten: diese Tanks hatten sich als Errungenschaften von zweifelhaftem Wert erwiesen. Wenn die erste Überraschung überstanden war, dann hatten sie für den deutschen Infanteristen ihre Schrecken verloren, boten seiner kecken Gewandtheit wie der Treffsicherheit der Abwehrgeschütze ein plumpes und fast wehrloses Ziel. Aus dieser Tatsache hatte Ludendorff die Folgerung gezogen, der Tank sei überhaupt nichts wert. Die Entente eine andere: er sei noch verbesserungsbedürftig ...

Die Rüstungsindustrien Englands und Amerikas hatten nicht gefeiert. Sie hatten zwei ganz neue Tanktypen erst konstruiert und dann in Massen hergestellt.

Ein kleiner, auf Rädern laufender, schnell beweglicher und wendiger Tank war für den eigentlichen Tankangriff bestimmt. Er führte Maschinengewehre und trotz seiner Winzigkeit auch Schnellfeuergeschütze. Ihn würden die Granaten nicht treffen, den Handgranatenbündeln würde er entlaufen, und über die Trichter und Gräben würde auch er hinüberklettern.

Daneben war ein zweites Modell ersonnen worden: eine Art trojanischen Pferdes aus Stahl. Ein Koloß. Er diente nicht als Angriffs-, sondern als Transportmittel — als Panzerzug ohne Schienen. Er nahm ganze Züge von Maschinengewehrschützen auf, um sie in seinem Bauch über Stacheldrahtverhaue und Schützengräben hinweg in den Rücken der deutschen Linien zu tragen. Dort würde er sie absetzen, gelassen zurückstampfen und neue schwerbewaffnete Angreiferscharen in den Rücken der deutschen Kämpfer befördern ...

Digitized by Google

Und diese Doppelrotte von unverwundbaren Ungeheuern würde nicht in einer dünnen Reihe von fünfzig oder siebzig auf die Breite vieler Kilometer verteilt, sie würde in geschlossener Phalanx ganzer Bataillone lautlos vorbrechen, in künstlichen Nebel gehüllt ...

Diesmal hütete sich die Entente, „Generalproben" zu veranstalten. Foch plante eine Überrumpelung, gegen die alle bisherigen Überraschungsoffensiven wie Erinnerungen aus dem Mittelalter anmuten sollten. Die Kriegsmaschine sollte über das Heldentum des Mannesleibes, der Mannesseele ihren letzten entscheidenden Triumph davontragen.

Unter dem schützenden Laubdach des Waldes von Compiègne stellte Foch die ungeheuren Massen seiner neuen Kriegswerkzeuge bereit. Kein deutscher Flieger sollte sie erkennen.

So vorbereitet empfing der Generalissimus der Entente die Kunde, daß deutsche Männer, zu Gefangenen geworden, zu Verrätern am Kampf ihrer Brüder herabgesunken waren. Nun sah er völlig klar: er brauchte sich bis auf weiteres keines deutschen Angriffs zu versehen als des einen, dessen Richtung und Zeitpunkt er nun kannte. Er konnte seine Reserven von allen Fronten zusammenholen und sie an den beiden Eckpfeilern konzentrieren, zwischen denen der Marnesack baumelte. Beiderseits Reims, um es gegen den doppelten Feindesangriff zu stützen — bei Villers-Cotterêts, um dem Gegenangriff die letzte Wucht zu verleihen.

Die deutschen Gefangenen hatten, ihrer Wissenschaft entsprechend, den 12. Juli als den Tag des beabsichtigten Angriffs genannt. So war tatsächlich die Absicht der O.H.L. gewesen. Und Foch bereitete seinen Gegenstoß für den 14. Juli vor, den Tag des französischen Nationalfestes, den Jubeltag des Bastillesturms, den Geburtstag der Freiheit. Aber der 12. Juli verging, ohne daß der deutsche Angriff losbrach. Er mußte wohl verschoben worden sein. Und kaltblütig verschob auch Foch seinen Gegenstoß. Was galt ihm die sentimentale Erinnerung? Ihm war's wichtiger, daß der deutsche Angriff sich erst im Reimser Waldgelände festbeiße und festblute ... Dann würde er, im Rücken des deutschen Ansturms, in den Marnesack hineinstoßen.

Aber Foch hatte noch mehr gelernt. Er hatte den Deutschen ihr neues Verteidigungsrezept abgeguckt, das die Anstürme des Jahres 1917 zum Scheitern gebracht hatte. Die bewegliche, die in die Tiefe gestaffelte, die elastische Verteidigung. Das Vorfeld, die „befestigte Landschaft". Nicht zum Angriff nur, auch zur Verteidigung war er auf der Höhe der Modernität.

Er hatte die vordersten Gruppen der Stellungen, welchen der Angriff drohte, nur mit schwachen Kräften besetzt, die streng nach deutschem Vorbild auszuweichen hatten. Erst in einer rückwärtigen Linie war der eigentliche Widerstand aufgebaut. Selbst die Artillerie war so weit zurückgenommen, daß das deutsche Vorbereitungsfeuer sie überhaupt nicht mehr erreichen würde.

Foch konnte warten. Er war zu Abwehr und Gegenschlag gerüstet. Er wußte: die große Wende kam. Er hielt das Steuer des Schicksals in Händen. Im rechten Augenblick würde er es herumwerfen. Die Deutschen mochten kommen.

Das konnte die deutsche O.H.L. freilich nicht ahnen, daß ein Hauptmann und ein Offizierstellvertreter schwatzen würden. Als sie den Angriff vom 12. auf den 15. verschob, da tat sie es, um den Armeen noch ein paar Tage höchst benötigter Zeit zur Vorbereitung zu lassen. Sie ahnte nicht, daß die wichtigste Voraussetzung des Gelingens ihres mit allergrößter Sorgfalt ausgestatteten Unternehmens — daß die Überraschung ihr durch deutsche Schuld aus den Händen gewunden war.

Nach anderer Richtung freilich ereigneten sich Dinge, die sie um ihre Rückendeckung besorgt machen mußten. Flieger wußten zu melden, daß um den Wald von Villers-Cotterets eine auffallende Bewegung sei. Am 9. Juli kam aus dem Netz der deutschen Spionage eine „Agentenmeldung", die einen nahen Angriff aus dem Walde voraussagte. Die vor dem Wald in Stellung befindlichen Divisionen glaubten bemerkt zu haben, daß die feindliche Artillerie sich auf sie systematisch einschieße. Schließlich erwies es sich, daß es ebenfalls in der französischen Armee Verräter gab. Am 11. Juli kamen zwei Überläufer, meldeten übereinstimmend mit jener Agentennachricht, am 14. Juli werde aus dem bewußten Wald ein großer Tankmassenangriff losbrechen.

Der kritische Streifen östlich des Waldes, zwischen Aisne und Marne, hatte in den Wochen vom 6. Juni bis 13. Juli unter beständigem schweren Druck gestanden. Er war ungefähr vierzigmal angegriffen worden. Diese Tatsache schien jetzt eine Erklärung zu finden. Der Zweck dieser immer wiederholten kleineren Anläufe mußte der gewesen sein: den Hauptstoß vorzubereiten durch beständiges Beklopfen, Behämmern, Zermürben des Angriffsstreifens. Die 7. Armee, die ihn hielt, war unruhig, beantragte Verstärkungen des gefährdeten Frontabschnitts durch frische Divisionen und Artillerie. Es kam nicht viel. Immerhin veranlaßte das Zusammentreffen übereinstimmender Nachrichten eine Nachprüfung der Verteidigungsmaßnahmen: die O.H.L. befand sie als nicht ergänzungsbedürftig. Noch kurz vor Beginn des Angriffs gegen Reims trug die 7. Armee erneut ihre Besorgnisse vor, zu denen tägliche Beobachtungen neuen Anlaß gaben. Die O.H.L. hielt sie für übertrieben.

Der 14. Juli kam heran, der Tag des Nationalfestes, der Tag, für den die Meldungen den feindlichen Angriff vorausgesagt hatten. In fieberhaftem Harren standen die Divisionen — nichts kam. Offenbar hatten die Überläufer geflunkert, die Agenten sich eine Tatarennachricht aufhängen lassen, Flieger und Artilleriebeobachter sich getäuscht. Die Sorge schwand, die krampfhaft angespannte Aufmerksamkeit ließ nach. Von Stund' an lauschte alles nach rückwärts, wo nun der langgeplante Angriff losbrechen mußte.

Er brach los.

Die Nacht zum 15. hindurch tobte ein Höllenfeuer von nie erhörter Stärke wider die französischen Linien. In der Frühe trat, hüben zwischen Reims und Dormans und drüben in der Champagne, die Infanterie an.

Alles ging glatt — fast beklemmend glatt.

Zwar als die 7. Armee die Marne überschritt, fand sie einigen Widerstand, den sie aber zu brechen vermochte. Der Übergang gelang. Weiter nördlich

Digitized by Google

wurden die hier kämpfenden italienischen Divisionen trotz hartnäckiger Gegenwehr überrannt, der Eintritt in den Bergwald erkämpft.

Noch weit besser ging's in der Champagne. Der erste Anlauf der Infanterie durchstieß die ersten feindlichen Linien fast ohne Verluste. Seltsam: sie waren verlassen ...

Da brach, als die Angreifer auf der ganzen Front sich anschickten, ihren Siegeslauf weiterzutragen, aus den Höhen des Reimser Bergwaldes nach Westen und Osten Tod und Grauen speiend, das wütende Feuer der französischen Artillerie auf die Stürmer herein. Zugleich bellten jetzt plötzlich aus den vom deutschen Vorbereitungsfeuer kaum erfaßten rückwärtigen Gräben die feindlichen Maschinengewehre los und mähten die deutschen Schwarmlinien. Entsetzliche Klarheit: der Franzose hatte gelernt — er kannte den deutschen Kniff und hatte ihn anzuwenden gewußt.

Furchtbar wurde nun die Lage der Deutschen. Am schlimmsten waren diejenigen Teile der 7. Armee daran, welche die Marne überschritten hatten. Hinter ihnen schlug plötzlich das französische Fernfeuer ein, Unmassen Flieger schwirrten heran und halfen durch Bombenabwurf nach, um die Marnebrücken zu zerstören. Aber auch im Walde von Reims, genau wie jenseits in der Champagne, fluteten die Angreifer in die vor kaum einer Stunde erst überstiegenen vorderen Gräben des Feindes zurück, kauerten sich dort zusammen und konnten doch dem Vernichtungsfeuer des Feindes nicht entrinnen, das mathematisch genau auf die betäubten Klumpen der Stürmer niederprasselte.

Ludendorff erkannte sofort den ganzen unentrinnbaren Ernst der Lage. Schon am 16. mittags gab er den Befehl, den Angriff in der Champagne, der sich völlig festgerannt hatte, einzustellen, die Armeen in der neuen Linie zur Abwehr zu organisieren und möglichst schnell alles Entbehrliche nach rückwärts herauszuziehen, um die frei gewordenen Divisionen nach Flandern werfen und dort zu dem längst geplanten Hauptstoß ausholen zu können. In welcher Verfassung diese Divisionen nach dem eben abgeschlagenen Angriff sein würden, daran scheint er kaum gedacht zu haben ...

Damit wurde auch der Stoß von Reims sinnlos, die über die Marne vorgedrungenen Truppen mußten so schnell als möglich zurückgenommen werden. Sofort konnte das nicht geschehen: die wenigen noch vorhandenen Brücken lagen unter schwerster Bedrohung durch Artillerie und Flieger. Der Rückzug mußte vorbereitet werden, sollte er nicht in sinnlose, mörderische Flucht ausarten.

Noch einmal zeigte sich der Geist der Truppen in höchstem Glanze. Sie begriffen den Ernst ihrer Lage, begriffen, daß Panik Untergang bedeutete. Am 17. erreichte sie der Befehl, noch bis zur Nacht vom 20. zum 21. auszuhalten. Sie hielten aus — noch vier entsetzliche Tage hindurch. Im Schutze der Finsternis gingen sie dann völlig geordnet über den Fluß zurück.

Noch ehe dieser Befehl erteilt war, hatte Ludendorff bereits die große Verschiebung der vorhandenen und der aus der Kampffront um Reims auszuscheidenden Reserven nach Flandern angeordnet, hatte der Eisenbahntransport begonnen. Aber mit grimmiger Zähigkeit hielt Ludendorff noch an der letzten schwachen Hoffnung fest, den Stoß auf Reims wenigstens nördlich der Marne beiderseits der Stadt noch weiter fortführen zu können. Er kam am 17. mit

Digitized by Google

dem Oberkommando der 1. Armee zusammen, um dessen Ansicht über die Fortführung eines rein örtlichen Doppelstoßes auf Reims zu hören. Er fand die Herren bedenklich. Sie verlangten längere Vorbereitungen, verstärkten Artilleriesatz. Ludendorff mußte verzichten. Der fünfte „Ablenkungsstoß" war gescheitert.

Noch immer aufrechten Mutes fuhr Ludendorff schon in der Nacht vom 17. zum 18. ins Hauptquartier der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, um mit ihr den neuen, den endlich nun loszulassenden Hauptstoß in Flandern zu besprechen.

Mitten in die Beratungen hinein schmetterte eine entsetzliche Nachricht. Der Feind, hieß es, sei in überraschendem Tankangriff in die deutschen Stellungen diesseits des Waldes von Villers-Cotterêts tief eingebrochen.

Gleichzeitig meldete die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, sie habe die unmittelbar verfügbaren Reserven in Kraftwagen an die gefährdete Stelle geworfen.

Ludendorffs eiserne Energie hielt ihn aufrecht. Er setzte sofort eine bei St. Quentin zur Verfügung stehende Division nach der Einbruchsstelle auf die Bahn, beendete, „selbstverständlich in größter Nervenanspannung", die begonnene Besprechung mit Rupprecht und fuhr ins Große Hauptquartier nach Avesnes. Dort traf er um 2 Uhr nachmittags ein. Hindenburg holte ihn am Bahnhof ab. Die Nachrichten, die ihn hier empfingen, bestätigten die bängsten Befürchtungen.

Die große Schicksalswende war da. Die Welttragödie war in ihre Peripetie getreten.

3.

Schon am 17. war General Foch auf dem ganzen Angriffsgelände beiderseits Reims zum Gegenangriff geschritten. Aber dieser hatte, auch am 18. fortgesetzt, zu keinem Erfolge geführt.

Am 18. war dann das große, das entscheidende Verhängnis hereingebrochen. Auf der ganzen Westflanke des „Marnesacks" waren Fochs Tankbataillone zum Angriff losgestürmt. Der Starrsinn Ludendorffs hatte sich gerächt. Er hatte das Schicksal herausgefordert: es war zur Stelle.

Die dort stehenden, nicht unbedingt vollwertigen Divisionen hatten sich anscheinend nach dem Ausbleiben des auf 14. Juli vorausgesagten Angriffs einer sehr unzeitgemäßen Sorglosigkeit überlassen. Zudem waren sie durch Grippe und einförmige Nahrung geschwächt, zum Teil noch durch die endlose Folge kleiner Angriffe ermattet. Am Morgen des 18. hatte ein kurzer, furchtbarer Artilleriefeuerschlag sie getroffen. Und dann war's aus dem Walde herangewogt: dichte Nebelmassen, aus denen die neuen Tanks in dicht geschlossenen Kolonnen sich entwickelt hatten. Die kleinen, schnellfahrenden, deren Maschinengewehre aus der Deckung ihrer Stahlpanzer das hochstehende Getreide überstreichen konnten, während die Maschinengewehre der Verteidiger nur wirken konnten, wenn die Auflagegestelle aufgerichtet wurden — und damit die Schützen sich der Deckung begaben ... Und zwischen ihnen die neuen Kolosse ... Die waren, ohne zu feuern, unverwundbar für Stahlgeschosse und Handgranatenbündel, ja selbst für die Abwehrgeschütze, in majestätisch unheimlicher Gelassenheit über und durch die deutschen Reihen gerollt, unverständlich, unfaßbar in

Digitized by Google

ihrem Zweck und Gehaben. Aber bald hatte auch ihr Sinn sich gräßlich enthüllt. Von rückwärts pfiffen nun plötzlich die Garben feindlicher Maschinengewehrnester, die wie aus der Erde gestampft hinter den wankenden Reihen der Verteidiger entstanden waren, in ihre schlotternden Gebeine. Und die Ungetüme machten kehrt, rollten aufs neue rückwärts, durch die taumelnden Gruppen der Verzweifelten hindurch, um frische Mordfracht zu holen ...

Das war zuviel des Grauens gewesen. Auf der ganzen Frontbreite zwischen Aisne und Ourcq hatten die Divisionen nachgegeben. Es war ein wildes Flüchten geworden. Namentlich an der wichtigsten Stelle, vorwärts des Eisenbahnknotenpunktes Soissons, war der Einbruch bis auf 6 Kilometer Tiefe vorwärts gekommen. Und schon am Nachmittage schlugen feindliche Granaten in die Trümmer der alten Frankenhauptstadt, der „Wiege der französischen Monarchie" — schnürten den Bahnhof und damit die einzige Lebensader des ganzen Marnebogens ab und zwangen die von Norden auf Ludendorffs eigenen Befehl anrollende Division, ihre Ausladung weit rückwärts, im Ailettetal, zu vollziehen, so daß sie weit später als erhofft auf dem Schlachtfeld eintraf.

Und dennoch — das Wunder gelang: das Äußerste — es konnte vermieden werden. Die drei in Reserve befindlichen, noch von früheren Kämpfen ermatteten Divisionen wurden in den Kampf geworfen. Das war die Rettung. Verzettelt, wie sie heranjagten, brachten sie dennoch den Ansturm des Siegers auf den Höhen südwestlich der Stadt und anschließend bis an den Ourcq zum Stehen.

Südlich des Ourcq hatten die Divisionen der 7. Armee dem Anprall Trotz geboten. Aber auch hier mußten nun unter dem Druck der Entwicklung, wie sie sich nördlich des Flusses vollzogen hatte, die Linien bis auf die Höhe der dort zurückgewichenen Truppen zurückgenommen werden.

Inzwischen rollte von Osten her Kraftwagen um Kraftwagen mit der Infanterie der Division heran, welche die Kronprinzenarmee aus eigenem Entschluß der Einbruchsstelle zugeführt hatte. Ihre Artillerie, ihre Kolonnen mußten marschieren und waren noch weit zurück. Erst am Abend des 19. würde die Division geschlossen verwendungsfähig sein.

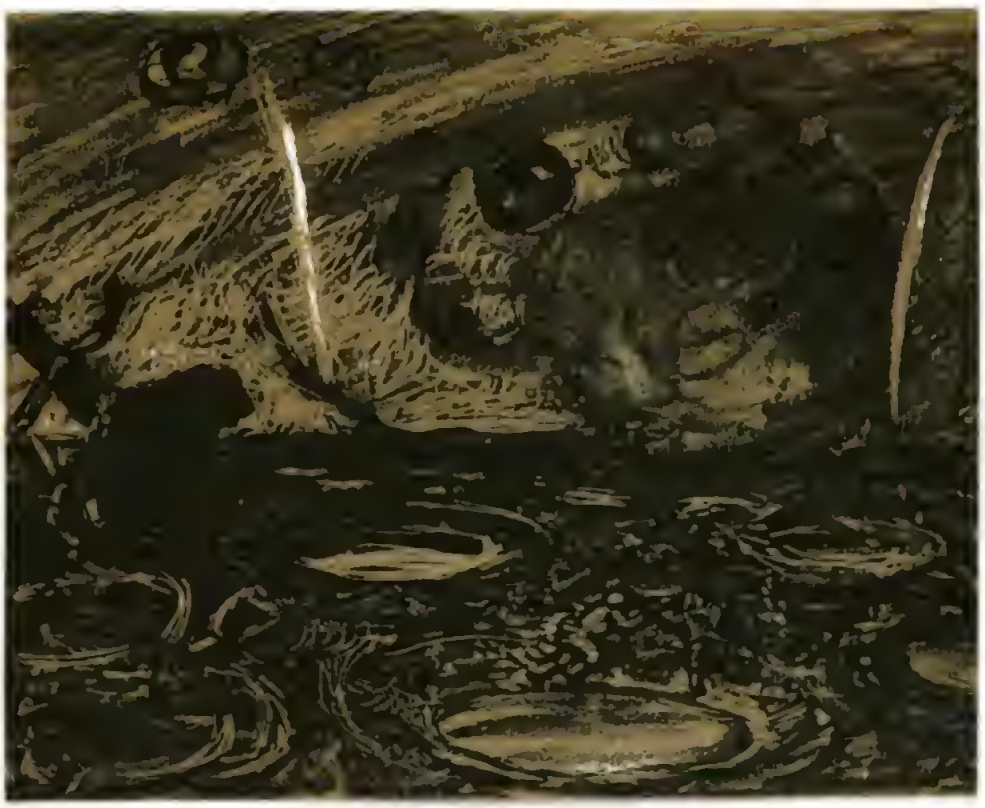
Eine Nacht, ein Tag voll grimmiger Kämpfe vergingen. Die Nachrichten von der vordersten Linie meldeten, daß die Lage sich zu festigen scheine. Der Tankangriff hatte seine ersten Schrecken eingebüßt. Die Trümmer der Divisionen, die sich gestern hatten überrennen lassen, hielten. Gegen Soissons kam der Feind nicht mehr nennenswert vorwärts. Weiter südlich gewann er Boden, aber nicht mehr im stürmischen Tempo des gestrigen Schlachttages. Und was das Wichtigste war: Fochs Versuch, von Osten her, aus dem Reimser Walde, den Marnebogen abzuschnüren, scheiterte völlig. Die Angreifer vom 15. wiesen alle Gegenstöße zurück. Die ärgste Katastrophe schien vermieden zu sein.

Ludendorffs stählerner Charakter bewährte sich abermals. Freilich: entscheidende Entschlüsse mußten gefaßt — der Marnebogen mußte aufgegeben werden. Aber nur keine Übereilung! Kam erst die Unruhe über die Truppen, dann konnte Furchtbares geschehen. Also nicht den Kopf verlieren! Nicht einmal der Befehl, welcher die südlich der Marne stehenden Truppen zum Ausharren bis zur Nacht vom 20. zum 21. angewiesen hatte, wurde abgeändert. Und die Wackeren hielten aus — obwohl in ihrem Rücken, im Nordwesten, die

Digitized by Google

Schlacht wütete, der Kanonendonner stündlich näherrückte. Noch zwei Tage lang. Am Abend des 19. konnte die von Osten anmarschierende Division in den Kampf eingreifen. In wuchtigem Gegenstoß warf sie den in der Mitte der Schlachtfront tief eingebrochenen Feind zurück. Ludendorff durfte aufatmen.

Am 20. war die von St. Quentin angerollte, nach ihrer Ausladung aus dem Ailettetal im Fußmarsch eingetroffene Division zur Stelle. An diesem und am folgenden Tage kamen neue Tankstürme. Die Verteidiger wiesen sie im wesentlichen ab. Auch südlich des Ourcq trafen weitere Verstärkungen ein.



Der Rückzug der Truppen vom südlichen auf das nördliche Marneufer vollzog sich planmäßig, in musterhafter Ordnung und sogar vom Feind unbemerkt. Am 21. früh griff Foch ihre geräumten Stellungen nach wuchtiger Artillerievorbereitung an. Der Infanteriestoß traf auf völlig zerschossene, aber — leere Gräben.

Die Anstrengungen des 21. hatten die feindliche Angriffskraft erschöpft. Am 22. trat eine Kampfpause ein. Das Äußerste war vermieden worden.

Dennoch! Der Schritt rückwärts, den Ludendorff nach Verebben des Marnevorstoßes im Juni sich nicht hatte abringen können, mußte nun unter dem Druck des Feindes geschehen. Es war strategisch von vornherein zwecklos gewesen,

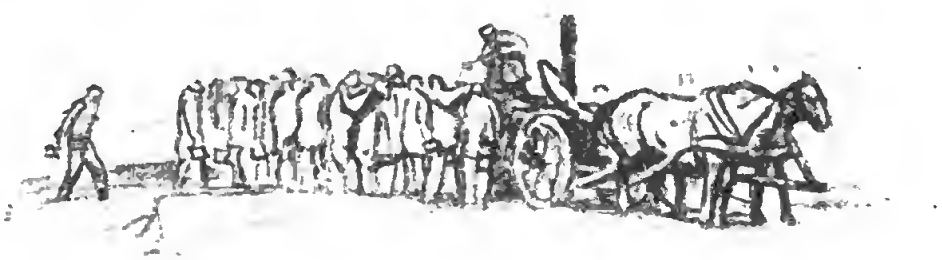
den Marnebogen zu halten, nachdem die feindlichen Eckpfeiler standgehalten hatten. Jetzt wäre es Verbrechen gewesen — übrigens auch unmöglich. Seitdem die Bahn um Soissons unter Feuer lag, war dem Unternehmen die Lebensader unterbunden.

Am 22. abends fiel der Entschluß zur Räumung. Die Aisne-Vesle-Linie, die gerade Verbindung Montdidier-Reims, mußte gehalten werden. Das Zurückgehen durfte nicht in einem einzigen Sprung erfolgen. Es konnte auch nicht unmittelbar in Aussicht genommen werden. Im Marnebogen lagerten gewaltige Vorräte an Munition und Verpflegung. Sie durften dem Feinde nicht überlassen, mußten ordnungsmäßig zurückgeführt werden. Wir waren nicht mehr so gestellt, daß wir solche Opfer hätten bringen können. Die Truppe mußte ihre Granaten, ihre Patronen, ihre Kommißbrote, ihre Konservendüchsen mit ihren Leibern decken. Aber dieser Entschluß war nur die Einleitung eines weit größeren — des — endgültigen Verzichts.

Noch am 18., noch beim Eingang der entsetzlichen Nachricht von dem großen Einbruch, hatte Ludendorff den Plan der großen Offensive Rupprechts in Flandern hochgehalten — jetzt mußte er begraben werden. Und mit ihm all die stolzen Hoffnungen des Einfrontenkrieges — des Jahres 1918. — — Noch verschwieg Ludendorff sich selber die ganze Tragweite dieses Entschlusses. Heute müssen wir es uns gestehen: der Anfang vom Ende war da.

Wenn wir uns die Tragik dieser Tage vorzustellen versuchen, dann durchschauert uns, die wir doch die Kampf- und Leidensgenossen des großen deutschen Gemeinschicksals sind, ein tiefes, verstehendes Mitgefühl. Wie hoch man immer das militärische Verschulden an dieser Entwicklung bemessen mag, das unsere Heerführer trifft, und das sie vor Nation und Geschichte in alle Ewigkeit zu tragen haben — die Quelle ihres Handelns war die lauterste, die sich denken läßt: hingebende Liebe zu ihrem Vaterlande — gläubiges Vertrauen in Kraft und Willen ihres Volkes, das sie nach ihrem eigenen, stolzen, königstreuen, am überlieferten und in tausend Nöten und Kämpfen bewährten Aufbau des Staats- und Gesellschaftslebens hangenden Herzen beurteilt hatten. Wenn je drei Männer, in deren Hand das Schicksal großer Völker gelegt war, dies für sich in Anspruch nehmen dürfen, daß sie aus reinstem Wollen gehandelt haben, dann sind es Wilhelm II., Hindenburg, Ludendorff.

Darum soll man von diesen Männern nie anders denn mit tiefer, ergriffener Ehrfurcht sprechen — als von Herzen, auf die Gottes Hand schier unerträglich schwer sich gelegt hat. Hier ist Tragödie, vor der eines Shakespeare Kunst in Demut sich neigen würde.



4.

Die Heeresgruppe Rupprecht erhielt den Befehl, sich auf Abwehr umzustellen und alle entbehrlichen Reserven zur Stützung der Gesamtfront abzugeben. Es war nun nicht länger zu verantworten, daß andere Frontabschnitte, insbesondere die schwer bedrohte Flanke der 18. und 9. Armee zwischen Montdidier und Soissons, so lange allen Rückhalts beraubt worden waren.

Wäre es nicht besser gewesen, da man einmal mit Räumung unhaltbarer und strategisch nun völlig wertlos gewordener Geländeabschnitte begonnen hatte, jetzt in starkgeistigem Entschluß mit einem Male die gesamten Errungenschaften der Jahreskämpfe aufgegeben — und in die Ausgangs-, in die Hindenburgstellung zurückzukehren?! Wenn der Marnebogen aufgegeben wurde — der Bogen Arras-Amiens-La Fère blieb ... und es stand in den Sternen geschrieben, daß seine Flanken das Ziel der nächsten Angriffe der Entente werden müßten ...

Der unerschütterliche Ludendorff konnte sich zu diesem Entschluß, der allein eine gesunde Grundlage für den nun doch unvermeidlichen Übergang zur reinen Verteidigung geschaffen haben würde, nicht aufschwingen. Im Gegenteil: er hätschelte noch immer in einem Winkel seines Herzens den phantastischen Traum einer neuen Offensive.

„Ob und wie es gelingen würde, nach Beziehen der Vesleſtellung die Initiative wiederzugewinnen, darüber konnte ich mir jetzt noch keine Rechenschaft ablegen. Die Heeresgruppe Herzog Albrecht erhielt Weisung, Angriffsentwürfe vorzulegen."

Die Zurückschaffung der kostbaren Vorräte des Marnebogens wurde mit allem Nachdruck betrieben — so sehr sie auch durch die artilleristische Sperrung der Bahnstrecken um Soissons behindert war. Zugleich wurden die militärischen Vorbereitungen für die Räumung getroffen. Der zweite Schritt rückwärts — nach dem Rückzug an der Marne — sollte in der Nacht vom 25. zum 26. Juli erfolgen und die Front bis auf den Scheitelkamm des Höhengeländes zwischen Marne und Vesle zurückführen — in die Linie Soissons-Fère en Tardenois-Ville en Tardenois. Anfang August würde man den dritten Schritt tun können — in die Veslelinie.

Inzwischen mußte am 23. noch ein schwerer Angriff gegen die ganze Front abgewehrt werden. Es gelang ohne allzu empfindliche Einbuße.

Der Schritt aus dem Marnetal zurück auf die Höhen wurde mit bewundernswürdiger Ruhe und Sicherheit getan. Zum zweiten Male war die Marne frei — hatte sich an der Marne Frankreichs, Deutschlands, Europas, des Erdballs Schicksal gewendet ... „Zum zweiten Male war der Marneübergang den Deutschen verhängnisvoll geworden, wiederum durch Preisgabe der rechten Flanke und wegen Mangels an Reserven hinter dem gefährdeten Flügel ..." (Immanuel).

Zum zweiten Male scholl der Jubel der Feinde rund um den Planeten. General Foch aber hatte sich selber das Stichwort zum großen Siegessturm gegeben. Von nun an würde er den Boche nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Und während er seine amerikanischen Bundesgenossen Schulter an Schulter mit Senegalnegern und Marokkanern zu größtenteils fruchtlosen Angriffen

Digitized by Google

gegen die neue deutsche Höhenstellung warf, stellte er die Blüte seiner englischen und französischen Armeen zum Herzstoß dort auf, wohin die Kriegskarte, wie Ludendorffs Starrsinn sie nun einmal festzuhalten entschlossen war, ihn wies: wider die längere und darum schwächere der beiden Flanken der ersten der beiden großen Einbuchtungen, die das ganze Ergebnis des letzten deutschen Ausfalls gewesen waren: vorwärts Amiens.

In der Nacht vom 1. zum 2. August räumten die Deutschen den Rest des Marnebogens. Auf dem Nordufer der Vesle fanden sie an einer notdürftig eingerichteten und besetzten Stellung Rückhalt genug, um dem heftig nachdrängenden Feind unerschütterlichen Widerstand zu leisten. Über das Wasser konnte er mit seinen Tanks nun einmal nicht hinüber.

In diesen Rückzugskämpfen hatte sich der ungebrochene Geist des deutschen Heeres, allen Foltern der grausamen Enttäuschung zum Trotz, noch einmal über alles kühnste Erhoffen bewährt. Freilich waren da und dort beklagenswerte Dinge vorgekommen — war's zu verwundern? War's nicht über alles Begreifen staunenswert, wie diese elend ernährten, jämmerlich zusammengeschossenen, ihrer letzten Siegeshoffnungen beraubten Armeen die Schrecken ihrer Lage trotzig trugen?

Furchtbar, unersetzlich waren die deutschen Verluste. Zehn Divisionen mußten völlig aufgelöst, die Trümmer ihrer Infanterie und die geschlossenen Einheiten ihrer übrigen Formationen anderen Truppenkörpern überwiesen werden. Was half's, daß alle Anzeichen lehrten, auch der Feind müsse furchtbar gelitten haben? Nicht zuletzt die Amerikaner ... Was tat's? Sie wuchsen nach, zu Hunderttausenden ... in jedem Monat eine Viertelmillion ...

Selbst Ludendorff mußte nachgerade erkennen: „Der Versuch, die Völker der Entente durch deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, war gescheitert." Wenn er dies Scheitern aber damit begründet, „die Schwungkraft des Heeres habe nicht ausgereicht", so müssen wir ein solches Urteil angesichts unserer Taten vom Frühjahr und Sommer 1918 ablehnen. Die Schwungkraft des Heeres hatte die ausschweifendsten Erwartungen übertroffen, die billigerweise überhaupt noch gehegt werden konnten. Angesichts einer solchen Beschuldigung des Heeres durch seinen Führer erwächst dem Erzähler die gebieterische Pflicht, die Dinge richtigzustellen. „Der Angriff", schreibt Oberst Immanuel — er meint damit unsere Gesamtoffensive — „bot dem Feinde höchst bedenkliche Blößen. Er strahlte exzentrisch auseinander.

„Das ging über die beste Kraft. Hatten wir jetzt einen Feind vor uns, der sich mit geschonten Kräften und in überlegener Zahl auf die Schwächepunkte der deutschen Fronten, also gegen schlecht bewehrte Flanken stürzen konnte, so mußte der Rückschlag kommen. Die Parteilosigkeit des Urteils fordert das unumstößlich richtige Bekenntnis, daß die deutsche Heeresleitung den Feind nach Zahl und Leistung erheblich unterschätzt hat. Sie stellte die eigene Kampffähigkeit, die sich bereits im Niedergange befand, zu hoch ein und ließ sich am 18. Juli in einer Lage überraschen, welche zwar nur zu einer „Schlappe" führte, aber doch der Anfang des Unheils werden sollte. Hierüber kommt keine andere Darstellung hinweg."

Dies Urteil mag als Bestätigung der hier vertretenen Ansicht genügen.

Wie dem auch sei — die Tatsachen sprachen eine unmißverständliche Sprache: die Angriffskraft des Heeres war verbraucht. Und da nach Ludendorffs eigener

Digitized by Google

Auffassung die Verteidigung unter obwaltenden Umständen noch höhere Anforderungen als der Angriff stellen würde, so gab es nur eine Folgerung: die belagerte Festung mußte nach einer heldenmütigen Gegenwehr ohnegleichen ungesäumt die weiße Fahne hissen.

Ludendorff glaubte Zeit zu haben. Mit einigen kleineren Korrekturen besonders gefährdeter Frontstrecken, mit Bildung einer neuen Heeresgruppe Boehn, die, zwischen dem bayrischen und dem deutschen Kronprinzen eingeschoben, die besonders gefährdeten Armeen 2, 18 und 9 zwischen Albert und der Vesle einem einheitlichen Befehl unterstellte, glaubte er die Front zur Abwehr ausreichend gefestigt. Er meinte in Ruhe abwarten zu können, ob diese Annahme sich bestätigen würde — freilich um dann „mit dem Reichskanzler entscheidende Entschlüsse zu fassen", bei denen er „viele Hoffnungen zu begraben haben würde".

Inmitten solcher bald zuversichtlicher, bald beklommener Erwägungen traf ihn „der Schlag vom 8. August".

Zweites Kapitel

Das Ermatten

1.

Der Eindruck des Rückzuges von der Marne in der deutschen Heimat wie bei den Verbündeten war vernichtend.

Vergebens arbeitete die Beruhigungsmaschinerie des Kriegspressеamts mit Hochdruck. Eine Anweisung an die deutsche Presse vom 29. Juli bereitete auf die Tatsache vor, daß die Offensive abgebrochen, die Truppen zurückgenommen werden würden. Die Presse müsse aber „vor falscher Bewertung des reinen Geländebesitzes" gewarnt werden.

> „Für die Fortführung der Schlacht hat sich unsere Lage wesentlich verbessert. Die Kampfespause ist ein Beweis für die Höhe der feindlichen Verluste, und damit ist der ganze Zweck der Operationen für uns erreicht, wenn auch auf anderem Wege als ursprünglich beabsichtigt."

Der Ausgang des Kampfes hänge nicht davon ab, ob der Feind einige Kilometer mehr oder weniger besitze, sondern davon, daß der Gegner immer schwerere Opfer darbringen müsse, ohne sein Ziel zu erreichen. Unsere Heeresleitung werde in kurzer Zeit zu neuen starken Schlägen an anderer Stelle ausholen, und dazu ständen ihr noch starke Truppen zur Verfügung. Es müsse betont werden,

> „daß die jetzige Frontverkürzung lediglich eine taktische Maßnahme ist, durch die unsere strategische Gesamtlage nicht verändert wird. Sie ist nach wie vor günstig. Die Presse muß das volle Vertrauen zur Führung Hindenburgs und Ludendorffs im Volke stärken und hierdurch die Erlangung des Endsieges fördern."

Das war die Tonart, auf die fortan die amtlichen Informationen für die Presse gestimmt waren.

Digitized by Google

Aber die Öffentlichkeit in allen verbündeten Ländern, die „Bürgerschaft“ der belagerten Festung, war nach vier Kriegsjahren hellhörig geworden und krankhaft scharfsichtig. Zwischen den Beruhigungszeilen der Presse, soweit diese jetzt noch den Regierungsweisungen willfährig war, erkannte man die quälende Sorge, die halsumschnürende Unsicherheit.

Einem reifen, einem national fertig gewordenen Volk hätte solch eine zaghafte, verschleierte, im schlimmsten Sinn drückebergerische Sprache eine tiefe Entrüstung erregt. Es hätte sich eine seelische Flaumacherei verbeten, die es behandelte wie ein hysterisches Mädchen in einer Nervenheilanstalt. Ein von tiefem Glauben an sein Staatstum erfülltes Volk hätte Wahrheit gefordert, hätte sie vertragen und aus ihr den Ansporn zur entschlossenen Sammlung, zur gesammelten Tat, zur tätigen Gegenwehr bis zum Äußersten entnommen. Aber unser Volk war nicht reif, nicht fertig, nicht staatsgläubig gewesen, als es in den Krieg hineinging — hatte es unter dieser Führung nicht werden können — und nun war es überanstrengt, ausgepumpt, ausgehungert und dabei führerlos. Es war bis zum letzten Augenblick mit Siegesnachrichten eingelullt worden. Der krampfhafte Optimismus, den die O.H.L. in ihrem eigenen Innern gezüchtet, mit dem sie sich selber über die ganze finstere Schwere unserer Lage hinweggetäuscht, der sie zu phantastischen Unternehmungen in fernen Zonen verführt hatte, während die Verteidigungsmauer im Westen schon unterm Anprall des Feindessturms krachte — der hatte auch die Presseinformationen der deutschen Kriegspropaganda beherrscht. Nun gab es ein schauerliches Erwachen. Dem war die kriegsmüde, politisch verwirrte, willenszerfahrene Volksseele nicht mehr gewachsen.

An „Führern“ fehlte es nicht. Aber es waren alles, alles nur „Parteiführer“, subalterne Köpfe und Herzen, die nicht das Ganze, nur ihr eigenes Sonderinteresse sahen und sich einbildeten, mit seiner Förderung das Heil des Vaterlandes zu fördern. Der Sozialist fühlte nur als Proletarier, der Konservative nur als Junker, der Nationalliberale nur als Bourgeois — alle, alle waren sie im Bann ihres Klassennutzens befangen, nur bedacht, „an der Glut des Weltbrandes ihr Parteisüppchen zu kochen“. Und alle waren sie gleichmäßig bereit, im politischen Gegner den Feind des Vaterlandes, des Ideals, der Menschlichkeit zu erkennen. Die „Vaterlandsparteiler“ brandmarkten schon durch den Namen ihrer Partei die Andersmeinenden als die Vaterlandslosen, die altpreußisch Gesinnten verbaten sich die Einmischung der Süddeutschen in den Aufbau des führenden Bundesstaats, weil der die Nichtpreußen nichts angehe. Die Mehrheitsparteien konnten sich auch angesichts der drängenden Not der Stunde nicht entschließen, ihre Reformwünsche zurückzustellen und damit der Regierung die Ellenbogenfreiheit zu gewähren, sich ganz auf den Kampf gegen den Feind einzustellen. Die Radikalen vollends standen mit dem bolschewistischen Rußland in engster Fühlung. Ihnen kam die äußere Not gerade recht. Je gründlicher sie in das Chaos führte, je eher durften sie den großen Umsturz alles Bestehenden erwarten, auf dessen Trümmern sie die phantastische Zukunftsordnung aufbauen wollten, in der es keine Faulen und keine Fleißigen, keine Minderwertigen und keine Tüchtigen, keine Wissenden und keine Dummen, keine Erfolgreichen und keine Pechvögel mehr geben würde.

Und die Regierung selber? Ja, gab es denn überhaupt noch eine?!

Es hatte allmählich den Anschein, als lege der alte Hertling die Hände völlig in den Schoß. Alle die Übelstände, die der Krieg in die einst so wohlgeordnete Welt des deutschen Arbeitslebens hineingetragen, durften sich widerstandslos austoben und ihr Herrschaftsgebiet erweitern. Der Mannschaftsnot ungeachtet wimmelten alle Bureaus von kampffähigen Reklamierten, alle Großstädte von Deserteuren, Fahnenflüchtigen, Drückebergern. Die verkehrten Wirtschaftsmaßnahmen der Verwaltungsbehörden und Kriegsgesellschaften untergruben die Moral. Der Arme, der Rechtliche durfte gesetzlich verhungern. Der Wohlhabende, der Gerissene fand die Wege zum grassierenden Schleichhandel und bekam alles, was er zahlen mochte und konnte. Die Zwangswirtschaft empörte die Landbevölkerung, aber ihre verfehlte Durchführung vermochte dem Ernährungselend der Städte doch nicht zu steuern. Die beständige heimliche Übertretung des unübersehbaren Paragraphengewimmels unerfüllbarer Verordnungen untergrub das moralische Empfinden in allen Kreisen. Die Übergewinne des Wuchers, des Schleichhandels wie der Masse der unentbehrlichen Fabrikarbeiter nahmen den Menschen den Begriff für den Wert des Geldes. Eine furchtbare Entsittlichung der Jugend und der Frauen durchseuchte den Körper der Nation. Woher sollte ein so in der Tiefe zerrüttetes Volk die Kraft nehmen, den jähen Umschwung zu ertragen, den die jüngsten Schreckensnachrichten aus dem Felde ankündigten?! Krampfhaft hielt es Umschau nach einem Retter. Das Vertrauen zur eigenen Regierung war nie groß gewesen. Aber leuchtend hatte über all dem Wirrwarr der Gegenwart das Bild Paul von Hindenburgs gethront — wie ein Symbol des in der Tiefe dennoch waltenden, unbeugsamen deutschen Willens zur Volkheit, zum Beharrungstrotz, zum nationalen Leben. Aber die ausgesprochene Grundlage dieses Vertrauens war der Glaube an seine Feldherrngröße gewesen — die naive Vorstellung, er besitze den Talisman des Sieges. Schon war das Bild seines Waffengefährten in die politische Arena herabgezerrt — nun schwand vor der jähen Ahnung der unaufhaltsam sich nähernden Niederlage auch der mystische Glanz, den das deutsche Volk um die Reckengestalt, das eisgraue Haupt seines Hindenburg gefabelt hatte.

Wo war der Retter?! Die Massen suchten ihn im Osten. Er hieß der Bolschewismus — und Spartakus war sein Prophet, sein Feldgeschrei das Tobsuchtswort: Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten! Für die Linksparteien hieß er Parlamentarismus. Seine ethischen Losungen aber hießen: Demokratie, Abrüstung, Völkerbund, Freihandel, Freiheit der Meere, Abschaffung der Geheimdiplomatie. Seltsam — woher stammten doch diese Sirenenklänge? Der große Rattenfänger jenseits des Ozeans hatte sie angestimmt — der salbungsvolle Professor auf dem Präsidentenstuhl ... Seine 14 Punkte, waren sie nicht das Evangelium der Feinde? Und war es denn wirklich so schwer, sich zu ihm zu bekennen? Sprach nicht aus ihm der Geist der wahren Humanität, der Geist der Zukunft? Wenn seine Grundsätze weltumspannende Wahrheit wurden — konnte es dann auf solche Kleinigkeiten wie auf die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich, der polnisch-gemischten Gebiete an das von unseren eigenen Autoritäten proklamierte Königreich groß ankommen?

Digitized by Google

Mangelte es den Mehrheitsparteien an kraftvollem Nationalgefühl, so den Rechtsparteien an Verständnis für die idealen — Motive, die den Forderungen der parlamentaristisch, sozialistisch, ja selbst der kommunistisch gestimmten Volksteile zugrunde lagen. Sie sahen drüben nur das Streben nach Zertrümmerung jeder Autorität und Ordnung, jüdische Verhetzung, markloſen Internationalismus, feigen Defaitismus. Als einzige Rettung verlangten sie die „Diktatur des starken Mannes", der alle ihnen unbequemen politischen Strebungen mit gepanzerter Hand unterdrücken und die ganze Nation zu verzweifeltem Widerstand anspornen sollte.

Es ist grauenvoll, in den Wust der Selbstzerfleischung hineinstarren zu müssen, die das Übermaß der Prüfung im Verband einer Nation entfesselte, die noch keine Nation geworden war. Es ist zu begreifen, daß die Außenwelt, daß der Feind fast völlig verständnislos dies Schauspiel anstaunte, wie die Deutschen, die vier Jahre lang in beispielloser Geschlossenheit der Welt Zähne und Klauen gezeigt, jetzt plötzlich mit von Tag zu Tag wachsendem Grimm sich in inneren Hader verbissen. Die deutsche „Mentalität" war für die national reif gewordenen Völker stets ein unheimliches Rätsel gewesen. Solange ihr die Macht zur Seite gestanden, hatte die ganze Welt uns mit Haß und Grauen betrachtet — jetzt verzogen sich die wutbebenden Lippen unserer Feinde immer erkennbarer zu einem Grinsen des Hohnes und des Triumphs. „On les aura!" gellte der französische Kampfruf — „wir kriegen sie!"

In einer belagerten Festung kommt es immer auf die Standfestigkeit zweier Elemente an — der Bürgerschaft — und der Besatzung. In der gewaltigen Feste des Vierbundes geschah es also, daß längst vor der Besatzung — die Bürgerschaft ermattete. Die Besatzung hielt noch lange.

Das Heer kämpfte und litt — die Heimat verzagte und zerrüttete sich im Kampf aller gegen alle.

2.

Ein Trost nur bietet sich dem nachprüfenden Blick — ein sehr bitterer Trost — aber doch ein Trost:

Auch das größte Heldentum der Heimat — ein Heldentum, zu dessen Entfaltung sie aus tausend Gründen der Vergangenheit und Gegenwart, aus Gründen, die zum Teil aus Jahrzehnte und Jahrhunderte zurückliegenden Entwicklungsfehlern stammten, gar nicht mehr fähig war — unsere militärische Lage hätte es nicht retten, unser Unterliegen höchstens noch um Wochen verschieben können. Noch zwei- oder dreihunderttausend Mann mehr hätten sich vielleicht bei schärferem Zufassen aus allen Ecken und Winkeln Deutschlands zusammenkehren lassen. Das entsprach dem amerikanischen Zuwachs eines einzigen Monats — an Zahl, niemals an Wert. Nein — wir waren am Ende unserer Kräfte — auch ohne Umsturz.

Die wunderbare Zähigkeit, mit der die deutsche Armee ihre fünf gewaltigen Schlachten geschlagen und dann, bewundernswürdiger noch, ihren Rückzug zur Vesle durchgeführt hatte, verschleierte dem Generalissimus der Entente so gut wie der deutschen O.H.L. noch die ganze Schwere ihrer Ermattung. Dennoch:

Digitized by Google

ſchon an dieſem Rückzug hatte Foch erkannt, daß der Augenblick der Generaloffenſive gekommen war. Der große Tankſturm vom 18. Juli war nur ein Auftakt geweſen.

Der Jubel ſeines Volkes hatte ihm die Würde des Marſchalls von Frankreich zu Füßen gelegt. Er war entſchloſſen, ſich dieſen Ehrentitel durch einen Endſieg ohnegleichen zu verdienen.

Am 24. Juli verſammelte er die verbündeten Armeeführer und entwickelte ihnen ſeinen Plan. Es galt die Deutſchen von nun an nicht eine Woche mehr zur Ruhe kommen zu laſſen. Ein neues Angriffsverfahren, der vermutlich doch ſchwer erſchütterten Verfaſſung des deutſchen Heeres angepaßt, ſollte zunächſt die verwundbarſte Stelle der deutſchen Geſamtſtellung, die im Frühjahr erkämpfte Baſtion vor Amiens, hart anfaſſen, die deutſchen Armeen in Unordnung bringen, die gleichmäßige Verteilung der Reſerven durcheinanderſchütteln. Eine lückenloſe Kette von Schlachtfliegern ſollte der deutſchen Luftaufklärung den Einblick in den Aufmarſch ſperren und zugleich durch maſſenhaften Bombenabwurf die deutſchen Infanterie- und Artillerieſtellungen beunruhigen. Dem erſten Stoß ſollte dann, unter Verzicht auf die bisher doch immer noch übliche, wenn auch längſt von einer ganzen Woche auf wenige Nachtſtunden zuſammen-

geschrumpfte Trommelfeuerwirkung, ein nur minutenlanger furchtbarer Artilleriesschlag mit Gasgeschossen vorausgehen. Derweil würde künstlicher Nebel den Anmarsch der Tankgeschwader verhüllen. Ihr Ansturm hätte die Bresche zu schlagen, die Angriffsinfanterie, nach deutschem Vorbild von leichten Batterien begleitet, den Einbruch zum Durchbruch zu steigern. Von der Einbruchstelle an sollte sich, bei gleicher Technik, der Angriff durch „staffelartige" Erweiterung seitlich fortsetzen, um bei unverhältnismäßig tiefem Eindringen des Stoßkeils dem Gesamtvorgehen die nötige Breite zu sichern. So stellte sich das Bild der modernsten Angriffsschlacht den Führern der Ententearmeen dar — so übertrugen sie es in die Wirklichkeit.

Zwar meldeten die Engländer und der französische Armeeoberkommandierende vor Amiens, im vorgesehenen Angriffsstreifen ständen ihnen keine für den Großangriff ausreichenden Reserven zur Verfügung. Aber Foch erklärte, sich auf lange Vorbereitungen nicht mehr einlassen zu können. Die Tanks müßten es schaffen.

Sie haben's geschafft!

Wohl ahnte Ludendorff, auf welcher Stelle der nächste Schlag des Feindes fallen müßte. Er hatte einen seiner besten Unterführer an die Front vor Amiens gesandt, die dortigen Abwehrmaßnahmen prüfen und durch Auswechslung einiger ermüdeter Divisionen verbessern lassen. Nun aber glaubte er alles Erforderliche geschehen und duldete, wenn Ritters Bericht (S. 241) zutrifft, sogar, daß „an eben der zur nächsten Belastungsprobe bestimmten Front große Sorglosigkeit einriß, Kommandeure und Generalstabsoffiziere sich auf Urlaub befanden".

Am 8. August früh lag ein dichter Nebel über der viel umkämpften Niederung der Somme. Da stürzte sich, genau Fochs Programm entsprechend, auf die schlummernden Divisionen ein wütender Hagel von Spreng- und Gasgranaten. Und dann stampfte es heran: Tank neben Tank, hinterdrein, Schulter an Schulter, Australier, Kanadier, Franzosen. Ein Schrecken ohnegleichen brach herein. Südlich der Somme bis zum Lucebach stießen die Tanks über die ganze Tiefe der deutschen Aufstellung bis zu den Divisionsstabsquartieren durch. Bald setzte der Staffelangriff auch jenseits des Lucebaches ein. Die dort noch tapfer sich wehrenden Truppen wurden von Norden her aufgerollt. Bis zu 14 Kilometern drang der Hauptstoß südlich der Somme durch — nördlich des Flusses wurde der gleich starke Angriff abgefangen.

Zwei Divisionen, die wenige Tage vorher als übermüdet abgelöst worden waren, wurden in die Schlacht geworfen und trieben den Feind um mehrere Kilometer zurück. Alle irgend verfügbaren Reserven wurden mit der Bahn und mit Kraftwagen der Einbruchstelle zugeführt.

Eine Katastrophe war geschehen, wie sie die deutschen Heere im Weltkrieg noch niemals betroffen hatte. „Der 8. August", knirscht Ludendorff, „ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges." Ungeheure Verluste an Gefangenen und Gerät waren eine unersetzliche Einbuße. Sieben Divisionen waren völlig zertrümmert. Ihre Überreste und vier abgekämpfte, aus Ruhelagern herangerissene Divisionen waren zunächst der einzige Rückhalt.

Digitized by Google

Es blieb nichts übrig, als nun zu tun, was schon vor spätestens einer Woche hätte geschehen müssen und damals ohne stärkeren Feindesdruck hätte geschehen können: auch der durch die Frühjahrsoffensive erkämpfte Bogen mußte geräumt werden. Schrittweise, unter harten Kämpfen und unvermeidlichen schweren Verlusten, zumal an Material. Die Engländer allein haben am 8. und 9. August 24 000 Gefangene und 300 Geschütze als Beute gemeldet. Leider fiel auch viel wertvolles Aktenmaterial in die Hände des Feindes. Es gab ihm klaren Einblick in die ganze Schwierigkeit unserer Lage, vor allem unserer Ersatzverhältnisse.

Zunächst war es nötig, auch die nicht angegriffene Front südlich der Ancre zurückzunehmen und Montdidier zu räumen. Zum Glück schien auch die Angriffskraft des Feindes für den Augenblick erschöpft. Ein Vorstoß der Franzosen südlich Montdidier traf nur noch Nachhuten. Bei den Rückzugskämpfen hielten sich die Truppen besser als am ersten Tage. Es gelang an den beiden folgenden Tagen, eine dünne, aber widerstandsfähige durchgehende Verteidigungslinie zu bilden. Ludendorff fand Zeit sich zu besinnen — die unausweichlichen Folgen des ungeahnt furchtbaren Schicksalsschlages durchzudenken.

Schlimm, weit schlimmer noch als das taktische Ergebnis der Niederlage schmetterten die Berichte in seine Seele, die er von den zur Front entsandten Generalstabsoffizieren über die innere Verfassung der Truppe erhielt:

„Ich hörte von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der deutschen Armee nicht für möglich gehalten habe: wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abteilungen Tanks ergaben! Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer" zugerufen, Worte, die auch später noch fallen sollten. Die Offiziere hatten an vielen Stellen keinen Einfluß mehr, sie ließen sich mitreißen."

3.

Das war schon nicht mehr der Anfang vom Ende — das war das Ende selbst. Es fragte sich nur, ob noch genügender Zeitgewinn erkämpft werden könne, um die endgültige Katastrophe so weit hinauszuschieben, daß die unvermeidlichen Entschlüsse in verhältnismäßiger Ruhe und Würde in die Tat umgesetzt werden könnten.

Blitzartig war die Erkenntnis über Ludendorff gekommen:

Der Krieg war verloren.

Das gute deutsche Schwert? Nein, es war wirklich nicht mehr gut. Der Blindeste mußte es nun erkennen. Das Kampfinstrument — Ludendorff bekannte es nun sich selber — war nicht mehr vollwertig. Den Maßnahmen der Obersten Heeresleitung war „die sichere Grundlage entzogen".

„Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hasardspieles an, das ich immer für verderblich gehalten habe. Das Schicksal des deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen."

Der Heeresbericht vom 8. August meldete lakonisch und vielsagend, daß der Feind südlich der Somme auf breiter Front eingebrochen sei. Diese Schreckenskunde brachte der Heimat die Panik. Nicht minder den Verbündeten. Der deutsche Militärbevollmächtigte im K. u. K. Hauptquartier rief Ludendorff

an und teilte ihm mit, die Unruhe in Wien sei groß. Ludendorff verhehlte den Ernst seiner Auffassung nicht. Herr v. Cramon hat „zu bedenken, wie nachteilig das scharfe Aussprechen eines Mißerfolges auf unsere Verbündeten wirken müsse, die in Deutschland ihren einzigen Halt sähen". Also, es half wohl nichts: es mußte weiter — beschönigt werden. Wenn nicht um des deutschen Volkes willen — dann wegen der Bundesgenossen ...

Sowie Ludendorff die Verhältnisse vollständig übersah, führte er die entscheidenden Aussprachen herbei. Der Reichskanzler und der neue Staatssekretär des Äußeren v. Hintze wurden nach Spaa bestellt.

Am 13. fand auf dem Zimmer des Generalfeldmarschalls im Hotel Britannique die erste Besprechung zwischen den beiden Heerführern und den beiden höchsten Zivilbeamten des Kaisers statt. Vorher nahm Ludendorff den Staatssekretär beiseite und sagte ihm: er habe jetzt nicht mehr die Gewißheit, den Kriegswillen des Feindes im Wege der Offensive zu brechen. Auf Hintzes Frage: wie er sich denn die Fortführung des Krieges denke, antwortete er: wir würden „durch eine strategische Defensive imstande sein, den Kriegswillen des Feindes zu lähmen und ihn so mählich zum Frieden zu bringen" ...

Also immer noch Verblendung, immer noch ein Rest dieses starrsinnigen, verbissenen Optimismus ...

In der Besprechung zu vieren berichtete hierauf Ludendorff über die Kriegslage und erklärte dann nach seiner Behauptung, auch durch Verteidigung allein in Verbindung mit dem U-Boot-Kriege sei die Friedensbereitschaft des Feindes kaum zu erreichen — der Krieg müsse auf diplomatischem Wege beendet werden. Nach Hintzes Bericht hat Ludendorff auch in dieser Besprechung „eine strategische Defensive mit gelegentlichen Offensivvorstößen, mit guter Aussicht auf endliche Lähmung des Kriegswillens des Feindes" als möglich bezeichnet. Der Generalfeldmarschall habe die militärischen Aussichten noch günstiger beurteilt. Hintze zog aus dem allen, nach Ludendorff,

> „die sehr klare Schlußfolge, daß Friedensbesprechungen nötig wären und wir uns darauf einzurichten hätten, eine stark entgegenkommende Haltung zu zeigen".

Am 14. fand dann Kronrat statt. An ihm nahmen der Kaiser, der Kronprinz, der Reichskanzler, die beiden Heerführer, v. Hintze, die Chefs des Militär- und des Zivilkabinetts und der Generaladjutant v. Plessen teil.

Es ist unmöglich, über diese weltgeschichtliche Stunde anders als in tiefer Bewegung zu berichten. Hier der Kaiser mit den Getreuen seiner nächsten Umgebung, sein greiser Eckart Plessen, der mit ihm seit vier Jahren fast jede Stunde Freud und Leid geteilt hatte. Neben dem Kaiser der Thronerbe — die zwei Männer an Wesen so verschieden, wie noch niemals im Hohenzollernhause Vater und Sohn. Der Vater ein romantischer Träumer, der Sohn ein kühler Gegenwartsmensch. Der Vater ein glühendes Temperament, der Sohn ein gelassener Skeptiker ... Ihm gegenüber die beiden Feldherren — der wackere, alte Hindenburg, ganz Untergebener, Vasall, Royalist. Und der kantige Ludendorff, dem Kaiser wesensfremd, hart, spröde, überreizt, trotzig, ungebrochen, Frondeur. Als dritte Gruppe die beiden Staatsmänner, der müde, willenlose, fast apathische Kanzler und der weltmännische, umgetriebene, blendende, doch im Wollen

Digitized by Google

unklare Hintze ... Und in ihren Händen das Schicksal des verzweiflungsvoll ringenden deutschen Volkes ...

Nach einigen klischeehaften Worten des Reichskanzlers über die Stimmung der Heimat nahm Ludendorff das Wort. Er verlangte strengere innere Zucht, energische Zusammenfassung der Kräfte der Heimat.

Hintze schilderte in längerem Vortrage die äußere Lage. Die Stimmung der Feinde sei gehobener denn je. Der Hauptgrund sei ihre Überzeugung, daß ihre Reserven an Menschen, Rohstoffen, Fabrikaten allein die Mittelmächte zerschmettern müßten — daß die Zeit für sie arbeite. Aber die jüngsten militärischen Erfolge im Westen hätten den Gegnern zudem die volle Klarheit gebracht, daß sie durch Waffensiege der Zeit nachhelfen könnten.

Die Neutralen seien kriegsüberdrüssig — ständen mit ihren Sympathien zumeist auf seiten der Feinde — wollten auf jeden Fall das Kriegsende sehen und seien zu diesem Zweck auch bereit, gegen uns mitzuarbeiten.

Und unsere Verbündeten? Österreich-Ungarn am Ende seiner Kräfte, selbst ein Winterfeldzug kaum mehr durchführbar. Bulgarien bei großen Anforderungen an materielle Unterstützung erschöpft und kaum mehr leistungsfähig, die Türkei in einen Mord- und Beutekrieg im Kaukasus verstrickt, gegen Ermahnungen orientalisch renitent — man muß sie gewähren lassen, oder man verliert sie ...

Die militärische Situation werde seitens des Chefs des Generalstabs dahin gekennzeichnet, daß wir den Kriegswillen des Feindes durch kriegerische Handlungen nicht mehr brechen und nur noch hoffen könnten, ihn durch Defensive allmählich zu lähmen. Die politische Leitung beuge sich diesem Ausspruch der größten Feldherren, welche dieser Krieg hervorgebracht habe, und ziehe daraus die Konsequenz, daß wir gezwungen seien, dieser Kriegslage in unserer Politik hinfort Rechnung zu tragen. Hintze war „sichtlich ergriffen. Die Tränen traten ihm in die Augen," berichtet Ludendorff.

Der Kronprinz schloß sich den Ausführungen Ludendorffs und Hintzes an.

Nun sprach der Kaiser — sehr ruhig und gefaßt. Im Innern müsse besser Zucht gehalten, fleißiger ausgekämmt werden. Auch der Feind leide, ihm würden viele Menschen totgeschlagen, Rohstoffe und Lebensmittel begännen zu mangeln, die Tonnage vermindere sich, vielleicht könne dieser Mangel England allmählich zum Frieden bekehren. Die politische Situation sei völlig richtig gekennzeichnet. Auf einen geeigneten Zeitpunkt müsse geachtet werden, wo wir uns mit dem Feinde verständigen könnten. Der Staatssekretär werde hiermit beauftragt, eine Friedensvermittlung durch neutrale Staaten, möglichst durch die Königin der Niederlande, einzuleiten. Zur Schwächung der Siegeszuversicht des Feindes und zur Belebung der Heimat sei eine Propagandakommission unter Heranziehung angesehener Privatpersonen, wie Ballin und Heckscher und anderer Männer von entsprechenden Fähigkeiten — nicht von Beamten —, erforderlich.

„Die einzelnen Ressorts müßten nicht wie bislang gegeneinander arbeiten und voreinander Geheimniskrämerei treiben. Die Militär- und Zivilbehörden müßten zusammenarbeiten, der Kriegsminister müsse die Kommandierenden Generale unterstützen und sie nicht im Stiche lassen."

Digitized by Google

Der Reichskanzler sprach sich für energische Aufrechterhaltung der Autorität im Innern aus. Die Propaganda sei nach reichhaltigem Programm eingeleitet.

„Diplomatisch müßten Fäden, betreffend eine Verständigung mit dem Feinde im geeigneten Moment, angesponnen werden. Ein solcher Moment böte sich nach den nächsten Erfolgen im Westen."

Schließlich fühlte Hindenburg offenbar noch das Bedürfnis, den Teilnehmern am Kronrat etwas Tröstliches, Rückenstärkendes mitzugeben. Er erklärte, es werde gelingen, „auf französischem Boden stehen zu bleiben und dadurch schließlich den Feinden unseren Willen aufzuzwingen".

Wir werden's uns nicht verhehlen dürfen: das Ergebnis der weltgeschichtlichen Stunde ist etwas dürftig und kaum ganz dem ungeheuren Ernst unserer Lage entsprechend. Kein neues, kein zukunftweisendes, kein erlösendes Wort ist gesprochen worden. In diesem Kreise, in dem soviel Tüchtigkeit, Kraft, Hingebung vorhanden waren, fehlte eben doch das eine, das uns hätte retten können: politische Größe ...

Und dürftig waren auch die Folgen.

Ludendorff hatte erwartet, der Reichskanzler werde sofort nach Berlin zurückkehren, dort die Regierung und den Reichstag über die Lage unterrichten und in die Aufklärung des Volkes tätig eingreifen. Statt dessen blieb er in Spaa und überließ alles Weitere dem Vizekanzler v. Payer und dem Staatssekretär v. Hintze. Dieser berief am 21. die Parteiführer Graf Westarp, Stresemann, Gröber, Wiemer, Ebert und eröffnete ihnen, der Krieg müsse sobald als möglich liquidiert werden. Er würde alle Fäden anknüpfen, um zum Frieden zu kommen. Diese Mitteilungen waren vertraulich — aber das Vertrauen ist kaum gewahrt worden. Auch andere Indiskretionen kamen vor. Bald schwirrten ungeheuerliche Gerüchte durch Deutschland: Ludendorff denke nicht mehr an eine siegreiche Beendigung des Krieges, während Hindenburg noch hoffe, mit Gottes Hilfe ...

Und — die Vermittlung der Königin von Holland?!

Nun — wir werden ja sehen.

4.

Am selben Tage waren noch andere Gäste im Großen Hauptquartier angekommen, die gleichfalls der Rückenstärkung dringend benötigten. Gleich nach der Katastrophe vom 8. hatte Kaiser Karl seinen Besuch angesagt. Nun war er da, begleitet von seinem neuen Außenminister Grafen Burian und von seinem Generalstabschef Baron Arz.

Tiefernste Beratungen fanden statt. In einer Konferenz der Kaiser und der Staatsleiter über die Möglichkeiten, den Frieden herbeizuführen, vertrat Baron Burian die vollkommen richtige Auffassung, der Schritt solle möglichst bald geschehen — und zwar in Form eines Appells an alle kriegführenden Länder. Kaiser Wilhelm und Graf Hertling vertraten dagegen die Anschauung: der jetzige Zeitpunkt sei wegen der ungeklärten militärischen Lage verfrüht. Es sei besser, zu warten, bis das Festsetzen in einer neuen Linie oder gar ein etwaiger militärischer Erfolg bei unseren Gegnern einen Rückschlag hervorrufe!

Digitized by Google

Und wenn nun beides ausblieb? —

Bezüglich der Form aber erklärten die deutschen Herren, sie zögen eine neutrale Vermittlung vor.

Im Gespräch zwischen den beiden Herrschern bemühte sich Kaiser Wilhelm, seinen Verbündeten zu seinem Standpunkt hinüberzuziehen, und hatte auch das Gefühl, daß ihm dies gelungen sei. Das Schlußergebnis war, daß Burian den baldigen Besuch des Reichskanzlers und Hintzes in Wien erbat, damit die Verhandlungen fortgesetzt werden könnten.

Auch über die polnische Frage wurde verhandelt. Kaiser Wilhelm strebte eine Lösung an, nach der Polen einen König eigener Wahl erhalten, aber seinen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland vollziehen solle. Baron Burian hielt vor wie nach an der austro-polnischen Lösung fest. Eine Einigung über das Fell des Bären konnte nicht erzielt werden.

Indessen erörterten die Generale die Kriegslage. Ludendorff verlangte weitere K. u. K. Divisionen für die Westfront. Arz sagte zu. Er dachte noch an einen Angriff in Italien, meinte aber, daß seine Armee keinesfalls mehr über den nächsten Winter hinaus durchhalten könne.

In seinen Unterredungen mit Arz wie mit Kaiser Karl zeigte Ludendorff sich so vollkommen beherrscht und zuversichtlich, daß beide getröstet und in geradezu rosiger Stimmung nach Wien zurückkehrten. Ernster als der naive Herrscher und der naive Soldat sah Graf Burian die Lage. Er hatte versprechen müssen, mit seinem Friedensangebot warten zu wollen, keinesfalls aber etwas zu unternehmen, wovon er nicht vorher den deutschen Partner verständigt hätte. Er hat weder das eine, noch das andere gehalten.

Was war das Ergebnis des Kronrats und der Monarchenzusammenkunft gewesen? Gar nichts. Es war beschlossen, daß vorläufig nichts geschehen sollte — es geschah nichts.

Und draußen an der Front blutete der deutsche Soldat.

5.

Sofort nach der Abreise der Österreicher fuhren die beiden Generale nach Avesnes zurück. Sie fanden eine immer mehr sich verdüsternde Lage.

Auf der ganzen Angriffsfront, vom Meer bis Reims, wurden rückwärtige Linien ausgesucht und festgelegt. Sie zu wirklichen Stellungen auszubauen fehlte es an Material, Werkzeug und vor allem an Arbeitskräften. Hier und dort wurden schon besonders scharf vorspringende Frontteile freiwillig aufgegeben. Was Foch plante, war nicht klar. Die Schlacht zwischen Somme und Oise dauerte an — ihr Mittelpunkt war Roye, das trotz heftiger Anstürme behauptet werden konnte.

Ein Angriff zwischen Oise und Aisne südlich Noyon wurde erwartet. Die Abwehr an dieser Stelle war gut durchdacht und vorbereitet.

Und trotzdem: an dieser Stelle erlebte die deutsche Armee ihren zweiten schwarzen Tag — wie Ludendorff es nennt.

Am 20. August geschah der große französische Angriff auf breiter Front zwischen der Oise und Soissons. Aufs neue erwies es sich, daß die Truppe dem

Digitized by Google

Trommelfeuer und dem Tankansturm nicht mehr gewachsen war. An drei Stellen drang der Feind tief ein — es blieb nichts übrig, als die Linien von nördlich Compiègne bis Chauny hinter die Oise und weiter östlich hinter die Ailette zurückzunehmen.

Schon am folgenden Tage brach auch vor der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht der englische Ansturm los, der nun ununterbrochen bis zum Kriegsende fortwüten sollte. Zwischen Arras und Albert fiel der erste Streich. Ihn fing die dort fechtende 17. Armee nach rechtzeitigem Ausweichen in eine rückwärtige Stellung auf und unternahm sogar einen starken und erfolgreichen, aber viele Kräfte zerreibenden Gegenstoß. Die beiden ersten Tage verliefen glücklich. Aber bald verbreiterte und verstärkte sich der englische Ansturm. Wiederum eine neue Taktik in Verwendung der Tanks: Rammstöße auf schmaler Basis, aber unter furchtbarem Materialeinsatz ... Gelang es auch fast regelmäßig, durch Gegenwirkung der Reserven die Einbrüche abzudämmen — immer müder und schwächer wurden die deutschen Divisionen. Hier und dort versagte die eine oder die andere vollständig. Die einstmals so unerschütterliche deutsche Infanterie! Der Feind erlebte es mit ungläubigem Staunen, daß sie stellenweise in Massen die Gewehre wegwarf und mit hochgehobenen Händen und gesenkten Köpfen in seine Reihen hinüberlief. Was half's, ob anderwärts ganze Divisionen und Armeen in ungebrochenem Heldenmute den alten trotzigen Widerstand leisteten? Das Versagen der Zwischenglieder riß auch die Standhaften in den Strudel. Langsam, doch unwiderstehlich wurde die hoffnungslos ringende Front auf Bapaume, auf Péronne, auf Noyon zurückgedrängt.

Das waren keine einzelnen, zusammenhanglosen Schlachten mehr — verzweifelnd erkannte die Heimat, jauchzend die Außenwelt: der deutsche Rückzug hatte begonnen.

Um der wankenden Front eine neue Stütze zu geben, wurde in der Nacht vom 26. zum 27. August die ganze angegriffene Front in eine in aller Hast erkundete und notdürftig befestigte Stellung zurückgenommen, die von Lens in weit rückwärts geschwungenem Bogen nach Bullecourt und von dort unter Aufgabe Bapaumes nach Combles-Péronne-Chauny-Soissons verlief, angelehnt an Somme und Crozatkanal, quer durch das von Alberich-Rückzug und Frühjahrsschlachten verheerte Gelände. Die Siegfriedstellung wurde eilig als rückwärtige Linie instand gesetzt. Im Norden schloß sich die im Jahre 1917 entstandene „Wotanstellung" zwischen Lens und Douai an.

Die Rückzugsbewegung verlief nicht nach Wunsch. Wohl konnten die auf den Flügeln zurückgehenden Armeen 17 und 18 die neuen Linien halten. Die im Zentrum weichende 2. Armee aber fand um Péronne keinen festen Halt. Schon beim Einrücken in die neue Stellung waren hier und da Verfolger auf gleicher Höhe mit dem Rückzug und drangen von vornherein in die zu haltenden Abschnitte ein. Und immer wieder versagten ganze Divisionen. Marschall Haig legte Wert darauf, den Deutschen auch das Verbleiben in der Siegfriedstellung zu unterbinden und es auf diese Weise der deutschen O.H.L. unmöglich zu machen, die jetzt so schön ins Rollen gebrachte Rückwärtsbewegung ihrer Armeen noch einmal zum Stehen zu bringen. Darum verlegte er seinen Hauptdruck von dem bisher angegriffenen Frontabschnitt weiter nach Norden bis südlich Arras.

Und dann ſtampfte es heran, Tank neben Tank –

Hier war die Wotanstellung zu nehmen — dann war die Siegfriedstellung im Norden umgangen.

Am 26. August griffen die Engländer von Arras aus in der Richtung auf Cambrai an. Es gelang, sie einige Tage aufzuhalten. Aber am 2. September wurde die Wotanstellung durch einen gewaltigen Tankansturm völlig überrannt. Zum Glück gelang es, an dem Kanal zwischen Douai und Arleux, der für Tanks unpassierbar war, einen Rückhalt zu gewinnen und auf diese Weise die Umgehung der Siegfriedstellung zu vermeiden, die sonst schon unmittelbar nach dem Rückzug unhaltbar geworden wäre.

Dennoch: die zweite große Rückwärtsbewegung mußte ungesäumt eingeleitet werden — und zwar nun auf der ganzen Frontbreite der bisherigen Angriffe — ja sogar darüber hinaus. Noch immer sprang der durch die Frühjahrsoffensive erkämpfte Bogen an der Lys vorwärts Armentières mit dem Kemmel gegen Hazebrouck vor. Er wurde nun geräumt — die gerade Linie wiederhergestellt, wie sie nach Aufgabe des Wytschaetebogens vor der Flandernschlacht 1917 bestanden hatte.

Weiter: die noch vorwärts der Siegfriedstellung kämpfenden Armeen wurden nun sämtlich, von Arras bis Reims, in die Siegfriedlinie zurückgenommen — in die Ausgangsstellung, aus der im Frühjahr unser großer Angriff mit jauchzendem Ungestüm zum rettenden Sturm losgebrochen war. Am 7. September war die Rückwärtsbewegung abgeschlossen. Was eine Strategie im Sinne jener, wie Hindenburg und Ludendorff sie in den Tagen ihrer Kraft betrieben hatten, nach erlangter Erkenntnis vom Scheitern ihres großen Ausfalls freiwillig getan hätte, das war nun vom Feind erzwungen: bis auf den Besitz des Chemin des Dames war der gesamte Geländegewinn des Frühjahrsangriffs aufgegeben, die beiden erkämpften Bastionen, der Marnebogen wie der Amiensbogen, dem Feind überlassen. Für ihre Erkämpfung wie für ihre Behauptung waren unermeßliche Ströme edelsten deutschen Blutes geflossen. Die Kraft der Armee, die im Frühjahr und Sommer zu unerhörten Heldentaten ausgereicht hatte, war erheblich geschwächt. Ein magerer Trost war's, daß der Feind einen ganzen Monat gebraucht hatte, um den Deutschen das Gelände zwischen Amiens und St. Quentin wieder zu entreißen, das wir im März in acht Tagen erobert hatten.

Wie zweckmäßig die freiwillige Aufgabe des Frühjahrsgewinns gewesen wäre, das sollte sich bald erweisen. In der Siegfriedstellung fanden die zum Tode erschöpften deutschen Armeen endlich den ersehnten Halt, fanden geordnete Nachschubs- und Verpflegungsverhältnisse vor. In der Trümmerwüste der Sommeschlacht und des Alberich-Rückzuges hauste nun der Feind.

Freilich, lange konnte auch die Siegfriedstellung nicht gehalten werden, das sah die O.H.L. ein. Sie übersann und organisierte neue rückwärtige Verteidigungsmöglichkeiten.

Im Jahre 1917 war für alle Fälle hinter dem Südabschnitt der Siegfriedstellung noch die „Hunding-Brünhild-Stellung" wenigstens mit Unterständen und Drahtverhauen ausgebaut worden — in gerader Linie ungefähr von rückwärts St. Quentin bis Rethel und von da längs des Aisnelaufes bis Vouziers, weiter östlich bis an die Maas in der Mitte zwischen Stenay und Verdun. An

sie nördlich anschließend wurde nun — bereits rückwärts von Brügge, der flandrischen U-Boot-Basis — eine Linie festgelegt, die natürlich nicht mehr ordnungsmäßig ausgebaut werden konnte, sondern sich, soweit möglich, auf für Tanks unpassierbare Abschnitte, wie Flußläufe und Kanäle, stützte. Sie verlief von der holländischen Grenze nördlich Ecloo längs der Lys bis rückwärts Courtral, bog dann zur Scheide zurück, suchte weiterhin Stütze an den Städten Valenciennes, Solesmes, Le Cateau und stieß südlich von Guise auf die Hundingstellung. Ihr wurde — ohne „Romantik" ging es anscheinend immer noch nicht — der Name „Hermannstellung" beigelegt.

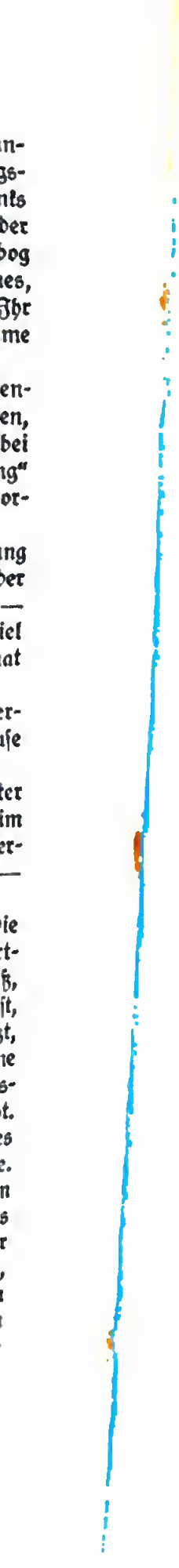
Die Voraussicht ging noch weiter. Eine unscheinbare A.-M.-(Antwerpen-Maas-)Stellung getaufte Linie wurde erkundet. Sie lief vorwärts Antwerpen, Brüssel, Charleroi quer durch Belgien, folgte von der französischen Grenze bei Givet dem Maaslauf und ging schließlich in die ausgebaute „Kriemhildstellung" über... Die Festungen in Elsaß-Lothringen wurden zur Verteidigung vorbereitet.

Endlich wurde für das ganze besetzte Gebiet eine große Abschubbewegung zur Heimführung der ungeheuren Massen wertvollsten Kriegsmaterials jeder Art eingeleitet, das dort allerorten aufgestapelt und eingebaut worden war — eines wesentlichen Bestandteiles des deutschen Nationalvermögens... Viel wurde nicht gerettet. Es fehlte an Arbeitskräften. Die wenigen in die Heimat durchlaufenden Eisenbahnlinien waren überlastet.

Dabei tobten die Kämpfe vor der neuen Front, nach wenigen Tagen Verschnaufens, die der Feind sich und den Deutschen gegönnt hatte, ohne Pause weiter.

Die O.H.L. hatte sich von Avesnes, das jetzt um wenige Kilometer hinter der Kampflinie lag, zweckmäßigerweise nach Spaa zurückgezogen, das sie im März voll stolzester Hoffnungen verlassen hatte. Hier fand sie Ruhe zu mancherlei Erwägungen und Entschlüssen, welche die Stunde gebieterisch forderte — nur zu dem einen, rettenden nicht: um Frieden zu bitten...

Die Ersatzverhältnisse hatten sich bis zur Unmöglichkeit verschlimmert. Die Zahl der Soldaten, die „nicht die Dummen sein mochten", wuchs in die Hunderttausende. Es erwies sich nun, unwiderleglich, daß einem Volke der Entschluß, für sein Vaterland das Allerletzte herzugeben, nur dann selbstverständlich ist, wenn das Land, auf dem es wohnt, und der Staat, der es verwaltet und schützt, ihm zusammenrinnt zum Bilde der Heimat, in der sein Herz allein schlagen, seine Brust allein atmen mag und kann — mit anderen Worten, wenn die Staatsform zugleich dem Ideal der überwältigenden Mehrheit der Nation entspricht. Das war vor dem Kriege nicht der Fall gewesen, das war es jetzt, angesichts des Versagens aller herrschenden Gewalten der Vergangenheit, weniger denn je. Was half's dem Soldaten, wenn man ihm im Vaterländischen Unterricht von den Verdiensten der Hohenzollern, der Wittelsbacher, der Wettiner um das Deutsche Reich und seine Einzelstaaten erzählte? Der Hohenzoller in Spaa war ihm fremd und gleichgültig geworden. Der Soldat war nur zu leicht geneigt, der feindlichen Propaganda und den Hetzern im Innern zu glauben, die den friedfertigsten aller preußischen Monarchen zum Brandstifter des Krieges, zum Verächter des Volkswillens, zum blutlechzenden Kriegsverlängerer, zum be-



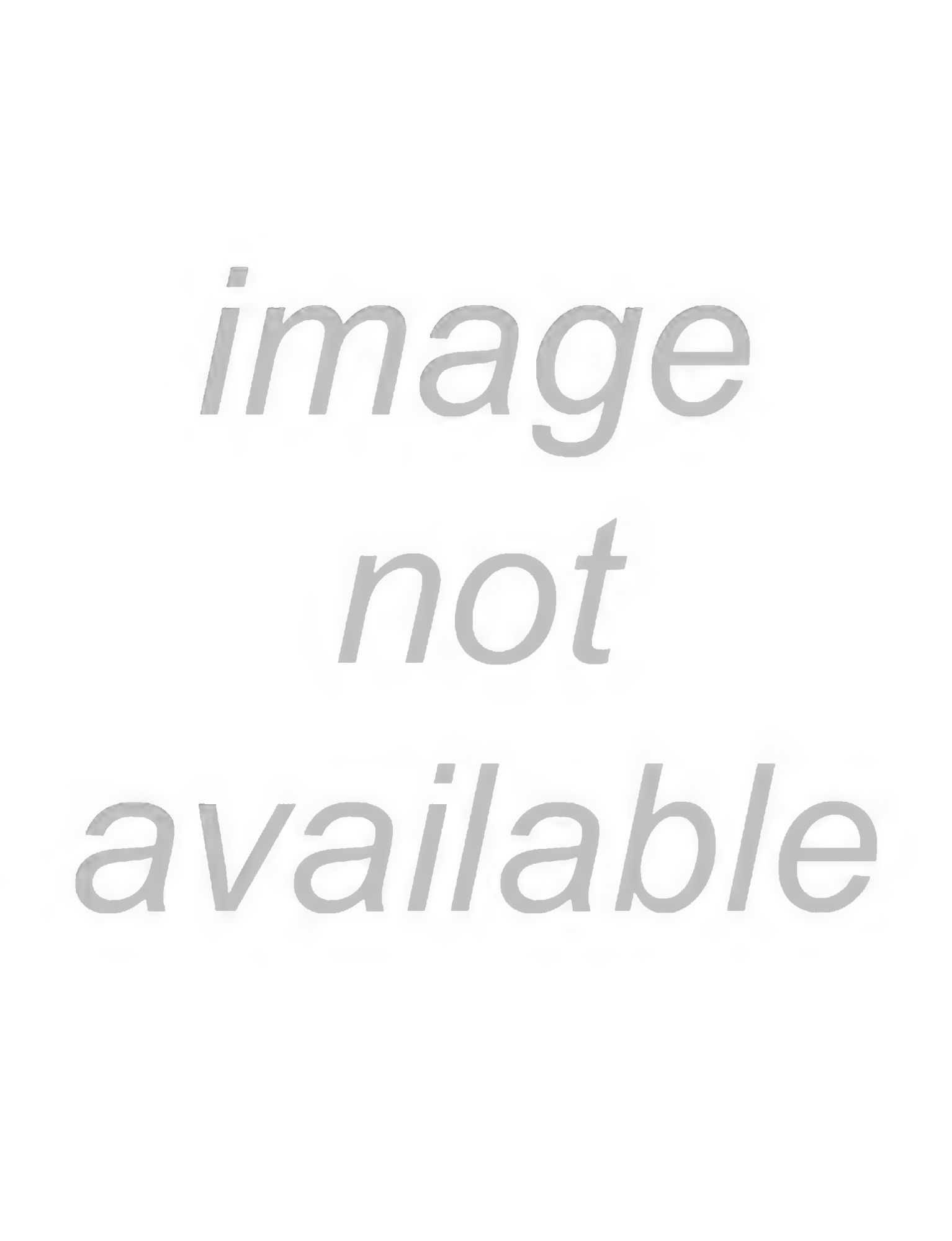


image
not
available

stochenen Agenten des Kriegsinduſtriekapitalismus ſtempelte. Hatten ſie denn nicht recht, die Flammenzungigen, die ihm haarſcharf nachwieſen, das monarchiſch-junkerlich-militäriſche Syſtem ſei an all ſeinen Leiden ſchuld? Warum machten ſie denn noch immer nicht Schluß, da oben? Um Belgiens willen? Wir hatten es vergewaltigen müſſen auf Befehl unſerer Oberen — war es nicht mehr als billig, es endlich ſich ſelber zurückzugeben? Um Elſaß-Lothringens willen? Aber hatten denn die Elſäſſer und Lothringer einen ſehnlicheren Wunſch als den, in die Arme der Mutter Frankreich zurückzukehren? Und Kurland, Eſtland, Livland, Litauen? Was gingen dieſe fernen Länder uns an? Ach — es waren ja auch nur die „baltiſchen Barone", die ihre Rieſengüter vor dem Zugriff des bolſchewiſtiſchen Bauern retten wollten und von ihren reichsdeutſchen Standesgenoſſen, den Junkern, die Hilfe der deutſchen Bauern und Fabrikarbeiter forderten! O — man war verraten und verkauft — mußte ſich abſchinden und totſchlagen laſſen für die Großkopfeten, die Mächtigen, die — — Reichen! Wie, wenn man's wie die Ruſſen machte? Die hatten aufgeräumt mit dem hochgeborenen und hochmögenden Geſindel — dort ſchaltete und waltete die rettende „Diktatur des Proletariats" ...

Narr, wer da noch zur Front ging! Narr, wer ſich maſſakrieren ließ für das Ausbeuterpack — für die Machthaber, die nicht einmal jetzt, nach vier Kriegsjahren, ihre verfaſſungsmäßigen Privilegien fahren laſſen und dem preußiſchen Volke das heilig verſprochene Reichstagswahlrecht gewähren mochten! Das heilig verſprochene — von wem? — vom Kaiſer! Damals hatte man ihm geglaubt — hatte weitergekämpft für ihn ... Nun ſah man's: er konnte nicht — oder er wollte nicht! Alſo nieder mit ihm! Nieder mit den zwanzig Monarchen, die dem Volk nur unſinniges Geld koſteten! Fort mit ihnen allen — dahin, wohin Rußland ſeinen Zaren geſchickt hatte — nach Sibirien!

So keifte es in allen Schenken der Heimat, in den Magazinen und Bureaus der Etappe, in allen Urlauberzügen, in der täglich zügelloſer ſich gebärdenden radikalen Preſſe, ſo tuſchelte es in den wenigen Atempauſen, welche der Feind der Front ließ, ſelbſt in den zerſchoſſenen Gräben, in denen die ausgepumpten, halb verhungerten Kämpfer hockten, ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne einen kärglichen Reſt des alten Vertrauens ...

Das alles erfuhren Hindenburg und Ludendorff — ſie begriffen es nicht. Sie hatten ſtatt Verſtändnis für den ungeheuren Umſchwung der deutſchen Volksſtimmung nur Abſcheu und Verachtung. Sie führten auf äußere und innere Verhetzung zurück, was aus unendlich viel tieferen Zuſammenhängen ſtammte — aus Schickſalsfügungen, ohne die auch raffinierteſte Propaganda niemals den Weg in die Herzen der Soldaten gefunden hätte.

Es rächte, rächte ſich nun furchtbar das ganze deutſche Syſtem — das den Offizier in Kadettenanſtalten und Kaſinos vom Volksleben, von der Volksſeele abgeſondert hatte ...

Aber wie — war denn nicht ein Propagandaminiſter verſprochen? Hatte der Kaiſer nicht „flammende Reden" gefordert, nicht von Beamten, ſondern von Kennern und Vertrauensleuten der Menge? Gab es nicht deutſche Profeſſoren, Lehrer, Geiſtliche — gab es nicht deutſche Dichter?

Der Propagandaminiſter kam nicht. Militär und Bureaukratie hatten keine Fühlung mit dem deutſchen Intellektuellen — der deutſche Intellektuelle nicht mit ihnen. Es rächte, rächte ſich, daß die führenden Schichten Deutſchlands ſich ſeit Generationen, eigentlich ſchon ſeit Friedrich Wilhelm dem Erſten vom Geiſt abgewandt hatten. Geiſtige waren immer unbequem, ſtörriſch, abſeitig, kurz, gefährlich geweſen. Nun ſtanden ſie grollend, unbeteiligt, abwartend beiſeite. Und die wenigen unter ihnen, die den Soldatenrock trugen, die ſogar zur Propagandatätigkeit, wie das Syſtem Ludendorff ſie billigte, herangezogen wurden — die durften ſich nicht entwickeln, nicht auswirken.

Wir bekamen den Propagandaminiſter nicht. Hätten wir ihn bekommen — er hätte nichts erreichen können. Es wäre ja doch ein Geheimrat oder ein Generalſtabsmajor geweſen.

Die Engländer hatten ihren Lord Northcliffe. Der ſteht als Beſieger Deutſchlands dicht neben den Joffre, Foch, Haig, Jellicoe.

Aber er war ein — † † † Jude ...

* * *

Nichts, nichts geſchah zur Hebung der Volksſtimmung. Nichts konnte geſchehen.

Rettungslos verfiel der Geiſt der Heimat. Jede Irrlehre, jede tollſte Verleumdung fand Glauben, wenn ſie ſich nur gegen die herrſchenden Kreiſe richtete — gegen Monarchie, Adel, Offizierſtand. Niemand mehr — bis auf die wenigen Kreiſe, die zu den herrſchenden Gewalten ſelber gehörten oder zu ihnen doch in enger Beziehung ſtanden — niemand hatte Hoffnung und Vertrauen. Und allgemach wandelte ſich die Stimmung allüberall in eine dumpfe Wut und Empörung.

Warum machte man denn nicht Schluß? Es war doch nichts mehr zu retten ... Mußten wir denn wirklich ausgepumpt werden bis auf den letzten Blutstropfen?! Konnten ſie denn kein Ende finden — die zwei, die uns hundertmal den Sieg verſprochen — und auch gegeben hatten — den Sieg?! Ach was ... auf den Endſieg kam es an. Und daß es um den längſt geſchehen war, das ſah doch ein Kind! Alſo warum noch kein Ende der Schlächterei?

Gewiß, die Feinde wollen uns vernichten — aber doch nur — ſolange wir an unſeren veralteten, reaktionären, vorſintflutlichen Staatseinrichtungen feſthalten — opfern wir ſie, dann kommt Friede, Völkerverſöhnung, Abrüſtung, eine neue Weltordnung — —!

Ja — das war der neueſte Trick der feindlichen Propaganda. Luchsäugig hatte der geniale Seelenvergifter Northcliffe den Spalt erkannt, der ſich aufgetan hatte zwiſchen dem deutſchen Volk — und ſeinen Fürſten. Hier trieb er ſeine Keile hinein in die deutſche Seele.

Nieder mit den Zollern, nieder mit den Dynaſtien! Nieder mit dem Kaiſertum! Es lebe die Demokratie!

Das war ſeine jüngſte Drachenſaat. Sie fiel auf fruchtbaren Boden. Im verſeuchten, unterhöhlten, ausgepreßten deutſchen Volke keimte die Revolution.

6.

Und draußen an der Front blutete der deutsche Soldat.——

Bald gegen die Siegfriedstellung zwischen Cambrai und St. Quentin, bald gegen den Chemin des Dames, ja jetzt sogar in der Woëvre-Ebene südöstlich von Verdun folgte Anlauf um Anlauf. Foch wußte, was er tat, wenn er der deutschen O.H.L., der deutschen Armee nicht eine Minute Ruhe ließ. Ihre Reserven waren aufgesogen, weggeschmolzen in der Schlachtenglut. Schon schritt sie zu den gewagtesten Mitteln, um sich neue zu schaffen. Die Bataillone schrumpften von vier Kompagnien zu drei schwachen zusammen, die sich aus zwei Feldküchen sättigen konnten. Wiederum wurden Divisionen um Divisionen aufgelöst, im Monat September noch weitere zweiundzwanzig!! Und trotzdem — die Kräfte, die früher hin und her geschoben werden konnten, um an besonders gefährdeten Stellen eingesetzt zu werden — die fehlten. Nicht einmal mehr die dringend benötigte Ablösung und Ruhe konnte den hart ringenden Divisionen gewährt werden.

Der Gesichtspunkt der Kräfteersparnis mußte trotz der bereits erzielten erheblichen Frontverkürzung bei allen Schritten der O.H.L. in erster Linie berücksichtigt werden. Er war auch maßgebend für einen weiteren Verzicht, der ebenso notwendig und in Hinsicht auf Prestige nach außen und eigenes Gefühl minder empfindlich war als die früheren: Zwischen Étain und Pont-à-Mousson sprang südlich Verdun, östlich Metz nach dem Maastal zu der Bogen von St. Mihiel vor, der Gewinn einer kecken Unternehmung vom September 1914, dem Feinde als Maastalsperre sehr lästig, aber unter heutigen Umständen kaum mehr zu halten, um so weniger, als sich eine feindliche Unternehmung gegen ihn vorzubereiten schien. 30 Kilometer Front konnten so erspart werden. Schon 1917 war an seiner Basis die „Michelstellung" angelegt worden. Am 8. September befahl die O.H.L., das hier angesammelte Kriegsmaterial zurückzuführen und dann den Bogen zu räumen und die Michelstellung zu beziehen. Die Rückführung des Gerätes zog sich länger als geplant hin. Mitten in die Transportarbeiten traf am 12. September ein jäher Angriff und rannte die dünnen Besatzungslinien über den Haufen.

General Foch hatte die amerikanischen Truppenteile, die sich bisher bewährt hatten, unter dem Befehl ihres Oberkommandierenden General Pershing mit der Durchführung einer selbständigen Aufgabe betrauen wollen und sie gegen den Mihielbogen angesetzt. Das Glück war ihnen mehr als hold. Sie stießen in einen Abbau hinein und holten sich einen billigen Sieg. Zwar konnten sie ihn nicht ausnutzen und blieben vor der Michelstellung liegen. Aber sie machten reiche Beute an Gefangenen, Kanonen und Material. Sie begannen sich zu fühlen und an größere Aufgaben heranzutrauen. Die ganze amerikanische Armee wurde im Raume von den Argonnen bis zu den beiden Maasufern nördlich Verdun versammelt und dazu bestimmt, Ende des Monats einen Gewaltstoß maasabwärts gegen Stenay vorzunehmen, um so den linken Flügel der deutschen Stellung zum Einsturz zu bringen.

So kam unter rastlosen und opferschweren Kämpfen die Septembermitte näher.

Digitized by Google

Ja — aber war es denn nicht am 14. August, vor vier Wochen, gewesen, daß ein feierlicher Kronrat in Spaa beschlossen hatte, diplomatische Fäden betreffend eine Verständigung mit dem Feind anzuspinnen? Freilich, damals glaubte man Zeit zu haben bis zum „geeigneten Moment — nach den nächsten Erfolgen im Westen ...“ .

Nun denn — diese Erfolge waren ausgeblieben. Und — die diplomatischen Fäden? Am 21. August hatte Österreich der deutschen Regierung den Entwurf einer Note überreichen lassen, welche sie an alle Kriegführenden erlassen wollte, um diese zu ersuchen, an einen Ort im neutralen Auslande Delegierte zu einer vertraulichen und unverbindlichen Aussprache zu entsenden.

Auf diese so vernünftige und sachgemäße Anregung antwortete die deutsche Regierung, daß sie den von Burian vorgeschlagenen Schritt für unzweckmäßig, dagegen die neutrale Vermittlung zu einem günstigen Zeitpunkte für den einzig richtigen Weg des Vorgehens erachte. Graf Burian war nicht befriedigt. Er hatte sich hinter dem Rücken der deutschen Regierung an Bulgarien und die Türkei gewandt, um diese zum Anschluß an seinen Vorschlag zu bestimmen, und dabei so getan, als stehe hinter diesem auch Deutschland. Am 30. August erklärte er der deutschen Regierung telegraphisch, der Friedensschritt sei unaufschiebbar — wenn Berlin nicht mitmache, werde er von sich aus in seinem Sinne vorgehen.

Nun fuhr am 3. September der Staatssekretär v. Hintze nach Wien und verhandelte dort drei Tage lang mit den Österreichern. Schließlich willigte Kaiser Karl in einen Aufschub, stellte aber an Hindenburg die Anfrage, in welcher Linie die O.H.L. endgültig Widerstand zu leisten beabsichtige, wann diese Linie erreicht sein werde, und wann der O.H.L. eine Anregung zu Friedensverhandlungen nach der Kriegslage möglich und angezeigt erscheine?

Hintze fuhr zu Hindenburg. Dieser erklärte, er halte den von Wien geplanten direkten Appell an die kriegführenden Länder für unsere Heere und Völker für verderblich. Mit der Vermittlung einer neutralen Macht sei er einverstanden. Am selben Tage, am 10. September, fand eine neuerliche Aussprache zwischen dem Kaiser, der O.H.L. und dem Staatssekretär statt. Sie führte zu dem Einverständnis, daß der Friedensschritt bei einer neutralen Macht, der nach den Beschlüssen vom 14. August nach den nächsten Erfolgen im Westen vorgenommen werden sollte, nunmehr ungesäumt eingeleitet werden solle ... Inzwischen waren vier kostbare Wochen verloren, neue ungeheure Rückschläge und Verluste erlitten, unsere militärische Lage um ein Unendliches verschlechtert!!

Wien weigerte sich, diesem Schritt beizutreten, und bestand auf seinem Vorschlage direkter Aufforderung an alle Kriegführenden. Bei den Verhandlungen, die ohne Ende zwischen Spaa, Berlin, Wien hin und wider gingen, kam's heraus, wer die treibende Kraft, was das Motiv der Haltung Wiens war: Kaiser Karl wollte sich die Rolle des Friedensstifters nicht aus der Hand nehmen lassen, weil er Furcht vor der Revolution hatte und von jenem Schritt, selbst im Falle seines Scheiterns, die Wiederherstellung des Vertrauens zur Krone erhoffte! Vergebens wurde hin und her telegraphiert und verhandelt — am 14. September, genau einen Monat nach dem Kronrat in Spaa, ging die österreichische Friedensnote in die Welt, die sämtliche kriegführenden Mächte zu einer Aussprache über den Frieden aufforderte.

Ob deutscherseits der Plan, eine Friedensvermittlung durch die Königin von Holland herbeizuführen, überhaupt schon ernsthaft in Angriff genommen worden war? Ob der österreichische Friedensschritt diese Möglichkeit verschüttet hat? Über diese Fragen fehlen noch die Unterlagen. Es muß vermutet werden, daß die Diplomatie dauernd auf die „Erfolge im Westen" gewartet hat.

Die österreichische Einladung aber hat kaum Beachtung gefunden.

Indes der deutsche Soldat am Feinde blutete, die verbündeten Diplomatien die kostbare Zeit teils im fruchtlosen Harren auf einen militärischen Umschwung, teils in sinnlosen und selbstsüchtigen Verhandlungen vergeudeten, stampfte das Schicksal seinen Gigantenschritt über Soldaten und Diplomaten hinweg. Noch hielt die grimm bestürmte Front: da fielen jählings die beiden Außenbastionen im Süden. Ihr Fall riß die Flanken der Festung auf und gab sie dem Einbruch der Feinde preis.

7.

Als Zar Ferdinand von Bulgarien am 6. November 1915 dem Rate seines Ministerpräsidenten gefolgt war und sich nach langem Zureden dem Bunde der Mittelmächte und der Türkei angeschlossen hatte, da hatte er das Beste seines Landes zu fördern geglaubt. Aber längst muß es ihm klar geworden sein, war es seinem ganzen Lande klar: er hatte „auf das falsche Pferd gesetzt ..."

Das Motiv der Bulgaren, das den Krieg im Bunde mit den Mittelmächten im Lande populär gemacht, die Nation als Bundesgenossin an die Seite ihrer Gegnerin von 1912 und ihrer einstigen Zwingherrin geführt hatte, war der Durst nach Rache gewesen — nach Rache an den Verbündeten des Türkenkrieges, den Räubern des zweiten Balkanfeldzuges. An Serbien zumal — an Rumänien, wenn's dazu kommen sollte. Serbien war 1915 gezüchtigt, die bulgarische Beute war ihm entrissen worden. Den rumänischen Raub von 1913, die Dobrudscha, die ganze Dobrudscha, sollte die Anteilnahme am Kriege gegen Rumänien den Bulgaren bringen. Das hatte der Deutsche Kaiser ihnen feierlich versprochen. Das Kaiserwort war nicht gehalten worden: aus den Bukarester Friedensverhandlungen hatte Radoslawow nur die halbe Dobrudscha heimgebracht und war darüber gestürzt. Sein Nachfolger Malinow ging im Palais des in Sofia verbliebenen amerikanischen Geschäftsträgers ein und aus. Im Herzen stand er auf seiten der Entente.

Das bulgarische Volk grollte seit dem Entschwinden der Aussicht auf die Norddobrudscha, das es auf Ludendorffs Konto schrieb. Es war zudem bis auf die letzten Reste seiner Kraft ausgepumpt — stand nicht wie die Deutschen seit vier, sondern seit sechs Jahren mit seiner gesamten Manneskraft im Kriege, hatte sich verblutet, seinen bäuerlichen Wohlstand geopfert. Gegen die Deutschen herrschte maßlose Verbitterung. Sie galten als die Kriegsschuldigen und Kriegsverlängerer. Desertion, Räuberei hinter der Front, beständige Händel mit den Deutschen waren an der Tagesordnung. Die Kriegsmüdigkeit überstieg alle Menschenkraft. Schon während des ganzen Sommers war durch Bulgarien das Gerücht gegangen: länger als bis zum 15. September werde die Armee nicht kämpfen.

Quer durch Albanien und Südſerbien und längs der bulgariſch-griechiſchen Grenze zog ſich die Balkanfront, um öſtlich der Halbinſel Chalkidike ans griechiſche Meer anzuſtoßen. Den albaniſchen Abſchnitt hielt Öſterreich. Ihn hatte General Pflanzer-Baltin mit eiſerner Energie vor kurzem erſt ſo weit organiſiert, daß er ſogar planen konnte, die Italiener endgültig aus Valona hinauszuwerfen.

Ganz anders ſah's im bulgariſchen Abſchnitt aus, in dem der deutſche General v. Scholtz mit zäher Kunſt und Kraft vergebens Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten ſuchte. Die Truppen meldeten einen bevorſtehenden Großangriff der Entente. Krampfhaft bemühten ſich die deutſchen Kommandoſtellen, die Front zur Abwehr zu gliedern. Vergebens hatten ſie um deutſche Verſtärkungen gebeten — die Weſtfront gab keinen Mann mehr her.

Und gegenüber ſtand die Orientarmee, jetzt unter General Franchet d'Eſpérey. Sie war nun über eine halbe Million Mann ſtark, die Hälfte Engländer und Franzoſen, der Reſt Italiener, Serben und Griechen. Seit Anfang September rüſtete ſie unverkennbar zu einem Gewaltſtoß. Sie wußte genau, daß ſie keinen Widerſtand finden würde. General Jekow, der bulgariſche Oberkommandierende, war wenige Tage vor der beſtimmt erwarteten Schlacht in eine Wiener Klinik abgereiſt, um ſich an einem Ohrenleiden behandeln zu laſſen.

Pünktlich an dem ſeit Monaten vom Gerücht prophezeiten Termin, am 15. September, brach die Orientarmee los. Gerade im Zentrum, zwiſchen Wardar und Cerna, wo die wild zerklüftete Hochgebirgslandſchaft die Verteidigung unterſtützte, ſtieß der Angriff ſofort in die Tiefe durch. Die dort ſtehenden bulgariſchen Truppen hatten ſich überhaupt nicht gewehrt.

Auf dem rechten Flügel hatte die deutſche 11. Armee, auf dem linken, am Dojranſee, hatten auch bulgariſche Truppen tapfer gefochten und den Angriff abgeſchlagen. Vergebens verſuchte General v. Scholtz das Loch in der Mitte zu ſtopfen. Die Diviſionen der bulgariſchen Reſerve weigerten ſich zu fechten und marſchierten gen Norden ab. Die deutſchen Bataillone, verſtärkt durch kurz vorher erſt aus Rumänien angekommene Truppen, verſuchten tapferen Widerſtand, aber der Schwall der rückwärts flutenden Bulgaren ſchwemmte ſie hinweg. Am fünften Schlachttage ſtanden die Franzoſen auf 40 Kilometer Breite 40 Kilometer tief in der bulgariſchen Stellung.

Nun brachen auch die Flügel zuſammen. In einem Wirrwarr ohnegleichen, einem grauſen Gemiſch von tapferem Widerſtand, haltloſer Flucht und Meuterei, ordnungsmäßigem Rückzug neben Brandſtiftung und Aufruhr flutete die bulgariſche Armee zurück — inmitten eines Doppelſtroms von Zerrütteten marſchierten die franzöſiſchen Einbruchstruppen ſo gut wie unangefochten nordwärts.

Zar Ferdinand ſandte Hilferuf über Hilferuf ins deutſche Hauptquartier: der Schlag an der mazedoniſchen Front werde für den ganzen Vierbund das Verhängnis ſein. Am 20. ſagten Öſterreich-Ungarn, am 21. Deutſchland Unterſtützung zu. Aber wo war ſie? In weiter, weiter Ferne . . . Und der Feind ſchon über Üsküb hinaus im Anmarſch . . .

Am Nachmittag des 20. tagte in Sofia ein ſiebenſtündiger Kronrat. Bulgarien, ſoviel war klar, war außerſtande, den Krieg noch fortzuſetzen. Es wurde

beſchloſſen, den Verbündeten ſofortige Friedensſchritte vorzuſchlagen. Aber zur ſelben Stunde ſchwoll gegen Bulgarien nicht nur der Feind — ſchwoll auch der Aufruhr heran — die Revolution. Dreißigtauſend Mann Meuterer und Fahnenflüchtige waren im Anmarſch auf Sofia.

War es nicht blutiger Hohn, daß in dieſer letzten Not eine Depeſche aus Berlin eintraf: eine Einigung mit der Türkei wegen der bulgariſchen Anſprüche auf die Norddobrudſcha ſei erzielt — Deutſchland ſtimme nunmehr dem Anfall der ganzen Dobrudſcha an Bulgarien zu?! Jetzt hatte Ludendorff ſeinen Widerſpruch fallen laſſen. Sechs Wochen früher, meint Nowak, hätte dieſe Nachricht „nationale Anfeuerung in jedem Sinne“ bedeutet. Jetzt wirkte ſie wie ein ſchlechter, blutrünſtiger Witz.

Drei Tage lang tobte 7 Kilometer vor Sofia eine Schlacht zwiſchen den Revolutionären und dem königstreuen Militär. Die Meuterer wurden geſchlagen, die Ordnung wieder hergeſtellt. Aber ſchon waren die Unterhändler ins Lager des franzöſiſchen Oberkommandierenden abgegangen. Von ihm unſanft empfangen, unterzeichneten ſie am 29. September den bedingungsloſen Waffenſtillſtand.

Zar Ferdinand verweigerte die Annahme dieſes Waffenſtillſtandes. Er ſtellte ſeine Krone der Regierung zur Verfügung. Sie bat ihn zu bleiben. Er verbrachte vier Tage in Einſamkeit. Am 3. Oktober dankte er zugunſten ſeines Sohnes, des Kronprinzen Boris, ab und ſtellte ihn dem tieferſchütterten Miniſterpräſidenten als ſeinen Nachfolger vor. Noch am ſelben Tage fuhr er nach Norden — verließ das Land, das er einſt zur Größe und nun zum Untergange geführt hatte.

Im großen Völkerringen hatte der deutſchgeborene Fürſt zu Deutſchland gehalten. Es war ſein und ſeines Landes Verderben geworden.

8.

Vier Tage nach dem bulgariſchen Bundesgenoſſen brach ebenſo jäh und ſchrecklich das Osmanentum zuſammen.

Auch der türkiſchen Armee hatte die Kunde vom Unglück der nordiſchen Verbündeten in Frankreich und Italien den letzten Halt geraubt. Schon im Frühjahr hatten die Engländer die Paläſtinafront erneut angegriffen. Sie hatten geſchlagen werden können. Aber ſie rüſteten ſeitdem mit Macht zum Entſcheidungsſtoß. Vergebens erbat General v. Liman immer wieder deutſche Verſtärkungen. Woher hätte die O.H.L. ſie nehmen ſollen?

Wie die bulgariſche Armee, ſo verfiel auch die türkiſche nun unhemmbarer Zerſetzung. Deſertionen, Raubweſen hinter der Front, Verhetzung gegen die Deutſchen — genau das gleiche Bild.

Und in Konſtantinopel ſtand es noch ſchlimmer als in Sofia. Am 3. Juli ſtarb Sultan Mohammed V., deſſen Bundestreue ſich durch alle Wechſelfälle des Krieges bewährt hatte. Sein Nachfolger Vahid Eddin wurde immer wankender, ſeine Regierung den Einflüſterungen und Beſtechungen der auch hier mit Hochdruck arbeitenden Entente-Emiſſäre zugänglich. Nur die eigentlich führenden Männer, Enver und Talaat, hielten unerſchütterlich zum Bündnis.

Bei Eintritt der kühleren Jahreszeit mußte der Entscheidungskampf entbrennen. Vier Tage nach dem Angriff der Orientarmee, der die mazedonische Front bis ins Herz durchstieß, stürzte auch die Palästinafront zusammen. Von der See bis Jaffa umfaßt, am Jordan nördlich Jericho durchbrochen, wurde die türkische Armee fast in Atome zersprengt. Zehntausende von Gefangenen nebst unermeßlicher Beute fielen den Engländern in die Hände. Ihre Kavalleriedivisionen jagten die Trümmer des Osmanenheeres nach Norden. Vergebens versuchte General v. Liman bei Damaskus noch einen Widerstand zu organisieren. Als zucht- und kraftverlassene Horden trotteten die türkischen Heeresreste heimatwärts, gedeckt nur noch von den dreitausend Deutschen, die festen Schrittes, hart kämpfend zurückwichen und des deutschen Namens Ehre auf dem Boden des Heiligen Landes bis zuletzt wahrten.

In einem Zuge konnte die englische Armee ihren Vormarsch fortsetzen. Am 26. Oktober erreichte sie Aleppo und besetzte die Bagdadbahn. Damit fiel auch die nun völlig abgeschnittene mesopotamische Front. Die türkischen Außenwerke waren gefallen, das Zentrum der Südostbastion bedroht. Die Orientarmee war durch Südbulgarien auf Konstantinopel im Anmarsch.

Enver und Talaat traten zurück. Sie wurden von der neuen türkischen Regierung in Anklagezustand versetzt und mußten nach Deutschland flüchten. Am 30. Oktober unterzeichnete die Türkei den Waffenstillstand, der die Dardanellen, den Bosporus, Konstantinopel, sämtliche türkischen Häfen und Bahnen — also auch Deutschlands Stolz und Hoffnung, die Bagdadbahn —, Persien, Kaukasien, Armenien mit Batum und Baku der Entente auslieferte und sie endgültig von dem Bunde der Mittelmächte trennte.

Bald fuhren die Flotten der Entente in die Dardanellen ein, die sie vor drei Jahren vergebens unter ungeheuren Opfern an Menschen, Geld und Schiffen in lodernden Kämpfen umworben hatten. Nicht Rußland — England und Frankreich pflanzten auf die Kuppel der Hagia Sophia das Kreuz des Erlösers. Wie Rußlands, so waren auch Deutschlands stolze Orientträume ausgeträumt, die Berlin-Bagdad-Phantasie in Dunst zerstoben.

Der zweite Bundesgenosse war zu Boden geschlagen. Schulter an Schulter standen nun nur noch die beiden Nibelungen ...

Schulter an Schulter —?!

9.

Es erscheint uns heute fast unbegreiflich, woher Hindenburg und Ludendorff nach diesen ungeheuerlichen Schicksalshieben noch den Mut genommen haben, weiterzukämpfen — die Verantwortung für neue Blutopfer ihres Volkes zu übernehmen.

Was wollte der Ansturm der Entente auf die Westfront besagen gegen das Verhängnis, das nun unaufhaltsam von Süden her über Österreich-Ungarn heranschwoll? Und was für Kräfte standen denn überhaupt noch zur Verfügung, um hier dem Anmarsch der sieggeschwellten Orientarmee in den Weg zu treten?!

Von Sebastopol, von der Krim her wurde eine deutsche Division auf die Bahn gesetzt, um durch das lauernde Rumänien, das meuternde Bulgarien nach Sofia zu fahren. Österreich ließ eine Division aus der Ukraine antreten. Drei deutsche

Oſtdiviſionen, die Diviſionen der mehr als Fünfunddreißigjährigen, auf der Fahrt nach dem Weſten unterwegs, wurden auf der Bahn angehalten und nach Serbien gefahren. Zwei öſterreichiſche Diviſionen, die das K. u. K. Armeeoberkommando für die Weſtfront zur Verfügung geſtellt hatte, wurden gleichfalls nach Serbien herumgeworfen. Und ſchließlich mußte noch das wettererprobte Alpenkorps, da es Gebirgsausrüſtung beſaß, eben aus harten Kämpfen an der Weſtfront zurückgezogen, die Fahrt gen Südoſten antreten. Um ſieben Diviſionen wurde ſo die Weſtfront geſchwächt. Die Truppen aus dem Kaukaſus wurden nach Rumänien überführt, deſſen Stimmung Übles befürchten ließ.

Ein Angriff Italiens auf die Brenta-Piavefront konnte nun jeden Augenblick losbrechen. War die öſterreichiſche Armee ihm noch gewachſen, oder mußte mit einem nahen Erliegen auch des letzten Verbündeten gerechnet werden?!

Wider die Weſtfront, über die ſchon die erſten Herbſtſchauer wehten, rannte in eben dieſen furchtbaren Wochen aufs neue die volle Wucht der verbündeten Armeen an. Marſchall Foch blies zum großen Generalangriff. Was galt's ihm, daß ſeine eigenen Truppen ſtark zu ermüden begannen?! Ihr Nachlaſſen bewies ihm nur: wieviel ſchlimmer es drüben ſtehen müſſe ... Und auf der ganzen Linie zwiſchen Meer und Maas erdröhnten alsbald die feindlichen Geſchütze zum großen Entſcheidungsſturm.

Ein Wunder, daß die Führer noch zu hoffen wagten, die Front werde halten ... ein tauſendmal größeres, daß ſie hielt.

Drei Hauptziele ſteckte ſich Foch. Die flandriſche Küſte ſollte nun endlich gewonnen, dem U-Boot-Kriege ſeine zweitwichtigſte Ausgangsſtelle entzogen werden. Zwar hatte ſeine Wirkung ſeit der Jahresmitte erheblich nachgelaſſen — aber unbequem war er immer noch. Admiral Scheer, ſeit Ende Juli an Stelle des erkrankten Admirals v. Holtzendorff Chef des Admiralſtabes, hatte am 18. September von Ludendorff die Mitteilung erhalten, daß die Kriegslage die Räumung Zeebrügges und Brügges nötig machen könne. Alle Vorkehrungen waren getroffen. In 8 bis 14 Tagen konnte ſie durchgeführt ſein. Eine Überrumpelung mußte vermieden werden. Der Feind ſtrebte ſie an. Aber die wilden Angriffe, die er zu dieſem Zweck am 28. September begann, erzielten nur mäßigen Geländegewinn, ſcheiterten endgültig am zähen Widerſtande der 4. Armee, die gut ausgeruht war und bisher von Kämpfen wenig in Mitleidenſchaft gezogen. Am 30. verebbte hier der Anſturm.

Im Zentrum, an der Siegfriedſtellung, begann ſchon einen Tag früher der Anlauf dreier engliſcher und einer franzöſiſchen Armee. Nur bei Cambrai durchbrach der Feind die deutſche Widerſtandslinie, kam aber nicht ſehr weit. Der Angriff lief hier in eine örtliche Abnutzungsſchlacht aus. Vorwärts St. Quentin ſcheiterte der feindliche Anſturm vollkommen.

Noch aber ſprang, als letztes Überbleibſel der Frühjahrsſiege, die Naſe von Laffaux, der Höhenkamm des Chemin des Dames in die gegneriſchen Stellungen ein. Am 28. September ſtiegen hier franzöſiſch-amerikaniſche Diviſionen die Bergtäler empor, nachdem zum dritten Male die ſturmzerfetzten Höhen nördlich der Aisne von feindlichen Granaten zerwühlt worden waren. Abermals mußte die Laffauxecke, mußte der Damenweg geräumt werden. Die Front vom Herbſt 1917 wurde abermals gehalten.

Und noch an einem dritten Punkte setzte Foch an. Eine gewaltige „Zange" sollte die deutsche Front zwischen Laon und den Argonnen abkneifen.

Westlich der Argonnen griffen die Franzosen, östlich griff die amerikanische Armee in dichten Massen an. Der französische Anlauf scheiterte unter schweren Verlusten. Aber auch die Amerikaner bekamen zu fühlen, daß sie am Mihielbogen nur dem Glück ihren Erfolg verdankt hatten. Zwar brachen sie zwischen Maas und Bergwald ein Stück aus den deutschen Linien heraus, aber sie wurden bald zum Stehen gebracht und mußten entsetzlich bluten.

Es schien, als sollte Ludendorffs Hoffnung nicht zuschanden werden. Aber er sah doch in diesen Tagen klar, daß es zu Ende gehen mußte. Und er erkannte auch, daß die staatlichen Gewalten ihn im Stiche ließen.

Vor sechs Wochen war die Anrufung neutraler Friedensvermittelung im Prinzip, vor siebzehn Tagen ganz ausdrücklich und konkret und zu ungesäumter Verwirklichung (S. 238) beschlossen worden. Was war geschehen? Man hörte und sah nichts mehr davon. Innenagitation war versprochen — ein Propagandaminister, Aufrüttelung der Nation — was war geschehen? Nichts. Österreich hatte seine Friedensnote in die Welt gesandt — sehr gegen die deutsche Auffassung —, auch sie hatte nicht gewirkt. Der Sturz Bulgariens und der Türkei hatte ihr banges Liebeswerben überdröhnt. Es ist grausam wahr: alles, alles versagte um Ludendorff. Wenn er nicht handelte — andere taten's nicht.

10.

Wer sollte denn auch handeln? Die Friedensfrage endlich in Fluß bringen? Regierung und Volksvertretung hatten Wichtigeres zu tun: sie waren bis über den Hals in innere Händel versunken. Der Krieg war ja so weit, so weit — und unsere lieben Feldgrauen würden schon dafür sorgen, daß er einem nicht näher auf den Leib rückte. Wichtig war nur eins: während das Dach in hellen Flammen stand, drinnen Großreinemachen zu halten ...

Wie die Entente draußen, so ging die Sozialdemokratie drinnen zur Generaloffensive über. Am 20. September stellte sie in aller Offenheit und Öffentlichkeit ihre Forderungen. Drei Ministersessel für die Partei, sofortige Durchführung der Verfassungs- und Wahlrechtsreform, Aufhebung der Zensur und des Belagerungszustandes, das heißt volle Freiheit für jede politische Meinungsäußerung — nach außen aber Wiederherstellung von Serbien, Montenegro und Belgien. Verzicht auf die Friedensschlüsse von Brest und Bukarest, als auf Hindernisse des allgemeinen Friedens. Zugleich führte die Linke eine Sprache gegen die O.H.L., wie sie von dieser Tribüne aus noch nicht gehört worden war.

Am 24. trat der Hauptausschuß des Reichstags wieder zusammen. Seine sozialdemokratischen Redner wurden noch deutlicher und spezieller: sie verlangten die Aufhebung des Artikels 9 der Reichsverfassung, welcher bestimmte, daß Reichstagsabgeordnete nicht Mitglieder des Bundesrats, also auch nicht der Reichsregierung oder der Regierungen der Einzelstaaten sein durften. Die Absicht war klar: das verfassungsmäßige Hindernis, das der Parlamentarisierung entgegenstand, sollte beseitigt und damit den Parteiführern der Weg zu den Minister- und Staatssekretärstellen geöffnet werden.

Digitized by Google

Mitten in diese innerpolitischen Streitigkeiten dröhnte die Nachricht, daß das in Aufruhr und Auflösung versunkene Bulgarien um Waffenstillstand gebeten habe. War's zu begreifen, daß der Reichstag auch dies Menetekel nicht verstand, nicht fühlte, daß von Stund' an aller innere Hader schweigen müsse — und nur die Stimme des Vaterlandes gehört werden dürfe?!

Nein — nun gerade hieß es, neue Bahnen müßten beschritten werden — dann, wenn das Volk seine politischen Ziele erreicht habe, dann werde es sich mit Begeisterung um das Banner des Vaterlandes scharen und zum letzten Opfer bereit sein. Jedenfalls sei die Ersetzung der Obrigkeitsregierung durch die Volksregierung die erste Voraussetzung einer starken, unbeirrbaren Friedenspolitik des Deutschen Reiches.

Graf Hertling aber, der Reichskanzler, sah fassungslos, hilflos in den Strudel. Er reichte sein Entlassungsgesuch ein. Der Eindruck, daß er nicht zu halten sei, setzte sich bei allen Parteien durch. Der Reichstag kam zu dem Entschlusse, selber die Führung in die Hand zu nehmen — sich an die Stelle der versagenden Regierung zu setzen. Auch der Staatssekretär v. Hintze war nicht der Mann, in diesem Sturm die verfassungsmäßigen Rechte der Regierung zu wahren. Auch er verlegte sich aufs Paktieren mit der Mehrheit. Am 27. September verhandelte er mit den Parteiführern. Sie verlangten nach einer kraftvollen Persönlichkeit — aber selbstverständlich nach einer solchen, die der Mehrheit zu Willen wäre, also bereit, das Reformprogramm im Innern und Äußern zu unterschreiben und durchzuführen. Nur einen Mann, der hierfür zu haben war, konnte die Regierung dem Kaiser als Nachfolger für Hertling vorschlagen. Nicht an Hertlings gutem Willen hatte die Mehrheit gezweifelt, aber an seiner Kraft, sich und damit die von ihm akzeptierten Mehrheitsforderungen durchzusetzen. Aber — wer sollte sein Nachfolger werden?! Die Mehrheit hatte keinen Kandidaten — noch keinen.

In dieser Wirrnis erhielt Hintze ein Telegramm Ludendorffs, das seinen Besuch im Großen Hauptquartier erbat.

Hier hatte sich inzwischen in der Seele der beiden Heerführer ein entscheidender Umschwung vollzogen. Und nun setzt eine der seltsamsten Phasen des Feldzugs ein: jene Ereignisse, die man mit dem Schlagwort bezeichnet hat, die O.H.L. und vor allem Ludendorff hätten „die Nerven verloren".

Wirklich hatte es den Anschein, als sei die Erkenntnis, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei, jählings wie ein furchtbarer elektrischer Schlag auf die Seelen der beiden Heerführer herniedergefahren und habe sie eine Zeitlang fast gelähmt. Nur ein Entschluß rang sich aus dieser Lähmung durch: der Friede mußte ohne Verzug herbeigeführt werden. Und da niemand anders etwas tat, glaubte die O.H.L. selber handeln — und die Durchführung dieses Schrittes auch selber mit allen Mitteln durchdrücken zu müssen.

Ludendorff selber bezeichnet den 28. September als den Tag, an dem in ihm diese grausam niederwuchtende Erkenntnis sich zum Entschluß verdichtet habe. Er ging zum Generalfeldmarschall. Der hörte ihn in tiefer Bewegung an und gestand ihm dann, daß er ihm am Abend habe das gleiche sagen wollen. Beide Männer waren einig, daß zwei Punkte als unumstößliche Verhandlungsgrundlage festgehalten werden müßten. Räumung der besetzten Gebiete keines-

falls ohne die nötige Frist zum geregelten Abtransport aller Werte — Möglichkeit einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an der deutschen Landesgrenze, falls unerträgliche Bedingungen gestellt würden.

Wer könnte unerschüttert die männlich gefaßten Worte lesen, mit denen Ludendorff die Schilderung dieser furchtbaren Entscheidungsstunde abschließt?

„Der Generalfeldmarschall und ich trennten uns mit festem Händedruck wie Männer, die Liebes zu Grabe getragen haben und die nicht nur in guten, sondern auch in den schwersten Stunden des menschlichen Lebens zusammenstehen wollen. Unsere Namen waren mit den größten Siegen des Weltkrieges verknüpft. Jetzt waren wir uns in der Auffassung einig, daß es unsere Pflicht sei, unsere Namen für diesen Schritt herzugeben, den zu vermeiden wir alles Erdenkliche getan hatten."

Hintze reiste nach Spaa diesmal mit ganz festen Entschlüssen. Das Auswärtige Amt stand auf dem Standpunkt der Reichstagsmehrheit, daß für die Einleitung des Friedens „die sofortige Bildung einer neuen Regierung auf breiter nationaler Basis auf freie Initiative des Kaisers" die wichtigste Voraussetzung sei. Es sei deshalb wünschenswert, daß schon am 29. ein Teiegramm in Berlin eintreffe, das Hertlings Demission annehme und den Vizekanzler v. Payer beauftrage, dem Kaiser sofort wegen der Person des neuen Kanzlers und der Zusammensetzung des neuen Kabinetts Vorschläge zu machen — beides aber nach Anhörung des Präsidiums des Reichstags und der Parteiführer und im engsten Einvernehmen mit der Volksvertretung.

Ja, es war im Schoß der Regierung noch mehr beschlossen worden:

Die neue Regierung würde an den Präsidenten Wilson unmittelbar heranzutreten haben, um ihn um Einberufung einer Friedenskonferenz nach Washington und um sofortige Herbeiführung eines Waffenstillstandes zu ersuchen.

Noch mehr: es schien der Regierung klar, daß Wilson für eine solche Aktion nur zu haben sei, wenn man sich deutscherseits gleichzeitig zur Anerkennung der Grundsätze bereit erklären würde, welche er als das „unseres Dafürhaltens einzig mögliche Programm des Weltfriedens" bezeichnet hatte. Die deutsche Regierung war entschlossen, dem Präsidenten erklären zu lassen, daß sie bereit sei, den Friedensverhandlungen seine 14 Punkte zugrunde zu legen ...

Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger als das Aufziehen der weißen Fahne.

Gestützt auf diese Festlegungen des Auswärtigen Amts und mit dem Bewußtsein, daß diese Absichten der Auffassung der Reichstagsmehrheit entsprächen, erschien Hintze am 29. September in Spaa. Er hatte zunächst eine Aussprache mit den Feldherren. Er schilderte ihnen die innere Lage. Hertlings Stellung wie auch seine eigene sei erschüttert. Eine Neugestaltung des ganzen Regierungssystems sei erforderlich. In bezug auf die äußere Lage mußte er zugeben, daß der feierlich beschlossene Schritt, die Königin der Niederlande um Friedensvermittlung anzugehen, unterblieben und auch kein anderer Schritt bei einer neutralen Macht erfolgt sei. Er schlug im Sinne der in Berlin gefaßten Beschlüsse die Friedensbitte an Wilson vor.

Er mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als die Feldherren diesem Vorschlag ohne Widerspruch zustimmten.

Als die Grundfrage gelöst war, fuhren die Herren zum Kaiser und trugen ihm ihre Vorschläge vor — ohne zu verhehlen, daß sie die Bereiterklärung zur Kapitulation bedeuteten.

Zur Kapitulation nach innen und außen. Vor dem Feinde — denn sie schloß neben vielem anderen den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und Deutsch-Polen in sich ... und nach innen — denn hier bedeutet sie den Verzicht der Krone auf ihre verfassungsmäßigen Rechte, den Übergang der Herrschergewalt in die Hände der Volksvertretung. In dieser Stunde wurde das Werk Bismarcks zu Grabe getragen. Seltsam, auch der Kaiser fügte sich in tiefer Erschütterung, doch stumm und ohne jeden Widerspruch in die Anrufung Wilsons ... Aber er erschien gebrochen und jäh um Jahre gealtert.

Inzwischen war auch der Reichskanzler erschienen — aber nur, um zu vernehmen, daß der Kaiser bereits ein Schriftstück unterzeichnet habe, das den Parlamentarismus in Deutschland einführte. Er erbat und erhielt seinen Abschied. Über die Person seines Nachfolgers stand noch nichts fest. Und der Kaiser trat in dieser Hinsicht bereits auf den Boden der von ihm bewilligten Neuordnung: er verzichtete auf jede Beteiligung an der Besetzung des Reichskanzlerpostens — also auf das oberste Vorrecht der Kaiserkrone ... Man mochte das nun in Berlin abmachen ...

Auf Ludendorffs Frage, bis wann die neue Regierung gebildet und aktionsfähig sein würde, so daß die Note mit dem Ersuchen um Waffenstillstand an Wilson abgehen könne, nannte Hintze den 1. Oktober. So lange hatte es nach Ludendorffs Auffassung auch noch Zeit.

Da Ludendorff von Spaa wegen der Kriegslage nicht abkommen konnte, begleitete auf seinen Wunsch Hindenburg den Kaiser nach Berlin, um dort bei den notwendigen Entschließungen die O.H.L. zu vertreten. Ludendorff sandte den Major Freiherrn v. dem Busche mit, damit dieser, falls die neue Reichsleitung es wünsche, dem Reichstag Aufschluß über die militärische Lage geben könne.

Das Ende kam — es kam mit allen Anzeichen einer Katastrophe, die viel grauenvoller werden mußte, als schlimmster Pessimismus es jemals geahnt ... Noch vor wenig Wochen hatten die militärischen Führer und fast das gesamte deutsche Bürgertum von einem Frieden geträumt, der Deutschlands Machtstellung im Osten einen gewaltigen Zuwachs bringen und auch im Westen sich keinesfalls ohne namhafte „Sicherungen" begnügen würde... Und nun die 14 Punkte... Und nach innen: Verzicht der Krone auf jede wirkliche Macht, die vorbehaltlos auf das Volk überging — mit einem Worte: Revolution von oben ... Das alles ohne Hauch und Glanz von Freiwilligkeit, von Größe ... Erzwungen alle Zugeständnisse, nach außen durch die militärische Lage, die im Zusammenbruch der beiden südöstlichen Bundesgenossen und im Rückzug der Westfront ihren unmißverständlichen Ausdruck fand — und nach innen unter dem Druck der Angst — der Angst vor dem gierigen Ungeheuer, das — Hintze hatte es unverhohlen zugegeben — sprungbereit auf der Lauer lag: der Revolution von unten.

Dieser 29. September bedeutet in Wahrheit das Ende. Alles, was nun noch kam, fällt schon unter den Begriff der „Liquidation".

Am 29. September gaben der Oberste Kriegsherr und seine O.H.L. den Krieg verloren. Am 29. September 1918 banden der Kaiser und seine Paladine die weiße Fahne an das Heißtau.

Noch flatterte die deutsche Kaiserstandarte — aber sie hatte einen tiefen Riß bekommen.

Immerhin — ein jahrhundertealtes Vorrecht der preußischen Monarchie war zur Stunde noch mit der Kaiserkrone verbunden: der Oberbefehl über die bewaffnete Macht. Noch war der Kaiser der Oberste Kriegsherr ...

Für wenige Tage noch.

Drittes Kapitel

Die weiße Fahne

1.

Als Ludendorffs Abgesandter, der Major Freiherr v. dem Busche, am 1. Oktober in Berlin ankam, war dort bereits der Mann eingetroffen, dessen Aufgabe es werden sollte, die große Liquidation durchzuführen: Prinz Max von Baden. Auf des Kaisers Bitte hatte der Großherzog von Baden den Prinzen für diese Mission zu gewinnen versucht. Was empfahl ihn der neuen Regierung für eine solche Berufung? Sein katholisches Bekenntnis, das ihn dem Zentrum angenehm machte, einige Reden demokratischer Färbung, die er gelegentlich in Baden gehalten hatte, und gewisse Sympathien, die er von seiner Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes auch bei Deutschlands Feinden genoß. Noch mehr aber sein Rückgrat, das von einem höheren Offizier mit einem Gummischlauch verglichen worden war.

Er fand eine Reihe von Tatsachen vor, mit denen er sich unbesehen abzufinden hatte, wenn er das Amt, um dessen Übernahme man ihn bat, antreten wollte. Vor allem die innerpolitische Situation: den Systemwechsel — den Übergang der Macht auf die Volksvertretung. Ein fertiges Kabinett, das der Vizekanzler v. Payer inzwischen — auf Wunsch des Kaisers! — bereits mit den Parteiführern verabredet hatte. Es war ein Kabinett der Mehrheit: die Konservativen waren überhaupt nicht, die Nationalliberalen nur durch ein Mitglied vertreten. In der Entlassungsurkunde für Hertling hatte der Kaiser ausgesprochen, daß „Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfange an den Rechten und Pflichten der Regierung teilnehmen" sollten. Die Auswahl dieser Männer aber hatte die Krone den Wortführern des Parlaments bereits überlassen. Und diese wählten — sich selber. Sie hatten's erreicht: sie wurden Minister. Das neue Reichsministerium nannte sich „Kriegskabinett", aber seine selbstgestellte Aufgabe war nur die, ein Friedens-, das heißt ein Abwicklungskabinett zu sein. Ihm gehörten als „Staatssekretäre ohne Portefeuille" die Abgeordneten Erzberger und Gröber vom Zentrum, Haußmann von der Freisinnigen Volkspartei und der Sozialdemokrat Scheidemann an, ferner als fünftes Mitglied der

Demokrat Vizekanzler v. Payer. Außerdem wurde konzessionshalber der nationalliberale Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, Dr. v. Friedberg, aufgenommen. Der Posten des preußischen Ministerpräsidenten blieb unbesetzt. Der Kriegsminister v. Stein trat von seinem Posten zurück. Ihn ersetzte General Scheüch, ein Elsässer von Geburt. Staatssekretär des Auswärtigen wurde an Hintzes Stelle Dr. Solf. Nun konnten die Parteiführer ihre Regierungskünste zeigen.

Also „sein" Programm und „seine" Mitarbeiter fand Prinz Max bereits vor — er brauchte sich nicht erst zu bemühen.

Aber er fand noch etwas anderes vor. Noch am 1. Oktober hatte er eine Besprechung mit Major v. dem Busche, aus der er mit jähem Schreck erfuhr, daß die O.H.L. mit sofortiger Eröffnung der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen, und zwar in der Form eines unmittelbaren „Ersuchens" an den Präsidenten Wilson und auf Grund seiner 14 Punkte — nicht nur einverstanden sei, sondern sie auch als unaufschieblich aufs dringendste beschleunigt zu sehen wünschte! Sie hatte sich lediglich vorbehalten, von allen Veröffentlichungen über Friedensschritte Kenntnis zu erhalten, damit sie die Armee rechtzeitig benachrichtigen könne — andernfalls bestehe die Gefahr der Demoralisation ...

Diesen Entschluß glaubte Prinz Max nicht als unabwendbar hinnehmen — nicht ausführen zu dürfen. Er erkannte, daß ein solcher Schritt, gerade in diesem Augenblick und in dieser Form getan, von unseren Feinden als glatte Kapitulation, als unverhülltes Eingeständnis unserer unabwendbaren Niederlage aufgefaßt werden müsse — und ihre Siegeshoffnung zur Siegesgewißheit, ihre Forderungen zur Unerträglichkeit steigern müsse. Er konnte es nicht fassen, daß Hindenburg und Ludendorff, die Bürgen unseres deutschen Endsieges, die Abgötter der Nation, wirklich schon so völlig verzweifeln sollten.

Freilich mußte er erfahren, daß auch in dieser Hinsicht schon allerhand vollzogene Tatsachen vorlagen. Wien, Sofia, Konstantinopel waren bereits seit dem 29. September benachrichtigt, sogar Anfragen wegen Übermittlung des Friedensgesuchs an unsere Vertreter im neutralen Ausland ergangen.

Und was noch peinlicher war: es begann nun jenes wunderliche und beklemmende Drängen der O.H.L. um Beschleunigung — das alle Unbefangenen als Ausdruck eines „Nervenzusammenbruchs" auffaßten ...

Gleich in ganzen Bündeln flogen am 1. Oktober die Telegramme Ludendorffs auf den Arbeitstisch des Prinzen Max. Um 1 Uhr ließ der General die „dringende Bitte" telegraphieren, „daß unser Friedensangebot sofort hinausgeht. Heute halte die Truppe, was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen." Auf eine Anfrage aus Berlin, ob denn nicht wenigstens Aufschub bis zur Bildung der neuen Regierung möglich sei, kam Antwort aus dem Großen Hauptquartier — seltsamerweise „v. Hindenburg" unterzeichnet, obgleich dieser doch mit dem Kaiser in Berlin eingetroffen war — folgenden Wortlauts:

> „Wenn bis heute abend 7 bis 8 Uhr Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regierung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen vormittag einverstanden. Sollte dagegen die Bildung der Regierung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die fremden Regierungen heute noch für geboten."

Digitized by Google

Gleichzeitig eine weitere dringende Bitte Ludendorffs

„das Friedensangebot sofort hinausgehen zu lassen und damit nicht erst bis zur Bildung der neuen Regierung zu warten, die sich verzögern könne.

Heute hielte die Truppe noch, und wir seien noch in einer würdigen Lage; es könne aber jeden Augenblick ein Durchbruch erfolgen und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment. Er käme sich vor wie ein Hasardspieler, und es könne jederzeit irgendwo eine Division versagen."

Der Wirkliche Legationsrat Grünau, Vertreter des Auswärtigen Amts im Großen Hauptquartier, der diese Bitte übermittelte, setzte hinzu:

„Ich habe den Eindruck, daß man hier vollständig die Nerven verloren hat . . ."

Hintze, der einstweilen seinen Posten noch verwaltete, telegraphierte zurück, die Bildung der neuen Regierung könne voraussichtlich erst heute, am 1. Oktober, erfolgen. Dann könne das Angebot sofort in derselben Nacht hinausgehen.

Abends ein weiteres Telegramm: Ludendorff bitte, ihm baldigst den Wortlaut unseres Friedensangebots mitzuteilen, ferner, wann es an Wilson abgehe. Im Angebot müsse Aufforderung an Feinde stehen, Ort für Waffenstillstandsverhandlungen an der Front zu bestimmen. Sogar die Einzelheiten über die Zusammensetzung der Waffenstillstandskommission und ihre Vollmachten brachte Ludendorff bereits in Vorschlag.

Und am 2. Oktober kam noch ein letztes Telegramm:

„Unser Angebot müsse sofort nach Washington weitergehen. 48 Stunden könne die Armee nicht noch warten. Ludendorff bäte dringendst, alles zu tun, damit das Angebot auf allerschnellste Weise durchkäme. Es komme alles darauf an, daß das Angebot spätestens am 2. Oktober nachts oder am 3. früh in Händen der Entente sei, und er bitte alle Hebel in Bewegung zu setzen."

Also ein Notschrei — unüberhörbar — mark- und beindurchdringend ...

Er klang nur zum Ohr eines engsten Kreises. Gleichzeitig aber hatte am 1. Oktober der Major v. dem Busche seinen Vortrag über die Kriegslage vor den Parteiführern gehalten. Und auch sie hatten ihn in starrem Entsetzen vernommen. Er schilderte die Wirkung des — seit gestern ja durch den Waffenstillstand förmlich beurkundeten — Abfalls Bulgariens, die Zustände auf dem Balkan, die gespannte Lage im Westen und gestand, daß „nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr besteht, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen". Entscheidend seien zwei Tatsachen: die Tanks — und die Ersatzlage. Die Bataillone seien durchschnittlich statt 800 nur noch 540 Köpfe stark, und auch diese Zahl habe sich nur durch Auflösung von 22 Infanteriedivisionen gleich 66 Regimentern halten lassen ... Der Feind sei durch amerikanische Hilfe in der Lage, seine Verluste zu ersetzen. Wir könnten den Krieg noch auf absehbare Zeit weiterführen, dem Gegner schwere Verluste beibringen, verwüstetes Land hinterlassen, gewinnen könnten wir damit nicht mehr. Diese Erkenntnisse und Ereignisse hätten in der O.H.L. den Entschluß reifen lassen, dem Kaiser vorzuschlagen, zu versuchen, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volk und seinen Verbündeten weitere Opfer zu ersparen. Noch sei das deutsche Heer stark genug, den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen — aber jeder Tag bringe den Gegner seinem Ziele näher und werde ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen.

„Deshalb darf keine Zeit verlorengehen. Jede 24 Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsre augenblickliche Schwäche klar zu erkennen.

Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten wie für die militärische Lage haben."

Heer und Heimat, schloß Busche seinen Vortrag, müßten noch fester als bisher zusammenhalten. Eine geschlossene Heimatfront müsse gebildet werden, die erkennen lasse, daß die Verweigerung des Friedens oder die Zumutung eines demütigenden Friedens auf einen unbeugsamen Willen zum Weiterkämpfen stoßen würde. Aber diese letzten Worte wurden kaum mehr verstanden. Die Erregung der Parlamentarier überbrauste sie. Das Heer vor dem Zusammenbruch! Wie war das möglich? Hatten denn nicht Hindenburg und Ludendorff noch vor kurzem die beruhigendsten Versicherungen gegeben? Entweder war also dieser Glaube frevelhafter Selbstbetrug gewesen oder gar — beabsichtigte Täuschung des Volkes ...

In ungeheurer Bestürzung trennte sich die Versammlung. Ihr hatte auch ein — polnischer Abgeordneter beigewohnt. Unfaßbar, aber Tatsache. Nun war ja dafür gesorgt, daß die Entente bald wissen würde, wie Deutschlands Feldherren über die militärischen Aussichten dächten ... Aber auch sonst war der Kreis groß und auch zu wenig zuverlässig gewesen. Schon alsbald durchliefen die wildesten Gerüchte Berlin und drangen auch in die Blätter.

Am 2. Oktober tagte ein Kronrat, an dem der Kaiser, Hindenburg, Payer, Hintze und Prinz Max teilnahmen. So bereitwillig der Prinz in den innerpolitischen Fragen sich auf den Boden der in Berlin vorgefundenen Tatsachen gestellt hatte — daß man just in diesem Augenblick, am Tage des Kanzlerwechsels und der „Neuorientierung", am Tage nach dem Ausscheiden Bulgariens aus dem Vierbund, an der Westfront von der Generaloffensive der Entente umtobt, bei Herrn Wilson die Kapitulation anmelden solle, das wollte ihm nicht in den Sinn. Er erklärte bestimmt, er verlange wenigstens acht Tage Frist, damit der Anschein der Zwangslage vermieden werde. Umsonst — der Kaiser, offenbar von der Nervosität der O.H.L. angesteckt, stellte sich auf ihren Standpunkt und verlangte sofortige Absendung der Note.

Noch einmal versuchte am folgenden Tage, dem 3. Oktober, der Prinz einen Aufschub zu erlangen, indem er dem Generalfeldmarschall schriftlich eine Anzahl von Fragen vorlegte: ob die O.H.L. einen militärischen Zusammenbruch und damit das Ende unserer militärischen Widerstandskraft erwarten müsse; ob sie sich bewußt sei, daß die Einleitung einer Friedensaktion unter dem Druck der militärischen Zwangslage zum Verlust deutscher Kolonien und deutschen Gebiets, namentlich Elsaß-Lothringens und rein polnischer Kreise der östlichen Provinzen, führen könne? Hindenburg antwortete noch am selben Tage aus Berlin schriftlich, die O.H.L. bleibe auf der sofortigen Herausgabe des Friedensangebots an unsere Feinde bestehen.

„Noch steht das deutsche Heer festgefügt und wehrt siegreich alle Angriffe ab. Die Lage verschärft sich aber täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen.

Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben."

Was blieb dem neuen Reichskanzler zu tun übrig, als sein Amt anzutreten mit der feierlichen Erklärung unserer Niederlage? Wenn die O.H.L., die bisher stets unerschütterliche, mit so offenbarer brennender Sorge auf dem Friedensangebot bestand — dann war doch wohl keine andere Rettung ...

Aber festzuhalten bleibt, zur Steuer der Wahrheit, die unumstößliche Tatsache: wenn am 3. Oktober, trotz dringenden Abratens des Prinzen Max, die Friedensbitte an Wilson herausging, welche die Unterwerfung unter die 14 Punkte enthielt, so ist der erste Vorschlag hierzu zwar von der Regierung des Staatssekretärs v. Hintze ausgegangen — die volle Verantwortung aber für diese Tatsache trifft einzig und allein die beiden Heerführer Hindenburg und Ludendorff.

In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober erließ Prinz Max auf dem Wege über die Schweiz unsere Friedensbitte an den Präsidenten Wilson. Die Note lautete:

„Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegführenden Staaten von diesem Ersuchen in Kenntnis zu setzen und sie zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Anbahnung von Verhandlungen einzuladen. Sie nimmt das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September, aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen an.

Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen

gez. Max, Prinz von Baden,
Reichskanzler."

2.

Ein kurzes Staunen — dann hatte das deutsche Volk, hatte die Welt begriffen, was sich eigentlich zugetragen habe. Die belagerte Riesenfeste, vier Jahre lang von der ganzen Welt umstürmt, hatte die weiße Fahne gehißt — nachdem der Sturz ihrer Außenbastionen im Südosten ihre Südflanke dem feindlichen Ansturm geöffnet hatte. Nun handelte es sich nur noch um die Frage der Kapitulationsbedingungen.

In diesen Tagen stieg Wilsons Ruhm in den Zenit. Er war der erste Mann der Erde — er konnte ihr Retter werden — in Wirklichkeit, obwohl in der großen Auseinandersetzung selbst Partei, der arbiter mundi, der Weltenschiedsrichter.

Und seltsam: in eben jenen Stunden, als die Mittelmächte ihre Niederlage bekannten, ging durch ihre Länder keineswegs nur ein Angstgestöhn, sondern aus Millionen Seelen stieg es wie ein tiefes Aufatmen. Millionen Menschen wähnten den Sinn und Zweck der ungeheuren Tragödie zu erkennen: aus Blut und Grauen stieg die neue Zeit — und Wilson war ihr Prophet.

Aber dem Professor im fernen Westen stand noch ein zweiter Prophet im Osten gegenüber: der hieß Lenin ...

Östliche und westliche Weltbeglückungsphrasen überstrudelten die in tiefer Erschöpfung fiebernde Welt und richteten in Köpfen und Herzen einen Wirrwarr ohnegleichen an. Ein Schlagwort war ihnen beiden gemeinsam: das Wort

„Selbstbestimmungsrecht". — „Alle Köpfe, alle Klassen wurden 1918 revolutioniert: zwischen ringenden Fronten wurden die Mittelmächte das ausgehungerte Schlachtfeld der Ideen," heißt es in Karl Friedrich Nowaks genialer Schilderung. Verkündete Wilson das Selbstbestimmungsrecht der Völker, so Lenin das Selbstbestimmungsrecht der Massen. Nationalismus hier, Internationalismus dort — das war der Gegensatz, aber beiden war gemeinsam der Idealismus der Weltbeglückung: der Grundgedanke der Freiheit und des Friedens. In der Theorie.

In der Theorie brachten die 14 Punkte Beseitigung der Geheimdiplomatie, der Intrigen und Bündnisse, die Freiheit der Schiffahrt und des Handels, Gutmachung allen Unrechts, aller nationalen Unterdrückung, schließlich als Krönung den Völkerbund.

In der Theorie befreite Lenin die Massen von der Knechtschaft des Kapitals, beschenkte alle Menschen, die Klugen und die Dummen, die Fleißigen und die Faulen, die Starken und die Schwachen mit gleichem Anteil an den Gütern dieser Erde.

Und diese beiden Evangelien wirbelten in den Köpfen — nicht der Sieger, in deren Mitte Wilsons Kreuzstandarte ragte, aber der Besiegten — des Russentums, das des Krieges erstes Opfer geworden war, und der Bürger der Mittelmächte, die nun sich anschickten, durch das Tor zum Paradiese der neuen Zeit zu schreiten.

Aber das hochgewölbte Tor verkleinerte, verengte, erniedrigte sich vor ihren Augen: und plötzlich erkannten sie, daß seine Fassade ein schmählicher Betrug gewesen war. Sie brach zusammen, und hinter ihr starrte eine andere Pforte, eine uralte: zwei Speere, in die Erde gestoßen — in Schulterhöhe quer darüber gebunden ein dritter: Das uralte Joch von Caudium.

Und auch das Leninsche Paradies ward schnell entzaubert. Wohl überflog die Schützengräben des Ostens die neue Heilslehre der Massen von der „Diktatur des Proletariats" ... Aber als sie sich auszuwirken begann, da war es nichts anderes als der uralte Haß des Pöbels gegen die Entpöbelten, der Masse gegen die Persönlichkeit, der Vielen gegen die Wenigen, der geballten Schwäche gegen die vereinzelte Kraft.

Noch aber war diese Entzauberung nicht erreicht. Noch lauschten alle die Millionen der vom langen Kriege Zerrütteten den neuen Heilsmelodien. Und während Ludendorff, der Weltfremde, der Volksfremde, auf den Augenblick hoffte, wo das deutsche Volk, „wie er es auffaßte", sich auf sich selbst besinne und 1813 spielen würde — kapitulierte es seelisch vor Wilson — nicht vor dem Präsidenten des Landes, dessen Beitritt zum Feindbunde seine Niederlage erzwungen hatte, nicht vor dem Manne, der von ihm Elsaß-Lothringen und Deutsch-Polen forderte, sondern vor dem gesalbten Verkünder der Völkerversöhnung und der Freiheit der Ozeane.

Das war der innere Grund der Wandlung des deutschen Volkes, die es in jähem Umschwung aus den Schützengräben steigen und seine schartigen, doch sieggekrönten Waffen Herrn Wilson zu Füßen legen ließ. An allen Gewalten seiner Vergangenheit war es irre geworden — fühlte sich von ihnen mißleitet, in den Blutsumpf gezerrt und drinnen festgehalten bis zum Ersticken, um schließlich seinem Schicksal überlassen zu werden mit dem unfaßlichen Niederlagebekenntnis derer, die ihm bisher nur von errungenen und unfehlbar bevor-

ſtehenden Siegen geſprochen hatten. Nun beugte es ſich vor den neuen Propheten: das Bürgertum, die Führer, auch die des rechten Flügels der proletariſchen Maſſen, vor Wilſon — die Maſſen ſelber vor Lenin ...

Die ganze Angſt der Nation vor dem Untergange, den die Welt ihr zugeſchworen, klammerte ſich in letzter Verzweiflung an Wilſon. Denn wenn irgendeine Leidenſchaft zum tiefſten Grunde deutſchen Weſens gehörte, dann war es das Vertrauen. Deutſchland hatte am Tage der Aufſchau zu ſeinem Friedenskaiſer, der zu den Waffen rief, all ſein grenzenloſes Vertrauen im „Geiſt von 1914" auflodern laſſen. Es hatte, als der Kaiſer immer mehr und mehr in ſich zuſammenſank, all dies grenzenloſe Vertrauen an die vom Glauben der Deutſchen ins Mythiſche emporgeſteigerten Bilder ſeiner beiden großen Feldherren gehangen. Nun hatte es die zweite große Enttäuſchung erlebt: auch die hatten verſagt — hatten es, ſtatt zur Rettung, durch zwei Jahre beiſpielloſer Opfer und Schrecken zum militäriſchen Zuſammenbruch geführt. Und auch in dieſer Stunde klang zu ihm kein neues, kein zukunftweiſendes, kein entflammendes Wort — war es ein Wunder, daß es ſich jetzt beſinnungs- und bedingungslos dahin flüchtete, wohin die erlahmende Hand ſeiner Heerführer ſelber es wies: zu dem Mann der 14 Punkte — dem Heiland der Völkerverſöhnung?!

Würde auch der es enttäuſchen — dann freilich ragte ja im Oſten noch ein anderes Prophetenbild ...

Jetzt gab es für Deutſchland nur noch eine Wahl: Verſöhnungsfrieden — oder Bolſchewismus.

3.

Am 3. Oktober war der Ruf an Wilſon ergangen. Es konnte nicht anders ſein: ſchon am folgenden Tage mußte von Waſhington aus an alle Armeen der Entente in drei Weltteilen der Befehl zum Waffenſtillſtand ergehen — die Einladung an die Mittelmächte, ihre Waffenſtillſtandskommiſſionen an die Weſtfront — und bald auch ihre Friedensdelegationen in das Weiße Haus des Weltenſchiedsrichters zu entſenden. Anders konnte es gar nicht ſein. Das grauenvolle Ringen war zu Ende.

Angehaltenen Atems wartete die Welt — wartete die O.H.L. in Spaa.

Wartete Prinz Max von Baden im Reichskanzlerpalais. Um aber dem Feinde keinen Zweifel zu laſſen, daß eine Enttäuſchung nicht kommen dürfe; daß — käme ſie — die deutſche Regierung und Volksvertretung mit dem Volke ſelbſt zur Fortführung des Widerſtandes bis ans Ende entſchloſſen ſein würden, ſprach er am 5. Oktober bei ſeinem erſten Auftreten vor dem Reichstage, nachdem er ſich feierlich zum Programm des ſtaatlichen Neuaufbaus bekannt hatte, die klangvollen Worte:

„Wie das Ergebnis des Friedensangebots auch ausfallen möge, ich weiß, daß es Deutſchland feſt entſchloſſen und einig finden wird ſowohl zu einem redlichen Frieden, als auch zu einem Endkampf um Leben und Tod, zu dem unſer Volk, wenn es dazu gezwungen wäre, bereit iſt. Kein Zagen befällt mich bei dem Gedanken, daß dieſes zweite Ergebnis eintreten könnte, denn ich kenne den Geiſt der gewaltigen Kräfte, die auch jetzt noch in unſerem Volke vorhanden ſind, und ich weiß, daß die unwiderlegliche Überzeugung, daß jeder für unſer Leben kämpft, dieſe Kräfte verdoppeln würde."

Um aber für solche Eventualität, wie auch für den Fall eines Beginns der Waffenstillstandsverhandlungen die militärische Lage Deutschlands wirklich ganz klar übersehen zu können, hielt es Prinz Max, und hielten es auch seine neuen Staatssekretäre für wünschenswert, nach dem so auffallend und erschreckend pessimistischen Urteil der O.H.L. doch auch noch andere Heerführer zu hören. Auch der Vizekanzler v. Payer hatte den Eindruck gehabt, daß Ludendorffs Nerven nicht mehr zuverlässig seien. Das schien geradezu bestätigt durch die Mitteilung, die den Staatssekretären zuging: Ludendorff werde die Befragung anderer Generale als ein Mißtrauensvotum auffassen und mit seinem Abschiedsgesuch beantworten. Und das könne auch Hindenburgs Abschiedsgesuch nach sich ziehen ... Das war stark. Warum kein Kriegsrat? Warum wollten die zwei Männer unbedingt allein über ein so schwieriges Problem entscheiden wie die Frage der Festigkeit der deutschen Front? Und die Regierung beschloß, auch andere Generale anzuhören.

Fünf Tage vergingen. Wider die Westfront brandete ohne Ermatten der Generalsturm der Entente. Von Waffenstillstand, von Einladung zu Verhandlungen keine Spur ...

Am 9. Oktober traf Wilsons Antwort in Berlin ein. Sie enthielt eine grundsätzliche Erklärung: Er, Wilson, könne seinen Verbündeten einen Waffenstillstand überhaupt nicht vorschlagen, solange die Heere der Mittelmächte auf ihrem Boden ständen. Erste Bedingung jedes Verhandelns sei also die Bereitwilligkeit zur Räumung der besetzten Gebiete.

„Hierauf," sagt Ludendorff, „waren wir vorbereitet." Und doch hätte diese — und gerade diese Bedingung von vornherein nur gegen irgendwelche entsprechenden Sicherheiten angenommen werden dürfen. Denn daß wir noch in Belgien und Frankreich standen — daß weitere Kämpfe, ja selbst ein Rückzug, sogar der einer geschlagenen Armee, und vielleicht gerade dieser, den betroffenen Landesstrichen der Feinde unersetzlichen Schaden zufügen mußte — das war ja noch unser einziges „Aktivum" ...

Weiter aber fragte der Präsident: „ob der Kanzler nur für diejenigen Gewalten spreche, die bisher den Krieg geführt haben."

Das zwang zum Aufhorchen. Seit Monaten predigte die Ententepropaganda dem deutschen Volke, es solle sich seiner „autokratischen Regierung", vor allem des „kriegsschuldigen" Kaisers, entledigen ... Sollte auch der Präsident die Absicht haben, in diesem Sinn auf das deutsche Volk einen Druck auszuüben?!

Und Prinz Max bat Ludendorff, abermals nach Berlin zu kommen. Er sprach sich mit ihm unter vier Augen aus. Die Unterhaltung ließ bereits anklingen, daß die zwei Männer sich nicht verstanden. Vor allem fühlte Ludendorff sich peinlich berührt, daß der Reichskanzler versuchte, ihn zur Preisgabe dreier seiner Mitarbeiter zu veranlassen, von denen in diesem Buche Oberst Bauer und Oberstleutnant Nicolai genannt worden sind. Ludendorff bat um Gründe — Prinz Max vermochte nur zu erklären, die öffentliche Meinung sei diesen Männern abhold. Ludendorff verlangte Tatsachen. Die konnte der Prinz für den Augenblick nicht angeben und hat sie auch später nicht angegeben.

Sodann deutete Prinz Max an, die Regierung wünsche auch noch andere Heerführer zu hören. Das lehnte Ludendorff ab. Nur der Generalfeldmarschall

und er hätten den nötigen Gesamtüberblick und trügen zudem die alleinige Verantwortung.

Die Herren traten alsdann mit den Staatssekretären zusammen. Beratungsgegenstand war die Antwort an Wilson. Ludendorff berichtete über die Gründe des Versagens der Offensive und des großen Rückschlages an der Front; sie seien: Massenanwendung von Tanks — Grippe und Kartoffelnot auf unserer Seite. Der Materialersatz sei gesichert, aber die Kämpfer fehlten. Wir würden imstande sein, die Südostfront der Donaumonarchie zu halten, nicht aber die Donau und Rumänien zu behaupten. Die Lage an der Westfront sei dauernd sehr ernst, gestern habe ein Einbruch der Engländer bei St. Quentin stattgefunden. Die Divisionen seien nicht mehr kampfkräftig. Also noch immer ein Bild in düsteren Farben ...

Noch eine Spezialfrage wurde erörtert. In der Vossischen Zeitung war ein Aufsatz von Walther Rathenau erschienen, der die Regierung aufforderte, zur levée en masse aufzurufen — zu einer großen Volkserhebung nach dem Vorbilde der Gambettaschen von 1870. Ludendorff wurde gefragt, wie er diesen Gedanken beurteile. Er versprach sich von einem solchen Appell keine Rettung. Sie werde „mehr zerstören als man ertragen kann".

Ludendorff hatte vollkommen recht, den Gedanken der Volkserhebung abzulehnen. 1813 hatte der König von Preußen das Volk aufrufen können — denn der Zusammenbruch von Jena hatte nur das preußische Berufsheer zertrümmert. Das Volk war unberührt geblieben und durch die sechs Jahre Fremdherrschaft zu wildem Fanatismus empört. Es fieberte, sich endlich für seine Befreiung einsetzen zu dürfen. Nicht anders hatte es um jene levée en masse gestanden, die Rathenau vorgeschwebt hatte: um die Erhebung des französischen Volkes von 1870. Sedan hatte die kaiserliche Armee zerschlagen — aus dem Volke schuf Gambetta eine neue. Wer hätte im Oktober 1918 sich noch erheben sollen?! Längst schon standen halbe Kinder und halbe Greise zu Hunderttausenden in der Front — soweit sie nicht schon im Grab oder im Lazarett lagen. Die einzigen Männer, die man noch hätte heranziehen können, waren — die Drückeberger ... Und in der Tat waren sie es, auf die Ludendorffs letzte Hoffnung rechnete.

Dem Heer, wie es sei, so meinte er, müßten durch schärfere Erfassung der Drückeberger neue Kräfte zugeführt werden. Also die sollten jetzt Deutschland retten!!

Auch die Staatssekretäre fragten, ob es sich nicht empfehle, noch andere Führer zu hören. Und wiederum lehnte Ludendorff ab: die O.H.L. trage die Verantwortung allein.

Nach Ludendorff kam sein Mitarbeiter Oberst Heye zum Wort. Er schilderte die Kriegslage noch schwärzer als sein Chef.

„Es wäre Hasardspiel der O.H.L., wenn sie den Friedensschritt nicht beschleunigte. Es kann sein, daß wir bis zum Frühjahr halten. Es kann aber auch jeden Tag eine Wendung kommen. Gestern hing es an einem Faden, ob Durchbruch gelang." Er bitte dringend, das Drängen der O.H.L. nicht auf Nervosität zurückzuführen. Der Schritt zum Frieden, noch mehr zum Waffenstillstand, sei unbedingt notwendig. Die Truppe habe keine Ruhe mehr.

Nach dem Trommelfeuer im Schützengraben

Auch der neue Kriegsminister Scheüch stimmte gegen die levée en masse und versprach, durch energischeres „Auskämmen" die Ersatzlage zu bessern.

Nach Ludendorffs Abreise fanden noch sehr eingehende Beratungen des „Kriegskabinetts" statt. Schließlich wurde die Antwortnote an Wilson fertiggestellt. Ludendorff, um seine Zustimmung zu ihrem Text befragt, veranlaßte noch die Aufnahme des Zusatzes: „Die deutsche Regierung nimmt an, daß auch die anderen Regierungen der Alliierten sich auf den Boden der Kundgebung des Präsidenten stellen." In dieser Fassung stimmte die O.H.L. zu.

Und als gälte es, dem Präsidenten noch fernerhin durch Taten zu beweisen, wie gründlich die alte Ordnung der Dinge in Preußen-Deutschland der Neuorientierung geopfert worden sei, beugte sich am 11. Oktober auch das Preußische Herrenhaus dem Geiste der neuen Zeit und erklärte seine Zustimmung zur Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen.

Am folgenden Tag erging ein kaiserlicher Erlaß, der die politischen Verbrecher amnestierte. Er öffnete die Kerker der Liebknecht und Dittmann ... Sie dankten, indem sie sich als Märtyrer feiern ließen und ihre Wühltätigkeit gegen alles, was in Deutschland noch aufrecht stand, mit frischer Kraft aufnahmen.

Die zweite Note an Wilson erklärte im Einverständnis mit der österreichisch-ungarischen Regierung ihre Bereitschaft, die besetzten Gebiete unter noch zu vereinbarenden Modalitäten zu räumen. Auf die verfängliche Frage nach der Legitimation der heutigen Regierung erwiderte die Note:

> „Die jetzige deutsche Regierung, die die Verantwortung für den Friedensschritt trägt, ist gebildet durch Verhandlungen und in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit des Reichstags. In jeder seiner Handlungen gestützt auf den Willen dieser Mehrheit, spricht der Reichskanzler im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes."

Am 12. Oktober ging die Antwort an Wilson ab.

Sie enthielt nach zwei Richtungen den Anfang der bedingungslosen Kapitulation. Einmal, indem sie die Räumung der besetzten Gebiete bewilligte — unseres einzigen Unterpfandes gegenüber der erdrückenden Übermacht der Entente — und zum anderen, indem sie Wilsons ersten vorsichtig tastenden Versuch zur Einmischung in unsere innerpolitischen Verhältnisse nicht als Verstoß gegen die Würde des Deutschen Reiches zurückwies, sondern im Gegenteil sich dem Präsidenten gegenüber auf die „Neuorientierung" berief und damit den ersten leisen Trennstrich zwischen sich selber und dem Kaiser, dem Werke Bismarcks, der ganzen deutschen Vergangenheit zog ... Sie sollte bald inne werden, daß sie dem Teufel den kleinen Finger gereicht hatte.

4.

Und draußen an der Front blutete der deutsche Soldat. — —

Der weitausholende strategische Grundgedanke Fochs sprach sich nun immer deutlicher aus — war ja übrigens durch die Gestaltung der deutschen Front — ohne weiteres gegeben und hatte allen Entente-Angriffen seit Herbst 1915 zugrunde gelegen. Es handelte sich um eine „Zange", die im Norden mit zwei, im Südosten mit einer Backe einsetzte. Durchbruch von Ypern auf Brügge-Gent, von St. Quentin auf Maubeuge, von Verdun auf Charleville.

Der Zeitpunkt war nun gekommen, wo die U-Boot-Basis in Flandern dem Feinde würde preisgegeben werden müssen ...

Als der Sieger vom Skagerrak am 11. August die Geschäfte des Chefs des Admiralstabs, also des Oberbefehlshabers zur See, übernommen hatte, war ihm nicht mehr viel Gelegenheit zu großen Taten geworden. Zunächst galt es sich zu einem Verzicht zu bekennen: zu der Erkenntnis, daß eine Ausdehnung des U-Boot-Krieges auf Amerika namentlich auch Chile, Argentinien und Spanien in die Reihen unserer Feinde treiben und übrigens angesichts der Riesengröße der Aufgabe das Maß unserer Kräfte übersteigen würde. Ferner auch zu dem Anerkenntnis, daß eine ernsthafte Verhinderung oder auch nur Gefährdung der amerikanischen Truppentransporte nicht im Bereiche der Möglichkeit liege ... Und endlich: auch der U-Boot-Handelskrieg hatte infolge der feindlichen Abwehrmaßnahmen und der eigenen Verluste an Booten und an alten und bewährten Kommandanten, endlich infolge der gewaltigen Schiffsneubauten der Feinde im Erfolg derartig nachgelassen, daß eine Hebung des U-Boot-Baues als das letzte Mittel erschien, unsere einzige Offensivwaffe neu zu schärfen. Schon waren die monatlichen Versenkungsziffern unter 500 000 Tonnen gewichen. Die bisherige Marineleitung hatte große Säumnisse begangen. Auf den Beschluß vom Frühjahr 1917, der den unbeschränkten U-Boot-Krieg eröffnete, hätten große Aufträge zu Neubauten vergeben werden müssen. Das war unterblieben, weil man damals in der bekannten Überschätzung der eigenen Kraft gehofft hatte, innerhalb kurzer Frist mit den vorhandenen Booten die Kriegsentscheidung zu erzwingen. Und nun fehlte es an Arbeitskräften. Die O.H.L. hatte es im Juni abgelehnt, dem Heere noch weitere Kräfte zur U-Boot-Herstellung zu entziehen. Nun fand Ludendorff sich trotz der bedrängten Lage der Westfront zur Gestellung einer beschränkten Arbeiterzahl bereit. So konnte wenigstens beschleunigte Ablieferung der schon im Bau befindlichen Boote erreicht werden.

Auch eine wichtige organisatorische Verbesserung erzielte Scheer: jetzt, am 10. September 1918, wurde endlich eine einheitliche Seekriegsleitung geschaffen, die ins Große Hauptquartier übersiedelte.

Inmitten eifriger Arbeiten für die Neubelebung des U-Boot-Krieges traf an jenem schicksalsvollen 29. September den neuen Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte die Mitteilung Ludendorffs, daß die sofortige Einleitung von Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen notwendig geworden sei. Und schon am selben Abend erhielt das Marinekorps den Befehl, Flandern als U-Boot-Stützpunkt aufzugeben und planmäßig zu räumen.

Was half es, ob nun noch am 1. Oktober in Köln eine Sitzung von Mitgliedern der Land- und Seekriegsleitung mit Vertretern der Industrie und der Schiffswerften stattfand, die zu dem einstimmigen Ergebnis kam, daß das erweiterte U-Boot-Programm bei Gestellung von 69000 Arbeitern durchführbar sei —?!

Nun galt es nur noch Beschluß zu fassen, was während der Waffenstillstandsverhandlungen mit dem U-Boot-Kriege werden sollte? Es war klar: auf seine Weiterführung dürfte man nur verzichten, wenn die Entente sofort die Blockade aufhöbe. Anderenfalls müßte der U-Boot-Krieg bis zum endgültigen Waffenstillstand weitergehen, gestützt nunmehr nur noch auf Nord- und Ostsee.

Die Räumung der flandrischen U-Boot-Basis wurde durchgeführt. Vier U-Boote und zwei Torpedoboote, die nicht überführungsbereit waren, und die ungeheuren Massen der Geschütze an der Seefront, bis auf zehn Eisenbahngeschütze, mußten gesprengt werden ... Der Anfang zur Vernichtung unserer Seestreitkraft war gemacht.

Aber zugleich war auch der Grund weggefallen, der zur Beibehaltung der nun weit vorgeschobenen Stellungen der 4. Armee von der See bis in die Gegend von Kortrijk gezwungen hatte. Schon war die Armee unter harten Kämpfen bis auf Roulers zurückgedrängt worden. Am 14. Oktober erneute der Feind seine Angriffe, erfolgreich, wenn auch offenbar mit erlahmender Kraft. Nunmehr erging Befehl, die Armee in die Hermannstellung zurückzunehmen. Damit waren Ostende und Brügge, war die durch vier Jahre zu ständiger Bedrohung Englands behauptete flandrische Küste dem jubelnden Sieger überlassen.

Inzwischen war die ganze Siegfriedstellung, in der die Armeen nach Ludendorffs Hoffnung wochenlang hatten Widerstand leisten sollen, unter den beständigen Anstürmen des Feindes unhaltbar geworden. Immer beklemmender drängte sich die Erkenntnis auf: die Zerrüttung begann.

Noch leisteten die Führer, leisteten große Teile der Armee verzweifelten Widerstand. „Die sich vorn schlugen, waren Helden. Sie waren nur für den weiten Raum zu wenig zahlreich" (Ludendorff). Der Offizier trug die Hauptlast des Kampfes. Mitunter bildeten Stäbe mit ihren Schreibern und Burschen die letzte Widerstandslinie. Hinter der Front, in der Heimat wuchs die Menge der Drückeberger und Deserteure zu phantastischen Zahlen. Die Divisionen bekamen überhaupt keine Ruhe mehr. Die guten Truppen am wenigsten — die mußten überall einspringen. Da begannen auch sie zu murren und nachzulassen.

Ist es nicht ein Rätsel, daß es trotzdem noch immer gelang, die Front zu halten? Ist es ein Wunder, daß die O.H.L. täglich und stündlich mit dem Äußersten rechnete?! O — ihr Helden jener letzten Tage — welch kniefälligen Dank ist die Heimat euch schuldig! Ihr rettetet nicht nur die Ehre — ihr habt das Vaterland vorm Einbruch des Kriegsschreckens noch beschirmt, als alles längst verloren schien — verloren war.

Dennoch: am 9. Oktober mußten die 2. und 18. Armee in die Hermannstellung zurückgehen. Hier traf sie schon am 10. der Nachstoß des Feindes: sie wiesen ihn ab. Nun standen nur noch die 6. und 17. Armee vorwärts der Schelde — am 17. wurden auch sie in die Hermannstellung zurückgenommen.

Foch hatte sein Ziel, mit den beiden nördlich angesetzten Backen der gewaltigen Zange den nord-südlich verlaufenden Schenkel der deutschen Westfront zu durchbrechen, nicht erreicht. Geschlossen standen die Armeen in der neuen Stellung von Ecloo bis östlich La Fère.

Auch der feindliche Südangriff hatte den Durchbruch nicht erzwungen. Gegen gewaltige Übermacht hatte die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz die Front von der am 2. Oktober aufgegebenen Stellung am Chemin des Dames bis zur Maas gehalten. Am 3. Oktober mußte auch sie sich entschließen, die an die Hermannstellung anschließende, verhältnismäßig gut ausgebaute Hunding-Brunhild-Stellung zu beziehen. Sie wich unter tapferen Rückzugsgefechten. Die

links anschließende 5. Armee hielt wütenden Massenangriffen der Amerikaner stand.

Am 17. stand die ganze Armee westlich der Maas in der rückwärtigen Stellung — leidlich geordnet, aber natürlich ohne jeden Rückhalt an allen jenen Einrichtungen der alten Front, welche der Bequemlichkeit und Ruhe der Truppe dienten. Die hatten dem Feind überlassen werden müssen. Die Befehlsgliederung war neu geregelt: von rechts nach links befehligten Kronprinz Rupprecht, General v. Boehn, Kronprinz Wilhelm, General v. Gallwitz, Herzog Albrecht.

Es hatte nicht ausbleiben können, daß die gewaltige Zone Feindeslandes, über welche die Rückzugsschlachten hinweggetobt hatten, stark hatten leiden müssen. Vor allem hatten Bahnen und Brücken daran glauben müssen. Aber auch zahllose Städte und Dörfer, die bisher vier Jahre lang fast unbeschädigt hinter der deutschen Stellungsfront gelegen hatten, waren nun die Opfer furchtbarer Kämpfe geworden. Wenn die Franzosen nachrückend ihre wiedereroberten Heimatstriche in Trümmern wiederfanden, so ist ihr Schmerz und ihre Wut verständlich. Und es entspricht nur dem System, das der Feind während des ganzen Krieges gegen uns beobachtet hatte, daß diese Wut sich in neuen Greuellügen austobte. Die mußten denn auch dazu dienen, bei Wilson gegen uns Stimmung zu machen und in die Weiterführung der Verhandlungen über den Waffenstillstand peinliche, giftige Töne zu bringen.

Während an der Westfront der deutsche Rückzug sich, trotz vielfacher beklagenswerter Symptome eines steigenden Verfalls der Kraft und der Moral, im ganzen doch mit bewundernswerter Festigkeit vollzog, sah es in Italien bedrohlich, auf dem Balkan entsetzlich aus.

In Italien, es wurde immer klarer erkennbar, stand ein großer Angriff gegen die österreichische Gesamtfront bevor. Würde die noch länger halten? Hinter ihr zerbrach die Doppelmonarchie in inneres Chaos — was war von ihrer Armee noch zu erwarten?!

In Serbien gelang es nur noch mit Mühe und Not, den Vorsturm der Orientarmee um ein geringes zu bremsen. Die österreichischen Truppen begannen dort vollkommen zu versagen. Die Deutschen waren schwach an Zahl und abgekämpft. Am 17. Oktober standen die Franzosen an der Donau. Und die Haltung der rumänischen Bevölkerung wurde drohend, die Lage der überalterten Besatzungstruppen im höchsten Grade kritisch.

In der Türkei stand die Entente vor Adrianopel, ihr Angriff auf Konstantinopel war in Kürze zu erwarten. Die deutschen Truppen und Behörden waren im Begriff, zu Schiff nach Odessa zu gehen.

Von allen Seiten schwoll das Verderben gegen Deutschland und die Doppelmonarchie heran. Wie lange würde der Bundesgenosse halten?!

5.

Als am 14. Oktober, nur zwei Tage nach dem Abgang der deutschen Erwiderung, Wilsons zweite Note in Berlin eintraf, hatte sich die Heeresfront wenigstens im Westen erheblich gefestigt. Was der Präsident schrieb, schien bestimmt, die innere Front, die Heimatfront — soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein konnte — völlig über den Haufen zu rennen.

Die Note bestand aus drei Abschnitten. Der erste unterstrich, daß Räumungs- und Waffenstillstandsbedingungen „dem Urteil und dem Rate der militärischen Berater der alliierten Regierungen überlassen werden müßten", und daß keine Regelung angenommen werden könne, die nicht völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für die Fortdauer der militärischen Überlegenheit der Alliierten an der Front schaffe.

Der Apostel der Humanität und der Völkerversöhnung begann langsam die Maske zu lüften. Hinter dem Waffenstillstand, welcher den Frieden der Verständigung vorzubereiten hätte, tauchte ganz allmählich das Diktat auf. Der Waffenstillstand, der bereits Anfang der Entwaffnung, der Entrechtung sein würde.

Als sei Herrn Wilson selber dumpf zum Bewußtsein gekommen, daß er im Begriff sei, seinen feierlich bekundeten Prinzipien untreu zu werden und den Deutschen, statt als Weltenschiedsrichter, als grimmiger Torquemada gegenüberzutreten — ließ er plötzlich wieder das alte Hunnenmärchen auf der Bildfläche erscheinen, das schon seit vier Jahren hatte herhalten müssen, wenn es galt, irgendeiner Völkerrechtsverletzung und Brutalität der Entente gegenüber den „Barbaren" das ethische Mäntelchen umzuhängen. Die deutschen Truppen, zeterte die Note, übten bei ihrem Rückzuge durch Flandern und Frankreich Plünderungen und Verwüstungen, die U-Boote versenkten Passagierschiffe und sogar ihre Rettungsboote — solange Deutschland zu Land und See mit solchen „ungesetzlichen und unmenschlichen Praktiken" fortführe, könne ein Waffenstillstand schwerlich in Erwägung gezogen werden.

Die Weise, den Text kannten wir — nun sollten wir auch den neuen Herrn Verfasser kennenlernen. Die politische Generaloffensive gegen Deutschlands innerstaatlichen Aufbau, zu der Wilson in seiner ersten Note ganz vorsichtig das Alarmsignal gepfiffen hatte, brach los.

Der Präsident wies darauf hin, daß ein Punkt seines von der deutschen Regierung ja feierlich als Friedensgrundlage angenommenen Programms folgendermaßen gelautet habe:

> „Vernichtung jeder militärischen Macht überall, welche es in Händen hat, allein, geheim und auf eigene Willensbestimmung den Weltfrieden zu stören, oder, falls diese Macht gegenwärtig nicht vernichtet werden kann, wenigstens ihre Herabminderung bis zur tatsächlichen Ohnmacht."

Schon die Aufstellung dieser These — sie war nicht in den 14 Punkten enthalten, sondern als Erweiterung des ursprünglichen Programms in einer am 4. Juli gehaltenen Rede des Präsidenten nachgetragen — hatte ganz unverkennbar nach Deutschland gezielt. Nun stieß er zu:

> „Und die Macht, welche bis jetzt das Schicksal der deutschen Nation bestimmt hat, ist eine von denjenigen, welche der Präsident in dieser Rede im Auge hat. Die deutsche Nation hat die Wahl, dies zu ändern. Die eben erwähnten Worte des Präsidenten bilden natürlich eine Bedingung, die vor dem Frieden erfüllt werden muß, wenn der Friede durch das Vorgehen des deutschen Volkes selbst kommen soll."

Ein Zweifel, ein Mißverständnis war nicht möglich: Wilson forderte, als Vorbedingung des Friedens, die Beseitigung der Kaisermacht.

Das war die erste Anwendung des Evangeliums vom Selbstbestimmungsrecht der Völker gegen Deutschland.

Das war der Beginn unſerer Verſklavung. Unſeres Ausſcheidens aus der Reihe der ſouveränen Nationen. — Wenn wir uns fügten.

Seltſam: in der Preſſe der ganzen Welt waren alle die öligen Phraſen von Völkerverſöhnung und vom Frieden des Rechts plötzlich wie ausgelöſcht. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan — ſie hatten die Deutſchen verführt, in Wilſon den Propheten der neuen Zeit zu erblicken und ſich der Frohbotſchaft ſeiner 14 Punkte zu unterwerfen.

Und Deutſchland? Würden ſeine Wilſongläubigen nun den Pferdefuß erkennen?! Es war, als wollte die deutſche Öffentlichkeit noch nicht begreifen, was Herr Wilſon ihr anzuſinnen wagte.

Es war ja auch eigentlich unerhört und unfaßbar. Feierlich hatte Wilſon vor dem amerikaniſchen Kongreß erklärt, jedes Unrecht gegen das Deutſche Reich, jede Einmiſchung in ſeine inneren Angelegenheiten liege ihm fern. Er konnte — das — unmöglich gemeint haben.

Aber dennoch — die Wirkung des Unausgeſprochenen, des für den Deutſchen Unausſprechlichen war da: die Stimmung in Deutſchland „klappte zuſammen". Gerade dieſe hinterliſtige Art, das Gewollte, das mit tückiſcher Zähigkeit Angeſtrebte nicht deutlich herauszuſagen, lähmte die überreizte deutſche Seele.

O nein — Wilſon verlangte nicht die Abſetzung des Kaiſers, die Beſeitigung des Kaiſertums, der Monarchie — er deutete nur an, daß in Deutſchland etwas vorhanden ſei, das den Frieden unmöglich mache — „die deutſche Nation hat die Wahl, dies zu ändern ..." Wir zwingen euch nicht, reden nicht in eure inneren Angelegenheiten hinein — Gott bewahre ... Nur — einen Frieden bekommt ihr nicht, ſo lange — — —

Und Deutſchland? Würde es jetzt nicht in einem Schrei der Empörung ſich zuſammenfinden, ſich aufrecken gegen einen Befehl, der ihm zumutete, das Palladium ſeiner Einheit und Größe, das Symbol ſeines Aufſtiegs durch Nacht zum Licht — — Befehl?! Aber es hatte ja niemand etwas befohlen ...

Wer war der berufene Mann, den heimlichen, den nicht ans Licht ſich wagenden, den beklommenen und zerrütteten Gefühlen der deutſchen Seele der Führer, der Geſtalter, der Sprecher zu ſein?

Der Deutſche Reichskanzler: Prinz Max von Baden. Er, ſelber ein Fürſt.

Was tat er? Er ſchwieg — und handelte. Handelte auf ſeine Art.

Er ließ dem Reichstag eine Vorlage zugehen, welche die Abänderung des Artikels 11 der Reichsverfaſſung herbeiführen ſollte. Dieſe Beſtimmung legte das Recht, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, in die Hand des Kaiſers. Das ſollte nun anders werden: nur das Volk, in ſeiner parlamentariſchen Vertretung, ſollte fortan Herr über Krieg und Frieden ſein.

Dieſer Antrag in dieſer Stunde — das war der Umfall vor Wilſon.

Der Führer ſchwieg und beugte ſich mit ſtummer Tat. Das Volk hatte niemanden, der für es, der zu ihm ſprach.

Nur die Armee vernahm die Stimme ihres Führers. Als Antwort auf die Wilſonnote erließ Hindenburg an das Heer dieſe Kundgebung:

„Die politiſchen Vorgänge der letzten Tage haben auf das Heer, namentlich auf das Offizierkorps, einen tiefen Eindruck gemacht.

Es iſt meine Pflicht, die von Seiner Majeſtät Allerhöchſt berufene Regierung zu unterſtützen. Dem Friedensſchritt ſtimme ich zu.

Digitized by Google

Vor allen andern Armeen hat die deutsche das voraus, daß sie und ihr Offizierkorps nie Politik trieben. Daran wollen wir festhalten.

Ich erwarte, daß das Vertrauen, das mir in guten Tagen geschenkt wurde, auch jetzt sich bestätigt."

Der Feldmarschall war von nicht zu überbietender Loyalität — gegen die neue Regierung. Mindestens die Armee hatte, solange sie sich noch als des Kaisers Heer empfand, gegen jede Antastung der kaiserlichen Machtbefugnis flammende Verwahrung einzulegen und jubelnd auszurufen:

„Ave, Caesar, morituri te salutant — heil dir, Kaiser — dich grüßen deine Todgeweihten, Todbereiten ..."

Dieser Ruf erklang nicht — der Führer hatte es versäumt, ihn anzustimmen — vielleicht in dem dumpfen Ahnen, daß das jubelnde Echo der Waffengefährten, das solchen Ruf des Führers erst beglaubigt — nicht mehr so hell, so vollchörig, so todesfroh erklingen würde, wie es notwendig war, wenn es den Feinden wie Siegeswille und Beharrungstrotz in die Ohren gellen sollte ...

Es lag am Tage: Heer und Volk, Volk und Heer waren bereit, auf dem Altar des Friedens auch — die Kaiserkrone zu opfern.

So tief war die Kluft geworden, die zwischen Krone und Reich, zwischen Kaiser und Volk sich aufgetan hatte. Was ist der Sinn der Krone? Sie muß führen, zur Rettung führen ... Kaiser Wilhelm hatte auf alle Führung verzichtet. Nun ließ sein Volk ihn fallen — ihn — und seine Krone.

Prinz Max von Baden bat Ludendorff abermals nach Berlin. Aber noch ehe er eintraf, fand am 16. Oktober eine Besprechung der Staatssekretäre statt, in der die O.H.L. durch ihren Vertreter beim Auswärtigen Amt die Frage vorlegen ließ:

„Wird das deutsche Volk, nicht nur die Kreise der Gebildeten, sondern in seinen breiten Massen, in den Kampf bis zum äußersten mitgehen, wenn es das Bewußtsein hat, daß sich dann unsere militärische Lage genügend verstärkt, um das Eindringen der Feinde über die Landesgrenze zu verhindern, oder ist die moralische Widerstandskraft so erschöpft, daß diese Frage nicht unbedingt bejaht werden kann?"

Diese Fragestellung erregte den neuen Ministern peinliche Bedenken. Herr Solf gab ihnen Ausdruck: zwischen ihren Zeilen liege etwas ganz anderes als ein Appell an das deutsche Volk, sich zusammenzuraffen — . ge der Versuch, die Verantwortlichkeit zu verschieben.

„Warum sei denn die Stimmung so gedrückt? Weil die militärische Macht zusammengebrochen sei. Jetzt aber sage man: die militärische Macht wird zusammenbrechen, wenn die Stimmung nicht durchhält. Diese Verschiebung dürfe man nicht zulassen; sie paßt schlecht zu den eigenen Worten des Generals Ludendorff, der mit dem Kriegsminister einig gewesen sei, daß eine levée en masse nicht möglich ist."

In der Tat sollte es sich bald herausstellen, daß die Staatssekretäre eine ganz richtige Empfindung gehabt hatten. Derselbe Ludendorff, der am 1. Oktober, in den Tagen des „Nervenzusammenbruchs", die unverzügliche Herausgabe der Friedensbitte an Wilson unter Anerkennung der 14 Punkte nicht nur genehmigt, sondern gefordert, ja gegen den Willen des neuen Reichskanzlers durch die Erklärung, „48 Stunden könne die Armee nicht noch warten", erzwungen hatte — derselbe Mann erschien nun in der „Großen Sitzung" der Regierung vom 17. Oktober, gefaßt und voll Zuversicht, die sich noch steigerte, als er vom Kriegsminister Scheüch erfuhr, daß dieser in absehbarer Zeit 600 000

Mann Ersatz beschaffen könne. Wohl waren seine Erklärungen über die Kriegslage innerlich widerspruchsvoll. Ein Angriff durch Tirol sei zu erwarten — „aber wir brauchen jetzt noch nicht damit zu rechnen. Sonst machen wir uns noch mehr Angst". Aber als er gefragt wurde, ob eine etwas energische Antwort an Wilson, die unserer Würde entspreche, zu verantworten sei, auch auf die Gefahr, daß Wilson abschnappe, da erklärte er: „Ja, wir können es verantworten." Nur solche Waffenstillstandsbedingungen dürften angenommen werden, die eine geregelte Räumung der besetzten Gebiete gestatten würden, also mindestens zwei bis drei Monate Frist — und dann dürften wir keine Bedingungen auf uns nehmen, die eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten als unmöglich erscheinen ließen.

Im ganzen nahmen die Staatssekretäre aus Ludendorffs Erklärungen den Eindruck mit, daß die Lage an der Front gefestigt sei, und daß gegenüber entehrenden Bedingungen der Entscheidungskampf angenommen werden könne. Unter diesem beruhigenden Eindruck verzichteten sie darauf, Ludendorff ausdrücklich darauf festzunageln, daß er es gewesen sei, der zu Anfang des Monats durch sein Drängen die nun doch offenbar als übereilt erscheinende Herausgabe der Friedensbitte mit allen ihren katastrophalen Folgen für die Steigerung der feindlichen Siegesgewißheit und der heimischen Zusammenbruchstimmung verschuldet habe. Nur Solf wies auf den Widerspruch zwischen damals und jetzt hin:

„Zu Anfang dieses Monats ist die politische Leitung des Reiches von der Obersten Heeresleitung gedrängt worden, die Gegner um Waffenstillstand zu bitten und Frieden vorzuschlagen. Gegen den Willen und gegen die Auffassung des Reichskanzlers hat er sich entschließen müssen, diesen Schritt mit seiner Verantwortlichkeit zu decken.

Jetzt ist die Antwort Wilsons gekommen, die uns vor schwere Entschlüsse stellt, und sofort ändert sich das Bild, so daß wir die Lage noch halten können.

Davor stehe ich wie vor einem Rätsel. Was ist der wirkliche Grund, weshalb geht jetzt, was vorher für unmöglich erklärt worden war?"

Über diese Anzapfung ging Ludendorff ziemlich obenhin weg: damals habe er ja auch noch nicht gewußt, was er heute erfahre: daß er 600 000 Mann Verstärkungen bekommen könne ...

In der Tat liegt ja wohl in Solfs Worten die Erklärung für Ludendorffs und auch Hindenburgs ganzes Verhalten. Erst als Wilsons Gegenforderungen kamen, war es ihnen klar geworden, welch ein furchtbarer Fehler, welch eine nicht mehr gutzumachende Übereilung das Friedensangebot an Wilson gewesen war. Und daß sie damals aus einer augenblicklichen Panikstimmung heraus gehandelt hatten. Und sie glaubten es wohl ihrem Kredit vor Armee und Weltgeschichte schuldig zu sein, dieses Versagen nicht einzugestehen ... Sie vergaßen, und Ludendorff vergißt auch heute, daß die Tatsachen gegen sie sprachen: die vier Telegramme vom 1. Oktober ...

Die Staatssekretäre hoben hervor, daß auch die Bevölkerung erst durch den scharfen Ton der Wilsonnote vor den ganzen Ernst der Lage gestellt worden sei. Alles fasse sich an den Kopf und frage, wie es möglich sei, daß man plötzlich vor einer solchen Katastrophe stehe. Dadurch sei, sagte Payer, „die Stimmung zusammengeklappt". Aber bei der Erkenntnis, daß wir als Nation auch wirt-

schaftlich zugrunde gerichtet werden sollen, habe sich jeder überlegt, ob es nicht doch noch eine Möglichkeit gebe, dies Äußerste abzuwenden. Gelinge es, die Note so zu fassen,

„daß die Bevölkerung die Sicherheit entnimmt, wir sind zwar in einer schweren Lage, aber wir werfen die Flinte nicht ins Korn — dann ist noch nicht alles verloren".

Ludendorff erklärte, das sei ihm aus der Seele gesprochen. Einigermaßen beruhigt trennte man sich, und Ludendorff „fuhr zuversichtlich nach Spaa zurück".

Aber — am Beratungstisch der Regierung hatte Banquos Geist gesessen. Und nicht nur der Reichskanzler — alle hatten sie ihn gesehen — aber keiner, keiner hatte von ihm gesprochen. Keiner hatte auch nur andeutungsweise erwähnt, daß von all den entehrenden Zumutungen, gegen die man sich wappnen zu können überzeugt war, eine, die entehrendste, in nur schwach verhüllter Form — bereits gestellt worden war. Auch Ludendorff hatte das eine, das vielleicht in dieser Stunde noch rettende Wort nicht gesprochen:

Herr Wilson hat auf eine Macht angespielt, die den Weltfrieden gestört hätte, und die deshalb vernichtet oder, wenn das nicht möglich, wenigstens bis zur tatsächlichen Ohnmacht herabgemindert werden müsse. Man wird Herrn Wilson in unserer Antwortnote unzweideutig erklären müssen: sollten Sie, Herr Präsident, mit dieser Macht das deutsche Kaisertum gemeint haben, so sollen Sie wissen, daß Heer und Volk sich eher in Stücke hauen lassen, als sich in dieser Hinsicht von Ihnen auch nur die leisesten Vorschriften machen zu lassen.

Dies Wort, das Ludendorff als Soldat hätte sprechen müssen, hat er nicht gesprochen. Er nicht — und niemand.

Auch er hatte Banquos Geist gesehen — und sich blind gestellt.

6.

Die Welt war nicht blind. Sie sah ihn, den Unglücksboten, der den Untergang des deutschen Kaisertums verkündigte. Sah und bejubelte ihn — im geheimen doch voll letzter Spannung, ob die deutsche Regierung, das deutsche Volk schon so abgekämpft seien, daß sie sich diese äußerste Frechheit bieten lassen würden.

Und da die deutschen Autoritäten schwiegen, sich zu stellen schienen, als hätten sie Wilsons Anspielungen gar nicht einmal verstanden — hagelte es von nun an Telegramme an die deutsche Regierung, die ihr kundtun sollten, wie das Ausland Wilsons Anzapfung beurteile.

Der ehemalige kaiserliche Gesandte in Belgien, von der Lancken, drahtete aus Brüssel, ein wichtiger Vertrauensmann habe gemeldet, die Worte von der Beseitigung der Willkürherrschaft hätten den Sinn: Thronverzicht des Kaisers und des Kronprinzen vor Einleitung der Verhandlungen. Deutschland solle sich nicht erst hierzu drängen lassen. Engländer und Franzosen wollten durchaus nach Deutschland eindringen. Wilson lege hierauf keinen Wert. Eine Angriffsbewegung, stärker an Tanks und Truppen, namentlich den vorsichtig ersparten Reserven, als jede frühere, habe Foch in Vorbereitung. Am 1. November solle sie losbrechen. Die Entente rechne auf Grund ihrer Nachrichten über den Zustand der deutschen Armeen auf sicheren Erfolg.

Am 18. Oktober drahtete Graf Burian, angesichts der furchtbaren Veränderungen auf dem Balkan und im Orient müsse es zur Katastrophe kommen, wenn Deutschland die Verhandlungen scheitern lasse und weiteren Kampf wage.

Die Regierung stand unter dem lastenden Druck dieser Ankündigungen. Durfte sie es wagen, dem Volke die äußersten Opfer zuzumuten — unter so gänzlich hoffnungslosen Umständen?

Sie glaubte die Verantwortung nicht tragen zu können. Sie hatte auch nicht das Gefühl, daß das Volk bereit sein würde, für das Symbol seiner Einheit, für die Kaiserkrone den letzten, aller Voraussicht nach völlig aussichts- und hoffnungslosen Kampf auf sich zu nehmen. Sie wußte: statt für sein Kaisertum zu sterben, war dies Volk bereit, ihm selber den Rest zu geben. Sie wußte: der Drache der Revolution lag zum Ansprung bereit. Und sie sollte das Signal zum Todeskampfe geben? Das wäre Wahnsinn gewesen.

Besonders bitter wurden die Entschließungen in der U-Boot-Frage. Wilson hatte die Einstellung des U-Boot-Krieges so gut wie unverblümt gefordert. Gegen diese Forderung sträubten Land- und Seekriegsleitung sich mit äußerster Kraft. Nun griff der Reichskanzler ein. Er glaubte, an dieser Frage das Friedensbestreben nicht scheitern lassen zu dürfen. Sogar der Kaiser bemühte sich vergeblich, den Kanzler zur Anerkennung seines Standpunktes zu bewegen. Er gab nach — weil die Regierung sonst wahrscheinlich über seinen Kopf hinweg gehandelt haben würde. Tatsächlich war der Wille des Kaisers längst ausgeschaltet. Und Wilhelm II. fand sich mit seiner stückweisen Entthronung ohne ernsthafte Auflehnung ab. In einer Schlußbesprechung sicherte Admiral Scheer dem Kanzler loyale und vollständige Einstellung des U-Boot-Krieges zu — erklärte aber gleichzeitig: der Hochseeflotte werde nunmehr die volle Freiheit des Handelns zurückgegeben. Dieses Wort kündete eine Entschließung der Seekriegsleitung an, welche von entscheidenden Folgen für den endgültigen Zusammenbruch Deutschlands werden sollte: sie gab den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch der Revolution.

Am 20. Oktober gab die Regierung den Entwurf ihrer Antwortnote telegraphisch an die O.H.L.

Nachts 1 Uhr und anderen Tages früh telephonierte und telegraphierte die O.H.L. noch eine dringende Warnung. Ein Widerstand an der Westfront sei möglich und könne uns vor dem Äußersten bewahren. Preisgabe des U-Boot-Krieges ohne Gegenleistung aber bedeute Kapitulation.

Zu spät. Die Note war bereits abgegangen.

Sie war recht wortreich ausgefallen. Sie erklärte sich mit einer Regelung der Räumungs- und Waffenstillstandsfragen einverstanden, die „das gegenwärtige Kräfteverhältnis sicherstellen würde", und bekundete das Vertrauen, der Präsident werde keine Forderungen gutheißen,

> „die mit der Ehre des deutschen Volkes und mit der Anbahnung eines Friedens der Gerechtigkeit unvereinbar sein würden".

Sie verwahrte sich gegen die ungerechtfertigten Vorwürfe wider die deutsche Land- und Seekriegführung. Die U-Boot-Kommandanten hätten auf Veranlassung der deutschen Regierung Befehle erhalten, die eine Torpedierung von Passagierschiffen ausschlössen.

Digitized by Google

Auf die innerpolitische Grundfrage des Präsidenten antwortete die deutsche Regierung:

„Im Deutschen Reich stand der Volksvertretung ein Einfluß auf die Bildung der Regierung bisher nicht zu. Die Verfassung sah bei der Entscheidung über Krieg und Frieden eine Mitwirkung der Volksvertretung nicht vor. In diesen Verhältnissen ist ein grundlegender Wandel eingetreten."

Sie schilderte eingehend den neuen Verfassungsaufbau und fügte hinzu:

„Die erste Tat der neuen Regierung ist gewesen, dem Reichstag ein Gesetz vorzulegen, durch das die Verfassung des Reiches dahin geändert wird, daß zur Entscheidung über Krieg und Frieden die Zustimmung der Volksvertretung erforderlich ist."

Also Herrn Wilson wurde sein Anspruch, zur Beurteilung unserer inneren Verhältnisse zugelassen zu werden, durch eine ausführliche Rechenschaftsablage der neuen Regierung feierlichst anerkannt und bestätigt ... Es war nicht schwer vorauszusehen, daß dieses Zugeständnis den Appetit noch steigern, den Präsidenten reizen werde, unseren Kotau vor seiner Macht bis zur letzten Demütigung zu erzwingen und sich vor der ganzen Welt, nachdem er nun einmal auf den Heiligenschein des Weltversöhners verzichtet hatte, in der Pose des Drachentöters zu zeigen ...

Die äußerste Erniedrigung, die diese Note dem deutschen Volk aufzwang, entfachte noch einmal eine jähe Aufwallung des nationalen Ehrgefühls. Fast die ganze Presse bekannte sich zu der Forderung: tiefer bergab dürfe es nicht mehr gehen — der Entwürdigung, der Selbstaufgabe sei es nun genug.

Aber schon drahtete der kaiserliche Gesandte in München dem Auswärtigen Amt, er warne dringend, aus dem geschlossenen Tone fast der gesamten Presse auf das wirkliche Vorhandensein eines noch irgendwie zur äußersten Tat entschlossenen Volkswillens zu ziehen. „Tatsächlich wünscht überwiegende Mehrheit nur Frieden."

Vier Jahre Hungers und Ausblutens hatten den Trotz der Verteidiger gelähmt. Das deutsche Volk war „fertig".

Dabei wußte es das Äußerste noch nicht einmal. Hinter den Worten der Note über die Befehle, die an die U-Boot-Kommandanten ergangen seien, steckte noch viel mehr: der völlige Verzicht auf den U-Boot-Handelskrieg — seine Einstellung.

Es war ein tragisches Unglück, daß unmittelbar vor Einstellung des U-Boot-Krieges noch einmal ein Ereignis vorfallen sollte, das zu den Fällen Lusitania und Sussex eine verhängnisvolle Parallele bot: Vor wenigen Tagen war der Passagierdampfer „Leinster" torpediert worden, und 600 Passagiere, darunter viele Frauen und Kinder, waren dabei umgekommen. Ein neuer willkommener Anlaß zur Greuelhetze, eine schwere Verschärfung der Stimmung der Welt gegen Deutschland ...

Die U-Boote erhielten Befehl, zurückzukehren und wegen der Verhandlungen mit Wilson jeden Handelskrieg zu unterlassen, ja sogar, um jede Verwechslung auszuschließen, auch Kriegsschiffe nur bei Tage anzugreifen ...

Der U-Boot-Krieg, eine unübersehbare Kette wundervollster Betätigung deutscher Treue, deutschen Heldenmutes und Opfersinnes, hatte ein klägliches, glanz- und dankloses Ende genommen.

Inzwiſchen tat der Reichskanzler noch weitere Schritte, um die innerſtaatliche Neuordnung des Reiches durch feierliche und unwiderrufliche Akte feſtzulegen — in der Hoffnung, das zerriſſene Band zwiſchen Krone und Volk auf dieſe Weiſe neu anknüpfen und gegenüber den kaum noch verſteckten Forderungen Wilſons und den entgegenkommenden Erklärungen der Regierung wenigſtens dies äußerlich erkennen zu laſſen: daß die Regierung und auch die Volksvertretung den Kaiſer, der Kaiſer ſich ſelbſt nicht aufgebe. Am 21. Oktober, am Tage nach Abgang der Antwort an Wilſon, ſtellte der Kanzler im Schloß Bellevue die neuen Staatsſekretäre vor. Die Ausſprache verlief derart, daß die Hoffnung gerechtfertigt erſchien, die Kluft zwiſchen Krone und Volk könne vielleicht noch überbrückt — die Monarchie gerettet, ein kaiſerlich-demokratiſches Deutſchland aufgebaut werden.

7.

Aber ſchon hatten ſich bei der letzten treu gebliebenen Verbündeten, der Doppelmonarchie, die Ereigniſſe mit ungeheurer Geſchwindigkeit zum völligen Zerfall entwickelt. Nach Rußland war auch die zweite der vier großen öſtlichen Kaiſermächte zum Sturze reif. Und vor den Toren Konſtantinopels ſtand die Entente: bald würde auch das Reich des Padiſchah zuſammenkrachen. Und dann würde das deutſche Kaiſertum zwiſchen die alten Demokratien des Weſtens und die hundert aus der Erde ſchießenden Volksſtaaten und -ſtätchen des Oſtens eingeklemmt ſein ... Das Kaiſertum, das ſoeben im Begriffe war, auf die letzten kümmerlichen Reſte ſeiner einſtigen Machtfülle zu verzichten ...

Die öſterreichiſchen Geſchehniſſe ſollen hier, wiederum in Anlehnung an Nowaks Meiſterſchilderung, nur in ihren großen Grundzügen umriſſen werden.

In Deutſchland hatte Wilſons Autorität ein Weſentliches dazu beigetragen, die ſeit langem angebahnte Entwicklung zum Umbau der Reichsverfaſſung vorzubereiten. Aber ſie hatte wenigſtens nicht die Wirkung angeſtrebt noch anſtreben können, das Reich zu ſprengen. Für Öſterreich-Ungarn mußte Wilſons Evangelium zur Dynamitbombe werden, die ein künſtliches, in entlegenen Tagen der Staatsauffaſſung durch Liſt und Gewalt zuſammengezwungenes Völkergemenge in ſeine Atome auseinandertrieb. Gegen das Lebensprinzip der Donaumonarchie richtete ſich Wilſons zehnter Punkt:

> „Den Völkern Öſterreich-Ungarns, deren Platz unter den anderen Nationen wir gewährleiſtet und ſichergeſtellt zu ſehen wünſchen, müßte freieſter Spielraum zu ſelbſtändiger Entwicklung gegeben werden."

Freilich: wie in Deutſchland die „Neuorientierung", ſo war in der Doppelmonarchie die Entkettung der „unterdrückten Nationalitäten" ſchon lange vor dem Kriege gefordert worden — und das ſinkende Kriegsglück des Vierbundes hatte hüben wie drüben die erſt vom Begeiſterungsrauſch des 1. Auguſt 1914 und ſpäter von Kämpfen und Sorgen zurückgedrängte Bewegung wieder neu in Fluß gebracht.

Der Sturz Bulgariens legte Öſterreich-Ungarns Südflanke dem feindlichen Anſturm wehrloſer bloß, als ſeine Oſtfront ſich jemals den Ruſſen dargeboten hatte. Denn nun ſtanden nur noch kümmerliche Reſte der deutſchen Streitmacht den Verbündeten zur Seite, und die habsburgiſche Armee war nur noch ein

Schatten ihrer einstigen Kraft ... So hatten denn die „inneren Feinde" der Donaumonarchie leichtes Spiel. Und wie Kaiser Wilhelm und seine Berater, so versuchten auch Kaiser Karl und seine Vormünder die unaufhaltsame Rückwirkung, die der militärische Niedergang auf die politische Struktur des Reiches auslösen mußte, dadurch abzuschwächen, daß sie, zu spät, gezwungen, unfreudig und würdelos, dem Zeitgeist Rechnung zu tragen sich mühten. Unendlich verwickelt waren die Verhältnisse der Doppelmonarchie. Auch in ihr wühlte überall in der Tiefe der soziale Umsturz, der Geist des Bolschewismus. Mehr an der Oberfläche spielte sich das Auseinanderstreben der Nationen ab. Aber quer durch diese Risse ging der Sprung zwischen den beiden Hälften des dualistischen Einheitsstaates — zwischen Österreich und Ungarn. In Österreich waren in früheren Zeiten die Deutschen einmal das „Herrenvolk" gewesen — in Ungarn waren die Magyaren es noch. So trat in Österreich zu Anfang mehr die Spaltung der Nationen, in Ungarn mehr das Streben „Weg von Österreich!" in die Erscheinung. Und wie die deutschen Ratgeber der Krone nur den einen Gedanken hatten, selbst um den Preis des Verzichts auf alle Rechte der Krone wenigstens den Grundgedanken der Monarchie zu retten, so mühten sich Karl und die Seinen krampfhaft, um den Preis der Umwandlung des Einheitsstaates in einen Föderativstaat wenigstens den groben äußeren Zusammenhang des Reichsganzen unter der Dynastie der Habsburger aufrechtzuerhalten.

Im Wiener Reichsrat verkündete am 1. Oktober der Ministerpräsident Freiherr von Hussarek, daß die Regierung mit der Zeit zu gehen und den österreichischen Völkern die Autonomie zu gewähren beabsichtige. Aber die Antwort entsprach keineswegs den Hoffnungen des Kabinetts. Österreichs Völker wollten los vom Reich. Die Tschechen verlangten „die Front der drei slawischen Staaten (Polen, Tschechien, Jugoslawien) von Danzig über Prag bis zur Adria" und riefen nach dem internationalen Kongreß. Die Südslawen stellten sich auf den gleichen Standpunkt. Die Deutschen waren bescheidener. Sie forderten nur die Schaffung eines „Deutsch-Österreichischen Bundesstaates" — innerhalb des Reichsverbandes. Die Polen schwiegen und warteten stumm lächelnd. Ihr Königreich war ihnen sicher. Fragte sich bloß, wie weit seine Grenzen reichen würden. Sie warteten auf den Sturz Habsburgs und — Deutschlands ...

Schwierliger lag der Fall in Ungarn. Dort waren die Deutschen längst an die Wand gedrückt, nur eine Nation neben den anderen. Die Magyaren fühlten sich als alleinige Träger der ungarischen Staatsgewalt. Sie leugneten, daß es in Ungarn überhaupt eine Nationalitätenfrage gebe. Sie verwahrten sich schroff gegen jede Anerkennung des Nationalitätenprinzips. Ungarn müsse ein Einheitsstaat bleiben. Bekenne Österreich sich zum Gedanken des Föderalismus, dann sei das ein Angriff gegen die „Integrität" Ungarns.

Und eben diesen Schritt tat nun Kaiser Karl. Zwar als er den Gedanken im Hauptquartier zu Baden den zu ihm berufenen Sendboten der Völker Österreichs eröffnete, da fand er kühle Ablehnung und offenen Widerspruch. Schon bildeten sich überall bei den ins Freie strebenden Völkern die „Nationalräte". Aber Karl ließ sich nicht entmutigen. Es war ja ohnehin eine Tat der Verzweiflung, was er plante. Und er beriet mit seinen Ministern den Erlaß eines Manifestes an die Völker Österreichs.

Digitized by Google

Da meldete Ungarn schärfsten Widerspruch an. Es mußte fürchten, daß ein Übergang Österreichs zum Föderalismus auch in Ungarn die zentrifugalen Kräfte der Nationen entfesseln und damit den Einheitsstaat sprengen werde — den die Herrennation der Magyaren sich nicht entwinden lassen wollte. Der ungarische Ministerpräsident Wekerle erklärte, wenn das Manifest an Österreich sich nicht ausdrücklich zur Integrität Ungarns bekenne, werde er Österreich die Lebensmittel entziehen.

Die Integritätsklausel wurde aufgenommen. Und am 16. Oktober ging das Manifest „An meine lieben Völker Österreichs" in die Welt. Sein Hauptsatz lautete:

> „Österreich soll, dem Willen seiner Völker gemäß, zu einem Bundesstaat werden, in dem jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiete sein eigenes staatliches Gemeinwesen bildet. Der Vereinigung der polnischen Gebiete Österreichs mit dem unabhängigen polnischen Staat wird hierdurch in keiner Weise vorgegriffen."

Indem aber der Kaiser ausdrücklich aussprach, daß „die Integrität der Länder der ungarischen Krone in keiner Weise berührt werde", schnitt er gleichzeitig zweien seiner Völker: den Tschechen und den Südslawen, das Recht der vollen nationalen Einigung ab. Denn auf ungarischem Gebiete wohnten die Slowaken, das Brudervolk der Tschechen, und die Hauptmasse der Südslawen: die Kroaten und Slawonier, das Brudervolk der Slowenen von Krain und der Serbokroaten in Dalmatien, Bosnien, Herzegowina — und vor allem in Serbien selbst. Die Tschechen konnten nur zur nationalen Einigung gelangen, wenn auch Ungarn in einen Föderativstaat zerfiel — die Südslawen überhaupt nur, wenn die ganze Doppelmonarchie in Trümmer sank.

Gar wohl erkannten die Magyaren, selbst die Aufnahme der „Integritätsklausel" würde nicht hindern, daß der von Wilson zum Friedensgrundsatz erhobene Gedanke der Selbstbestimmung der Völker auch ihren Einheitsstaat sprengen müßte, wenn — sie mit Österreich beisammen blieben. Und herrisch zogen sie noch am Tage der Veröffentlichung des Manifestes die Konsequenz: sie sagten sich von Österreich los. Sie trennten das Band des Dualismus, der gemeinsamen Monarchie, und „stellten sich auf den Boden der Personalunion", das will sagen, sie erkannten den Kaiser von Österreich auch fernerhin als ihren König an, trennten sich aber von dem Lande Österreich in bezug auf Politik, Wirtschaft und — Verteidigung ... Von Stund' an gab es keine Doppelmonarchie, gab es auch keine K. u. K. Armee mehr ...

Was Jahrhunderte gebaut hatten — ein Tag hatte es zertrümmert.

Wohl blieb Karl Ungarns König — aber Ungarn beschloß „die Friedensverhandlungen ohne Rücksicht auf die bisherigen Bündnisse unverzüglich einzuleiten" ...

Ungarn trennte sich nicht nur von Österreich — es trennte sich auch von Deutschland ...

„Mit dem Gedanken des Dreibundes, der deutschen Freundschaft, der Vertiefung des Bündnisses mit Deutschland muß ein für allemal aufgeräumt werden!" rief Graf Karolyi, der Sprecher des Magyarentums. Und die Antwort der ungarischen Volksvertretung lautete:

„Wir sind Freunde der Entente ... "

Beschlossen wurde, „angesichts der drohenden Invasionsgefahr die im Auslande befindlichen ungarischen Truppen unverzüglich heimzubefördern und nicht zur Bezwingung nationaler Wünsche freiheitliebender Völker zu verwenden. Das fremde Militär — (die Deutschen) aber hat das Land zu verlassen ..."

Das Magyarentum hatte den Bundesgenossen von vier Kriegsjahren, der Ungarn mit Strömen Blutes unzählige Male vor dem Einbruch der Russenhorden gerettet hatte, verraten ...

Bald sollte es erfahren, daß es seine Herrenstellung innerhalb der unterdrückten Völker seines eigenen Herrschaftsbereiches auch durch die Lostrennung vom föderalistisch gewordenen Österreich und durch den Verrat am Waffenbruder nicht retten könne.

Schon am 23. Oktober begann die Erhebung der Kroaten gegen Ungarn. Bald bildeten auch die deutschen, rumänischen, slowakischen Volksteile Ungarns eigene Nationalräte. Auch Ungarn zerfiel in seine völkischen Atome.

Noch immer stand an der Front das K. u. K. Heer — das letzte Überbleibsel der in Schutt versinkenden Donaumonarchie. Nun erreichte es der Befehl, der die ungarischen Truppenteile zurückzog. Diese räumten ihre Stellungen und traten den Heimmarsch an.

Das Kaiserlein verlor den Rest seiner Besinnung. Am 26. Oktober telegraphierte Karl an Kaiser Wilhelm:

„Teurer Freund!

Es ist Meine Pflicht, Dir, so schwer es Mir auch fällt, zur Kenntnis zu bringen, daß Mein Volk weder imstande, noch willens ist, den Krieg weiter fortzusetzen.

— — —

Deshalb kündige Ich Dir an, daß Ich den unabänderlichen Entschluß gefaßt habe, innerhalb 24 Stunden um einen Separatfrieden und um einen sofortigen Waffenstillstand anzusuchen."

Kaiser Wilhelm drahtete seine schmerzliche Überraschung zurück und sprach die Erwartung aus, Karl werde seine Regierung veranlassen, nur in vollem Einvernehmen mit der deutschen die mit den Vereinigten Staaten eingeleiteten Friedensverhandlungen fortzuführen.

Aber schon war es zu spät. Die Truppen hatten hier und da begonnen zu meutern. In diesem Augenblick, am 24. Oktober, griffen Italiener, Engländer, Amerikaner die Front von Tirol bis zum Meer an. Noch einmal hob die österreichische Armee, hinter der ihr Vaterland längst in Trümmer zerfallen war, geschlossen ihre Waffen zur Abwehr gegen den alten Erbfeind und wies seinen Ansturm ab. Aber wenige Tage später durchstießen die Engländer die Piavefront. Nun war's zu Ende. Die ganze Front brach zusammen.

Am 30. Oktober drahtete Karl an Kaiser Wilhelm: Er sei genötigt, da die militärische Lage unhaltbar geworden sei, den Italienern einen Waffenstillstand anzubieten.

„Falls aber die Italiener die Bedingung stellen, daß die Bahnen durch Tirol und Kärnten für den Durchzug der feindlichen Truppen gegen Deine Länder geöffnet werden sollten, so werde Ich Mich an die Spitze Meiner Deutsch-Österreicher stellen und den Durchzug mit Waffengewalt verhindern. Darauf kannst Du fest vertrauen."

Digitized by Google

„Mit Bewegung" dankte Kaiser Wilhelm für diese Zusicherung und sprach die Überzeugung aus,

„daß die Deutsch-Österreicher, an der Spitze der Kaiserliche Herr, sich wie ein Mann gegen schmachvolle Bedingungen erheben werden".

Ob Kaiser Wilhelm dem elenden Schwächling noch geglaubt hat?!

Am 3. November meldete der deutsche Botschafter in Wien, die Kaiserliche Regierung habe die Waffenstillstandsbedingungen angenommen, welche die Räumung Tirols bis zum Brenner, die fast vollständige Entwaffnung, die Übergabe der Eisenbahnen und aller strategisch wichtigen Punkte binnen 14 Tagen vorsähen.

Das war der „Dank vom Haus Österreich" für Deutschlands in hundert Schlachten bewährte „Nibelungentreue". Um Habsburgs willen waren wir in den Weltkrieg gezerrt worden — des letzten Habsburgers letzte Handlung gegen Deutschland war gemeiner Verrat — sein letztes Wort war feige Renommage gewesen.

Schon am 31. Oktober hatte auch die Türkei um Waffenstillstand gebeten. Deutschland stand allein — allein wider die Welt.

8.

Und draußen an der Front blutete der deutsche Soldat. — —

Am 17. Oktober waren Lille und Douai von der 6. Armee, am 19. Brügge, Thielt, Kortrijk von der 4. geräumt worden. Schulter an Schulter kämpfend wichen beide zurück. Der Feind drängte nach: eine große Rückzugsschlacht war entbrannt. Und wieder, wie bei Kriegsbeginn, hatte der deutsche Soldat sich nicht nur gegen die feindliche Armee, sondern auch gegen die tückische Kugel des zum Franktireur gewordenen Landeseinwohners zu verteidigen. Auch zwischen Le Cateau und der Oise griff der Feind heftig an. Und seit dem 25. stand die ganze Westfront von der holländischen Grenze bis Verdun in heftigstem Abwehrkampf. Die Mosel- und Vogesenfront waren noch nicht angegriffen worden.

Die deutschen Verluste, stellenweise auch an Gefangenen, waren schwer. Immer wieder versagten an einzelnen Stellen die Truppen. Aber im allgemeinen schlug die Armee, von jedem Nachschub an materiellen und seelischen Kräften aus der Heimat verlassen, sich heldenhaft. Ein Wunder war's — meint Ludendorff, der wiederum nicht begreift, warum das deutsche Volk nicht aufflammte. Er hält ihm das Beispiel, das Frankreich 1870/71 — nach zwei Kriegsmonaten!! gegeben hatte — und das der — Buren vor ... Merkwürdige Vergleiche, die Ludendorffs Mangel an historischem Sinn, an Kenntnissen und an Verständnis für die Lage seines ausgepumpten, von seinen Führern im Stiche gelassenen, von inneren Kämpfen, den Folgen unvollkommener Entwicklung zerrissenen Volkes grell ins Licht stellt.

Am 24. Oktober machten Hindenburg und Ludendorff, ohne vom Kanzler gebeten zu sein, sich abermals zur Reise nach Berlin fertig.

Die dritte Wilsonnote war eingegangen.

Sie begann mit der Erklärung, der Präsident empfinde angesichts der Stellungnahme der deutschen Regierung zu seinen bisherigen Fragen,

„daß er sich nicht mehr weigern könne, den Regierungen, mit denen die Vereinigten Staaten verbündet sind, mit der Frage eines Waffenstillstandes näher zu treten".

Als Waffenstillstand kämen nur Abmachungen in Frage, welche die Kraft besäßen: „eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten seitens Deutschlands unmöglich zu machen".

Das war die Forderung der Kapitulation auf Gnade und Ungnade!

Und nun ging der Präsident von den Vorfeldkämpfen seiner bisherigen politischen Offensive gegen Deutschlands Verfassung zum Hauptsturm über:

„Es ist klar, daß das deutsche Volk kein Mittel besitzt, um zu befehlen, daß sich die deutschen Militärbehörden dem Volkswillen unterordnen, daß die Macht des Königs von Preußen, die Politik des Reiches unter seiner Kontrolle zu halten, noch unzerstörbar ist, daß die entscheidende Initiative noch immer bei denen liegt, die bis jetzt die Herrscher in Deutschland waren."

Die Regierung der Vereinigten Staaten könne mit keinen anderen Vertretern des deutschen Volkes verhandeln, als mit solchen,

„welche bessere Sicherheiten für eine wahre verfassungsmäßige Haltung bieten, als die bisherigen Beherrscher Deutschlands".

Wenn mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten jetzt verhandelt werden müsse,

„kann Deutschland über keine Friedensbedingungen verhandeln, sondern muß sich ergeben".

Am Sinne dieser Worte war kein Zweifel möglich. Wilson erklärte, daß das deutsche Volk, wenn es überhaupt zur Verhandlung über Friedensbedingungen zugelassen werden wolle, sich zuvor seines Kaisers — und seiner ruhmgekrönten Heerführer außerdem — entledigen müsse.

In der ersten Aufwallung über diese ungeheuerliche Zumutung beging man im Großen Hauptquartier einen verhängnisvollen politischen Fehler. Man gab einen Erlaß „Zur Bekanntgabe an alle Truppen" heraus, dessen entscheidender Satz folgendermaßen lautete:

„Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation. Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar. Sie ist der Beweis, daß der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert fortbesteht. Sie ist ferner der Beweis, daß unsere Feinde das Wort „Rechtsfrieden" nur im Munde führen, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen. Wilsons Antwort kann daher für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen."

Dieser Befehl, so sehr sein Inhalt der Wahrheit entsprach, stand in schroffem Widerspruch mit der Stellungnahme der Reichsregierung, wie diese in der Note an Wilson vom 20. Oktober festgelegt war. Ludendorff gab seine Zustimmung, nachdem ihm der Entwurf im Augenblick seiner Abreise nach Berlin vorgelegt und ihm von zuständiger Seite versichert worden war, er stimme mit den Anschauungen der Reichsregierung überein. Der Befehl ging zur Weitergabe an die Truppen heraus und wurde am folgenden Morgen, den 25. Oktober, durch den Chef des Kriegspresseamts den Vertretern der Berliner Zeitungen „zur vertraulichen Kenntnis und zur Verbreitung durch die Mundpropaganda, nicht aber durch die Presse" vorgelesen.

Digitized by Google

Zur gleichen Stunde aber war er bereits zur Kenntnis des Reichstags gelangt. Aus Kowno, „wo revolutionäre Organisationen den Fernsprechverkehr bereits damals kontrollierten“ (Ludendorff), war er an die Unabhängige Sozialdemokratie gelangt und wurde von ihr im Parlament zur Sprache gebracht. Die Antwort war ein Sturm der Empörung gegen diesen Übergriff der O.H.L. Man machte ihr zum Vorwurf, sie wolle das Friedensbemühen der Regierung sabotieren ...

Noch ohne Kenntnis dieser Vorgänge zog die O.H.L. selber am Abend des 25. diesen Erlaß zurück — auf schwere Bedenken hin, welche General v. Gailwitz geäußert hatte. Seine Ausgabe an die Truppen ist überhaupt nicht erfolgt. Aber er hat Ludendorff zum Sturz gebracht.

Am selben 25. waren Hindenburg und Ludendorff in Berlin eingetroffen und hatten dem Kaiser ihre Auffassung der Lage vorgetragen. „Wir müßten weiterkämpfen.“ Der Kaiser sprach keine Entscheidung aus, bewies aber Ludendorff sein volles Vertrauen. Der Reichskanzler war krank. Seit dem Tage nach jenem Empfang der Parlamentarier im Schloß Bellevue hatten Überanstrengung und Grippe ihn schwer niedergeworfen. An seiner Stelle empfing noch am selben Tage 9 Uhr abends der Vizekanzler v. Payer die beiden Heerführer und den Admiral Scheer. Er behandelte Ludendorff abweisend, wie einen verlorenen Mann.

„Es kam eine überaus traurige Stunde,“ schreibt Ludendorff. Er mußte erkennen, daß die Regierung nicht weiterkämpfen wolle. Er warnte vor dem Vernichtungswillen des Feindes, vor der trügerischen Hoffnung auf Wilson, bat dringend, die Stellung des Obersten Kriegsherrn und des Offizierkorps nicht weiter zu erschüttern im Augenblick des Endkampfes.

Umsonst: Ludendorff schied mit der Überzeugung, die Regierung könne sich zu keinem Entschluß mehr aufraffen. In dieser Stimmung schrieb er am Morgen des 26. sein Abschiedsgesuch. Bei der Stellung der Regierung Wilson gegenüber sei sein Abgang vielleicht eine Erleichterung für Deutschland. Er bitte Seine Majestät, ihn in Gnaden zu entlassen.

Inzwischen hatte die Regierung gehandelt. Das ungeladene Erscheinen der Generale in Berlin schien ihr zu beweisen, daß sie versuchen wollten, sich auch jetzt noch wider die Beschlüsse der Volksregierung aufzulehnen — also eine eigene Kriegspolitik wider diejenige der Regierung zu machen. Über solchen Willen, solches Handeln der O.H.L. waren Bethmann und Kühlmann gestürzt ... Das durfte sich nicht wiederholen. Die Regierung bereitete schleunigst ein Gesetz vor, das die Schaffung eines „Reichskriegsamts“ unter Leitung eines parlamentarischen Staatssekretärs anordnete. Ihm sollten hinfort alle militärischen Gewalten Deutschlands unterstehen. Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung der Königlichen und Kaiserlichen Kommandogewalt. Mit diesem Gesetz hörte der Kaiser, der seit Abänderung des Artikels 11 der Reichsverfassung (vgl. S. 262) nicht mehr Herr über Krieg und Frieden war, auch im Kriege schon auf, Oberster Kriegsherr zu sein. Nahm der Kaiser dieses Gesetz an, so war das Werk Bismarcks wie der Staat Friedrichs des Großen zertrümmert.

Der Kaiser hat angenommen. Damit hat er die deutsche Kaiserstandarte und die preußische Königsstandarte eigenhändig niedergeholt.

Die Regierung hatte noch mehr getan. Noch am Abend des 25. Oktober hatte Prinz Max vom Kaiser die sofortige Entlassung Ludendorffs verlangt. Im Weigerungsfalle hatte Prinz Max vom Kaiser seine, des Reichskanzlers, eigene Entlassung ausbedungen.

Am Morgen des 26. hatte Ludendorff soeben die Niederschrift seines Entlassungsgesuchs beendet, da suchte Hindenburg ihn auf. Ludendorff schob das Gesuch beiseite — er wollte den Generalfeldmarschall nicht beeinflussen. Aber Hindenburg bemerkte die Hast und begriff. Er drang in seinen Mitarbeiter: er müsse bleiben. Er dürfe den Kaiser und das Heer jetzt nicht verlassen. Ludendorff kämpfte einen heftigen Kampf: dann willigte er ein, das Gesuch nicht abzuschicken.

In diesem Augenblick erhielt er die Meldung, die Regierung habe beim Kaiser seine Verabschiedung erwirkt. Der Erlaß an die Truppen — für den Ludendorff nach Lage der Sache (vgl. S. 274) kaum verantwortlich gemacht werden kann — habe als äußerer Anstoß herhalten müssen. Er würde sogleich ins Schloß Belleoue befohlen werden. „Ich war über nichts mehr erstaunt," schreibt Ludendorff, „und gab mich für meine Person keinen Zweifeln hin." Und schon war der Befehl da. Hindenburg und Ludendorff fuhren zum Schloß.

Der Kaiser, in schroffer Haltung, sprach nur zu Ludendorff und nur über den Befehl.

„Es folgten einige der bittersten Minuten meines Lebens. Ich sagte Seiner Majestät in ehrerbietiger Weise, ich hätte den schmerzlichen Eindruck bekommen, daß ich nicht mehr Sein Vertrauen besäße und daher alleruntertänigst bäte, mich zu entlassen. Seine Majestät nahm das Gesuch an."

Allein fuhr Ludendorff ins Generalstabsgebäude zurück. Den Herren des Stabes, die ihn dort tief erschüttert empfingen, sagte er: „In vierzehn Tagen haben wir keinen Kaiser mehr."

Auf des Kaisers Veranlassung blieb Hindenburg im Amt. Er schied sein Schicksal von dem seines Mitarbeiters — die „glückliche Ehe" war getrennt. Auf Hindenburgs Bitte verfügte der Kaiser die Ernennung des Generals Groener zu Ludendorffs Nachfolger. Noch am Abend fuhr Hindenburg ins Große Hauptquartier zurück — allein.

„Am folgenden Tage," schreibt der Generalfeldmarschall, „betrat ich die bisher gemeinsamen Arbeitsräume wieder. Mir war zumute, wie wenn ich von der Beerdigung eines mir besonders teuren Toten in die verödete Wohnung zurückkehrte."

Vor der Tragik dieses Endes verstummt jede Kritik. Was über Ludendorffs Persönlichkeit und Taten, zur Steuer der Wahrheit und als notwendiger Schlüssel für das Verständnis unseres nationalen Schicksals, in diesem Buche gesagt werden mußte, ist gesagt. Der Rest bleibt Dank. Kein Mensch kann mehr leisten als dies: seine volle Kraft, sein ganzes Wesen bis zum letzten Rest in den Dienst des Vaterlandes stellen. Das hat Erich Ludendorff getan. Darum soll sein Volk ihn ehren, ihn verstehen und ihm danken. Er darf mit Stolz von sich sagen:

„Ich bin in meinem Soldatenleben nur einen Weg gegangen, den geraden Weg der Pflicht. Es hat mich nur ein großer Gedanke bewegt: das war die Liebe zum Vaterlande, zur Armee und zu dem angestammten Herrscherhaus."

Digitized by Google

Viertes Kapitel

Die rote Fahne

1.

Wohl hatten alle Wissenden in jenen entsetzlichen Tagen das Gefühl, daß ihnen der Boden unter den Füßen schwanke. Aber auch diejenigen unter den Führern der Bewegung der Zeit, welche einen völligen Überblick über die Ereignisse im Innern zu haben, ja sie zu leiten glaubten, haben schwerlich gewußt, wie gründlich Deutschland unterhöhlt war.

Am Boden der Arbeiterschaft hatte sich schon seit einer Reihe von Monaten eine Geheimorganisation gebildet, die auf der einen Seite mit der Ententepropaganda in Beziehung stand, auf der anderen aber auch mit dem Bolschewismus. Ungeheure Geldmittel standen ihr zur Verfügung, und mit ihrer Hilfe wußte sie sich auch Waffen, Brownings, Handgranaten, Munition zu verschaffen. Sie hatte unter der Arbeiterschaft eine planmäßige Agitation für die Revolution eingeleitet und alles für den Umsturz vorbereitet.

Und während an der Oberfläche der Arbeiterbewegung die Führer der offiziellen Sozialdemokratie, zum Teil schon zu Staatssekretären aufgestiegen, die Demokratisierung Deutschlands auf dem Wege der Gesetzgebung betrieben und der völlig widerstandslos sich in alles ergebenden Krone Recht um Recht entrissen, gärte in den Tiefen noch ein ganz anderer Geist. Droben jener, den seine Verkünder für Wilsons Geist hielten — und drunten der Geist Lenins.

Nachdem große Teile der Arbeiterschaft für den radikalen Gedanken gewonnen waren, hatte die Organisation begonnen, ihre Wirksamkeit planmäßig auf die bewaffnete Macht auszudehnen. Der Geist des Feldheeres hatte im Ganzen Widerstand geleistet — bei den Heimattruppen und in der Etappe aber hatte sie Fuß gefaßt — und vor allem unter dem mit eintönigem und aufreibendem Wachdienst befaßten Mannschaftsbestande der Hochseeflotte — während bezeichnenderweise die Besatzungen der beständig in Fühlung mit dem Feinde stehenden Torpedo- und Unterseeboote völlig unberührt geblieben waren.

Als vor einem Jahr, im August 1917, die Meutereien in der Hochseeflotte einen plötzlichen Einblick in Umfang und Ziele dieser Bewegung gestattet hatten, war die Regierung nicht imstande gewesen, dem Treiben Einhalt zu tun und beim Reichstag die Bestrafung jener Abgeordneten durchzusetzen, die nachweislich und eingestandenermaßen die Träger jener Verhetzung gewesen waren — und natürlich auch in Zukunft blieben. Einer von ihnen, der unabhängige Sozialist Dittmann, war später aus anderem Grunde in Haft genommen, aber nebst Liebknecht durch die politische Amnestie seiner agitatorischen Wirksamkeit im Dienste des Umsturzgedankens zurückgegeben worden ...

Als der neue Chef des Admiralstabs dem Reichskanzler erklärt hatte, die Einstellung des U-Boot-Krieges gebe der Flotte ihre volle Handlungsfreiheit zurück — da zielte er bereits auf ein bestimmtes Unternehmen, das ihm seit

langem vorschwebte. Unmittelbar darauf erhielt die Flottenleitung den Befehl der Seekriegführung: „Hochseestreitkräfte sollen zum Angriff und Schlagen gegen englische Flotte angesetzt werden." Geplant war ein großer Vorstoß wider den englischen Kanal unter Mitwirkung der sämtlichen, ja nun frei gewordenen U-Boote. Am 28. Oktober war die gesamte Hochseeflotte auf der Wilhelmshavener Außenreede versammelt. Sie stand unter der Führung des Admirals v. Hipper, der bei Skagerrak die leichten Kräfte geführt hatte. Die beiden Waffengefährten der einzigen großen Seeschlacht des Weltkrieges waren einig in dem Gedanken: die Lage unseres Vaterlandes bei den Friedensverhandlungen könne keine bessere Unterstützung erhalten als durch einen großen Seesieg über England.

Da brach unter den Mannschaften der Hochseeflotte plötzlich die längst vorbereitete Meuterei aus. Ihre Rädelsführer hatten das Gerücht ausgestreut: die Offiziere nähmen bestimmt an, daß England bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen die Auslieferung der Flotte fordern werde. Ihre „verstiegenen Ehrbegriffe" würden ihnen die Pflicht auflegen, lieber den ehrenvollen Untergang der Flotte im Kampf gegen die englische Übermacht zu suchen. Dabei scheuten sie nicht davor zurück, mit ihrem eigenen Leben auch das ihrer ahnungslosen Mannschaften zu opfern ...

Und noch eine andere Lüge spukte in den Köpfen der Matrosen: man hatte ihnen eingeredet, auch auf den feindlichen Kriegsschiffen sei die Mannschaft zum Umsturz bereit, nur um den Krieg um jeden Preis zu beendigen. Im Augenblick, da am Maste der deutschen Kriegsschiffe die rote Fahne erschiene, würden die „Kameraden da drüben" das gleiche Zeichen hissen ...

Als der Befehl zum Auslaufen erteilt wurde, versagte die Mannschaft den Dienst — die Heizer rissen die Feuer aus den Kesseln. Noch einmal gelang es, die Meuterer zur Ruhe zu bringen. Aber ein Auslaufen war nun unmöglich. Admiral v. Hipper zog die Flotte auseinander, um sie wieder in die Hand ihrer Führer zu bringen. Er sandte das 3. Geschwader nach seinem Heimathafen Kiel zurück. Aber damit hatte er der Meuterei erst den rechten Rückhalt gegeben. Sie stützte sich nun auf die große Stadt mit ihrer vieltausendköpfigen, stark bolschewisierten Fabrikarbeiterschaft. Nun schoß der Aufruhr üppig ins Kraut. Vom 1. November an hallten die Plätze der Stadt vom Gezeter der Hetzredner wider, Matrosen und Arbeiter riefen Arm in Arm die Revolution aus. Am 3. November wurde ein Leutnant, der seine Patrouille auf Widersetzliche schießen ließ, ermordet. Der Kommandant des Linienschiffes „König" wehrte sich gegen den Versuch der Meuterer, die Reichskriegsflagge durch die rote Flagge zu ersetzen, und wurde dabei schwer verwundet. Am folgenden Tage griffen die Matrosen zu den Waffen, um ihre von der Wilhelmshavener Meuterei her gefangen sitzenden Kameraden zu befreien. Am 4. November wurden die ersten Soldatenräte gewählt, und an Bord der Schiffe stieg die rote Fahne zum Top. Die Meuterer kündigten ihren Vorgesetzten den Gehorsam und übergaben ihre Forderungen: darunter die Freilassung der Meuterer von heute und von 1917 — und die Absetzung des Hauses Hohenzollern!

Die Flotte, Wilhelms II. Schöpfung und Lieblingskind, war die erste, die sich offen gegen ihn empörte.

Digitized by Google

2.

Während so im Norden des Reiches die ersten Flammen des Umsturzes emporloderten, waren die Waffenstillstandsverhandlungen inzwischen in jenem Schneckentempo weitergekrochen, das der Entente zweckmäßig schien, um die beklommene Spannung des ausgehungerten und zerriebenen Deutschland auf höchste Fieberhöhe zu steigern.

Am Tage nach Ludendorffs Entlassung war die vierte deutsche Note an den Präsidenten abgegangen. Sie hatte wenigstens in ihrer Knappheit eine gewisse Haltung. Sie lautete:

„Die deutsche Regierung hat von der Antwort des Präsidenten der Vereinigten Staaten Kenntnis genommen. Der Präsident kennt die tiefgreifenden Wandlungen, die sich in dem deutschen Verfassungsleben vollzogen haben und vollziehen. Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhen. Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt. Die deutsche Regierung sieht nunmehr den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat."

Es stand nun nichts mehr im Wege, daß die Regierung ihren von Ludendorff als Mißtrauensvotum schroff abgelehnten Plan ausführte und noch andere Generale über ihre Auffassung der militärischen Lage hörte. Zwei ausgezeichnete Heerführer, v. Gallwitz und v. Mudra, erschienen am 28. Oktober vor dem Kollegium der Staatssekretäre. Sie urteilten beide: das Waffenstillstandsangebot habe die Armee sehr überrascht. Gegenüber entehrenden Zumutungen müsse und könne auch heute noch an das Volk appelliert werden. Die Armee brauche nichts als Ruhe — könne ihr die gesichert werden, dann sei ein Durchbruch nicht mehr zu befürchten. Der Widerstand könne noch eine ganze Weile fortgesetzt werden.

Das war also im wesentlichen die gleiche Auffassung, die Ludendorff vertreten hatte. Als die Generale aber dann befragt wurden, wie die Lage sich darstellen würde, wenn Österreich bedingungslos kapitulieren und seine Bahnen zum Aufmarsch zur Verfügung stellen würde, da erklärten sie übereinstimmend: dann sei die Sache für uns verloren.

Fünf Tage später, wir wissen es schon, ist dieser Fall eingetreten.

Am selben Tage ging beim Auswärtigen Amt ein Telegramm des deutschen Gesandten in der Schweiz ein: Nach Auffassung der Schweizer Regierungskreise könne die Abdankung des Kaisers unmöglich länger vermieden werden. Um die Dynastie zu retten und den Endkampf zu ersparen, müsse jetzt das Opfer freiwillig gebracht werden. Der Kaiser möge seinen jugendlichen Enkel der Treue seines Volkes und der Armee, insbesondere des Feldmarschalls, empfehlen. Das würde nicht nur starke Sympathien im Ausland erwecken, sondern auch die Umsturzgedanken in Deutschland ersticken.

Aus gleicher Quelle kam am 31. Oktober die Meldung: die Entlassung Ludendorffs habe im Ausland einen sehr schlechten Eindruck hervorgerufen. Man sage, der Kaiser entlasse seine besten Leute, um sich selber zu retten — daraus gehe hervor, daß er die Demokratisierung gar nicht ernstlich wolle. Das alte System sei für amerikanische Begriffe in der Person des Kaisers

verkörpert. Nur sein Ausscheiden würde überzeugend wirken „und zugleich für den Präsidenten einen Erfolg bedeuten, der ihm wiederum ermögliche, einflußreich den extremen chauvinistischen Einflüssen im eigenen Lager und bei der Entente zu begegnen". Allerdings müsse ungeheuer schnell gehandelt werden. Denn die letzte deutsche Note habe als „letztes Wort" gewirkt. Wilson erwarte aber die Abdankung des Kaisers. Daß sie nicht längst erfolgt sei, könne das Ausland nicht länger als Mißverstehen auffassen. Denn erstens habe Wilson, ohne taktlos zu werden, nicht deutlicher werden können — und zweitens habe ja die ganze deutsche Presse die Meinung des Präsidenten verstanden.

Wenn man diese Mitteilung aus der behutsamen Diplomatensprache in die der harten Tatsachen übersetzte, so besagte sie folgendes:

Wilson hatte mit Einflüssen zu kämpfen, die ihn immer rücksichtsloser von seinem eigenen Friedensprogramm abdrängten. Ein schwerwiegendes Wort: ein Schlüssel zum Verständnis Wilsons.

Es war ja offenbar: der Wilson der letzten Noten war nicht mehr der Wilson der 14 Punkte. Der Torquemada nicht mehr der Weltenschiedsrichter. Es war hinfort nicht mehr angängig, ihn nur als Heuchler aufzufassen, der nun die Maske fallen ließ. Hinter Wilsons Wandlung steckten tiefere Veränderungen der Weltlage.

Solange die amerikanischen Armeen als Retter Frankreichs und Englands bejubelt wurden, war Wilson der umschwänzelte Schutzpatron der Entente gewesen. Inzwischen war die Kriegslage so gänzlich und jählings umgeschlagen, daß England und Frankreich sich sagen durften: sie würden jetzt zur Not auch ohne Amerika mit dem röchelnden Boche fertig werden ... Vor allem aber hatte die markloseBereitwilligkeit der deutschen Regierung, jede noch so dreiste Zumutung Wilsons demütig und ohne Würde zu akzeptieren, den beiden europäischen Westmächten die Überzeugung aufgedrängt, daß es um Deutschlands Widerstandskraft doch noch schlimmer stehen müsse, als man selbst nach den genauen Nachrichten, welche der Entente über die militärische und innerpolitische Zersetzung ihres letzten Gegners zur Verfügung standen, bisher anzunehmen geneigt gewesen war. Amerika hatte also bis zu einem gewissen Grade „seine Schuldigkeit getan" ... Man brauchte es nicht mehr — wenigstens nicht mehr so dringend ...

Und nun hatten die „chauvinistischen Elemente" im Ententelager Oberwasser bekommen. Die englischen und französischen Generale, die ihren vollen Sieg haben wollten — der durch die vollständige militärische Niederlage der deutschen Armeen, ihre Vernichtung, mindestens ihre Auflösung und Flucht beglaubigt und vor Welt und Geschichte einwandfrei festgestellt werden sollte ... durch die Verfolgung bis über den Rhein, die Verlegung der letzten Kämpfe auf deutschen Boden, den Einmarsch durch das Brandenburger Tor ... Schließlich mag auch General Pershing — „im eigenen Lager"! — solchen Anwandlungen soldatischen Ehrgeizes nicht unzugänglich gewesen sein...

Präsident Wilson war nicht mehr Weltenschiedsrichter. Er schob nicht mehr, er begann ganz unmerklich der Geschobene zu werden ... Und um die Führung nicht völlig zu verlieren, hatte er beginnen müssen, mit den Wölfen zu heulen ...

Noch leiſtete er einen letzten Widerſtand. Aber ſeine Stellung inmitten der Entente hatte ſich noch weiter verſchlechtert. Die deutſche Regierung hatte zwar faſt alle ſeine Forderungen angenommen — aber die eine, die der äußeren Form nach weſentlichſte, doch noch nicht. Noch war der Kaiſer da. Umſonſt hatte Wilſon die Abſetzung des Kaiſers gefordert — in Ausdrücken, die begreifen mußte, wer begreifen wollte. Und die ganze Welt hatte begriffen — ganz Deutſchland nicht minder — die deutſche Preſſe ließ das erkennen. Nur die deutſche Regierung, die in allen übrigen Dingen auf den Wink gehorcht hatte — in dieſem einen Punkte ſtellte ſie ſich taub ... Und darum war es jetzt zu einer Art Ehrenpunkt für Wilſon geworden, auch dieſe Forderung noch durchzudrücken. Gelang ihm das nicht — ſo hatte er unter ſeinen eigenen Waffengefährten verſpielt. Zwar war die Macht des Kaiſers tatſächlich jener Forderung Wilſons aus ſeiner Julirede entſprechend „zur tatſächlichen Ohnmacht herabgemindert“ — aber „vernichtet“ war ſie noch nicht ... Und gerade ihre Vernichtung hatte Wilſon, ſein urſprüngliches Programm überſchreitend, unter dem Druck ſeiner Verbündeten in ſeinen letzten Noten unverkennbar gefordert — fordern müſſen. Auch ſeine Wählerſchaft, die republikaniſche Partei, verlangte das — und die Neuwahl des Repräſentantenhauſes, mit dem der Präſident ſein Friedensprogramm durchzuführen haben würde, ſtand vor der Tür.

Es war ganz klar: in den Mittelpunkt der Waffenſtillſtandsfrage war — die Abdankungsfrage getreten.

Innerlich war ſich die Regierung dieſer Tatſache längſt bewußt geweſen. Und ſie hatte einen erſten zaghaften Appell an des Kaiſers eigene Entſchließung verſucht. Am Abend des 25. Oktober, gleichzeitig mit dem Geſuch um Entlaſſung Ludendorffs, hatte Prinz Max dem Kaiſer nach Potsdam ohne Begleitwort ein am Morgen eingegangenes Telegramm des Fürſten Hohenlohe-Langenburg übermittelt, deſſen Hauptinhalt der Satz bildete: „daß der Schluß der heutigen Wilſonnote, als einziger Weg zu einem einigermaßen erträglichen Frieden, kaum anders als über die Abdankung des Kaiſers führe ...“

Ohne hierauf mit einem Wort einzugehen, war der Kaiſer unmittelbar nach Ludendorffs Entlaſſung ins Große Hauptquartier nach Spaa zurückgekehrt — aus dem in revolutionären Zuckungen verkrampften Berlin in den Schutz ſeines getreuen Heeres — das gar nicht mehr das ſeinige war, ſondern noch dem parlamentariſchen „Reichskriegsamt“ unterſtand ... was es freilich nicht wußte ...

Und am 26. Oktober hatte Scheidemann im Namen der Mehrheitsſozialdemokratie zum erſtenmal öffentlich die Thronentſagung des Kaiſers gefordert.

Am 3. November traf in Berlin ein Telegramm des Geſandten in Bern ein, dem ſeine Vertrauensleute beſtätigt hatten,

> „daß ausſchlaggebender Einfluß Wilſons erheblich gefährdet ſei, und daß er wegen Ausbleibens des Erfolges in der Abdankungsfrage zur Anwendung der in ſeiner Note erwähnten zweiten Alternative, der bedingungsloſen Kapitulation, gezwungen ſein würde“.

Und am folgenden Tage meldete eine Depeſche aus München, daß die Unabhängige Sozialdemokratie in einer Maſſenverſammlung die Abdankung des Kaiſers fordern werde.

Die Regierung sandte eines ihrer Mitglieder, den Minister Drews, nach Spaa und ließ dem Kaiser „über die Frage seiner Thronentsagung Vortrag halten“. Noch einmal reckte Wilhelm II. sich auf. Er müsse dem Heer seinen Obersten Kriegsherrn erhalten, der Heimat das Staatsoberhaupt — sonst käme das Chaos. Es sei seine Pflicht, auf seinem Posten auszuhalten.

In eben jenen Tagen verbreitete die Kieler Meuterei sich von ihrem Brandherd aus über den deutschen Norden. Seit dem 4. November war Kiel unbestritten in den Händen der Aufrührer. Über der Kriegsflotte, über allen Dienstgebäuden wehte die rote Fahne. Die Regierung sandte als Unterhändler den mehrheitssozialistischen Abgeordneten Noske nach Kiel und bestellte ihn zum Gouverneur des Platzes. Zwar gelang es ihm, weiteres Blutvergießen zu verhindern, aber nicht die Bewegung einzudämmen. Die Rebellen ergossen sich über das ganze Land. Bald waren Travemünde, Lübeck, Hamburg in ihrer Gewalt. Die Organisation triumphierte: überall genügte das Erscheinen weniger Vertreter des Aufruhrs, um die Zentren des Verkehrs und der Verwaltung zu Falle zu bringen und die örtlichen Mitglieder der Bewegung zu Herren der Lage zu machen.

Die Lage der Regierung war furchtbar. Aus dem ganzen Reiche schrilten nun die Stimmen der Massen und forderten den Rücktritt oder gar die Absetzung des Kaisers — und hemmungslos schwoll die Empörung auf.

In ihrer Verzweiflung ließ die Regierung sich Ludendorffs Nachfolger kommen: den General Groener. Er war Württemberger von Abstammung und stand dadurch den Ministern v. Payer, Haußmann, Erzberger, Scheüch nahe, mit denen ihn auch sein Bekenntnis zur demokratischen Staatsauffassung verband. Als Chef des Feldeisenbahnwesens und später des Kriegsamts hatte er sich große und ausschlaggebende Verdienste um die gesamte Kriegführung erworben.

Am 5. November trat Groener vor die Minister. Er erstattete einen sehr eingehenden und klaren Bericht und faßte ihn in folgender Betrachtung zusammen:

Die militärische Lage habe sich weiter verschärft. Das Heer sei noch ungeschlagen — dank dem in seiner Masse noch herrschenden Geiste der Pflichttreue und Tapferkeit und der Hingabe der einzelnen Persönlichkeit, ob Offizier oder Mann. Aber das heilige Feuer müsse erhalten bleiben. Was das Heer von der Heimat fordere, sei nicht Kritik und Polemik, sondern Stärkung und Stählung an Herz und Seele. Zur Abdankung des Kaisers lasse Hindenburg erklären, er würde sich für einen Schuft halten, wenn er den Kaiser verließe — und so denke auch er, Groener, selber und alle ehrliebenden Soldaten. Man solle in ihre Herzen nicht den Zwiespalt hineintragen — die Hetze gegen den Kaiser müsse aufhören. Der schlimmste Feind, dessen das Heer sich zu erwehren habe, sei der drohende Bolschewismus. Nur noch von kurzer Dauer könne der Widerstand sein.

„Die Rettung des Deutschen Reiches vor innerer Zersetzung und Zerfall ist es, wenn das Gefüge des Heeres fest, der Wille zum gemeinsamen Vaterlande ungebrochen und der Geist im Gehorsam erhalten bleibt.“

Eine großzügige Rückzugsoperation sei eingeleitet — könnten die feindlichen Angriffe abgewiesen werden, insbesondere an einer bestimmten, sehr wichtigen Stelle — so sei Hoffnung. Man solle sich noch einige Tage gedulden.

Digitized by Google

Das alles hatte sehr tapfer geklungen — sehr tröstlich eigentlich nicht.

Und jedenfalls gab es der Regierung keinen Anstoß zu irgendwelcher Tat, nicht den geringsten Schritt konnte sie sich mehr abringen, um die stündlich weiter um sich greifende Empörung einzudämmen, geschweige denn niederzuschlagen. Und da seit dem 26. Oktober, seit der Aufhebung der Obersten Kommandogewalt des Kaisers, die militärischen Dienststellen den Befehlen des Reichskriegsrats unterstanden, so konnten auch die nicht handeln ohne Anweisung ihrer neuen Vorgesetzten. Diese Anweisungen aber blieben aus.

Immerhin: es war doch seltsam, daß nirgend, aber auch an keiner Stelle eine örtliche Militärbehörde den Mut fand, auch ohne Befehl von oben dem Aufruhr entgegenzutreten. Es war unverkennbar: die Entnervung, die unausbleibliche Folge von vier Jahren einer maßlosen Überanspannung, hatte sich lähmend auch auf Seele und Willenskraft der Offiziere gelegt. Vom Widerstand der Seeoffiziere in Kiel abgesehen ist nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem ein Offizier sich dem Aufruhr widersetzt hätte ... Überall traten die völlig vom Geiste der Auflehnung durchseuchten Stammtruppenteile auf die Seite der Empörer — die Polizeiorgane wagten keinen Widerstand gegen den tumultuarischen Ansturm der Massen — das Bürgertum, waffenlos und schutzlos, verkroch sich und ließ den Sturm über sich dahinbrausen.

3.

Und draußen an der Front blutete der deutsche Soldat. — —

Es ist ohne jedes Beispiel in der Geschichte, dies zähe Heldentum eines Heeres, hinter dessen Rücken die Heimat längst in innerer Zerrüttung versunken war.

Die große Rückzugsbewegung, von der General Groener gesprochen hatte, war der Rückzug aus der Hermann-Hunding-Stellung in die Antwerpen-Maaslinie. Und die sehr wichtige Stelle, auf die er hingedeutet, war die linke Flanke der belgisch-nordfranzösischen Front bei Verdun.

Der Generalissimus Foch war entschlossen, die deutschen Heere nicht zur Ruhe kommen zu lassen — obwohl seine eigenen Verbände der Erholung dringend bedurften, ihre Gefechtskraft und Angriffsfreudigkeit immer mehr nachließ. Nur auf eines seiner Kontingente konnte er sich, wenigstens was Frische anbetraf, noch unbedingt verlassen: auf die Amerikaner natürlich. Sie wurden darum auch zum Entscheidungsstoß angesetzt — und zwar gleich an zwei Stellen.

Foch plante eine kombinierte Aktion. Zunächst sollte die ganze Breite der Hermann-Hunding-Stellung vom Meere bis zur Gegend von Laon in der Front angefaßt werden. Aber zugleich würde ein gewaltiger Vorstoß gegen ihre linke Flanke erfolgen — an der Stelle, wo sie — und zugleich auch die „A.-M.-Stellung" — auf die alten Linien trafen, also an der Maas zwischen Stenay und Verdun. Drang dieser Stoß durch, dann wurde der frontale Angriff durch die Gefährdung oder gar Aufrollung der linken Flanke wesentlich erleichtert und sogar der Rückzug in die A.-M.-Linie von vornherein gefährdet.

Diese erste große Unternehmung war in den letzten Oktobertagen begonnen worden. Der Angriff drang an mehreren Stellen in die deutschen Linien ein.

Wiederum stand die ganze deutsche Front in heftigstem Abwehrkampfe — wiederum ward das Staunenswerte geleistet: nirgendwo gelang der Durchbruch — in zäher Gegenwehr hielt sich die Front, und selbst der Masseneinsatz von Tanks begann seine gröbsten Schrecken zu verlieren. Denn vor kurzem waren neue Tankabwehrmittel an die Front gelangt, die sich als sehr wirksam erwiesen.

Aber Foch plante noch Größeres. Er hatte die Absicht, den Durchbruch zwischen Metz und Verdun noch breiter und wirksamer zu gestalten. Nördlich von Pont-à-Mousson, vor der Michel-Stellung, hatte er starke Kräfte, vor allem Amerikaner, zu einem Gewaltstoß zusammengeballt. Dieser sollte die deutschen Linien in Richtung auf Metz durchbrechen — dann im Rücken auch der A.-M.-Stellung auf Luxemburg vordringen und so der ganzen deutschen Westarmee den Rückzug nach Deutschland abschneiden. Dem Umfang nach das größte Unternehmen vielleicht, das überhaupt im Weltkriege geplant worden ist. Es ist nicht mehr zur Ausführung gekommen — aber bei Abschluß des Waffenstillstandes war es vollkommen vorbereitet, und sein Beginn auf den 14. November festgesetzt.

Der große Generalsturm auf die Hermann-Hunding-Stellung tobte indessen mit geschwächter Kraft, doch ohne Unterlaß weiter. Die Amerikaner konnten zwar nicht schießen, aber das hatten sie auch gar nicht nötig; sie verfügten über unbegrenzte Massen von Artillerie und Munition und konnten aufs Geratewohl Stellung und Hinterland mit Massenfeuer buchstäblich zudecken ... Ihr Ansturm nördlich Verdun kam zwar nur langsam vorwärts, bedeutete aber eine schwere Bedrohung für die Front, solange sie noch weit westlich der Maaslinie vorhing.

Am 4. November erteilte die O.H.L. den Befehl, die Hermann-Hunding-Stellung zu räumen und auf der ganzen Front den Rückzug in die A.-M.-Linie anzutreten. Die war zwar nicht ausgebaut, aber von Natur sehr stark, wenigstens südlich Namur, wo sie den für Tanks unüberschreitbaren Lauf der Maas vor der Front hatte. Und die Nordflanke zwischen Namur und der holländischen Grenze hätte schlimmstenfalls noch in die Linie Namur-Lüttich zurückgenommen werden können. Das alles hätte eine sehr bedeutende Frontverkürzung und damit die Möglichkeit bedeutet, Reserven auszusparen, für den Winter geregelte Ablösungsverhältnisse zu schaffen und dem Heere die dringlicher als alles andere benötigte Ruhe zu gewähren. Freilich — der Durchbruch auf Metz würde vorher abgewehrt werden müssen ... Einstweilen hing die aufgestaute Kraft der Amerikaner bei Pont-à-Mousson wie eine massig aufgetürmte Donnerwolke über den deutschen Armeen, dieweil diese, vom Feinde nicht mit großer Kraft verfolgt, in guter Ordnung und unter ständigem Frontmachen zur Verteidigung auf die neue Stellung abmarschierten.

Am Tage nach dem Beginn der neuen Rückzugsbewegung traf in Berlin die vierte und letzte Wilsonnote ein: sie enthielt die Mitteilung, daß die verbündeten Regierungen sich nunmehr auf den gesamten Notenwechsel zwischen ihm, dem Präsidenten, und der deutschen Regierung geäußert hätten. Diese Äußerung teilte Wilson im Wortlaut mit. Sie erklärte die Bereitschaft der Alliierten zum Friedensschlusse mit Deutschland

„auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom 8. Januar 1918, sowie der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind",

jedoch mit folgenden Einschränkungen und Vorbehalten:

Erstens: „der gewöhnlich so genannte Begriff der Freiheit der Meere schließe verschiedene Auslegungsmöglichkeiten ein, von denen einige unannehmbar seien — in dieser Hinsicht müsse volle Freiheit vorbehalten bleiben."

Zweitens: unter „Wiederherstellung" der besetzten Gebiete sei zu verstehen, „daß Deutschland für allen durch seine Angriffe zu Wasser und zu Lande und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schaden Ersatz leisten soll".

Zu diesen Vorbehalten erklärte der Präsident sein Einverständnis und zeigte der deutschen Regierung an,

„daß Marschall Foch von der Regierung der Vereinigten Staaten und den alliierten Regierungen ermächtigt worden ist, gehörig beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsbedingungen in Kenntnis zu setzen".

Aus dieser Note ergibt sich dreierlei:

Zunächst das Grundlegende, daß die Alliierten Wilsons 14 Punkte nebst den Nachträgen als Friedensgrundlage ausdrücklich und feierlich angenommen haben — bis auf die erwähnten Vorbehalte.

Im besonderen ist Schadensersatz nur für die „der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum" zugefügten Schäden ausbedungen worden — aber keinerlei Kriegsentschädigung. Also weder Ersatz der Kriegskosten noch des Verlustes, den die Angehörigen der bewaffneten Macht durch Tod, Verwundung und Minderung der Lebenskraft erlitten haben.

Und drittens: über die Waffenstillstandsbedingungen würde keine Verhandlung stattfinden, sondern die deutsche Kommission hätte das Diktat der Alliierten lediglich entgegenzunehmen ...

Diese Kommission war bereits gebildet. Sie bestand aus dem Staatssekretär Erzberger als Vorsitzenden, dem Gesandten Grafen Oberndorf, dem General v. Winterfeldt und dem Kapitän zur See Vanselow nebst einer zweiten Staffel von Hilfsoffizieren, Dolmetschern und Schreibern. Sie überschritt am 7. November die französischen Linien.

Sie bekam schon bei der ersten Besprechung den Eindruck, daß Gegenvorschläge über entscheidende Hauptpunkte nicht zur Verhandlung zugelassen werden würden. Alle Bitten um Fristverlängerung und vorläufige Waffenruhe wurden abgelehnt. Trotzdem wollte sie versuchen, in Einzelbesprechungen Milderungen zu erreichen.

Am 9. November war die Kommission in der Lage, die Waffenstillstandsbedingungen im Auszug an die Regierung zu übermitteln. Ihre furchtbare Grausamkeit überstieg die entsetzlichsten Befürchtungen der Behörden wie aller deutschen Herzen. Am folgenden Tage wurden sie dem deutschen Volke bekanntgegeben — dem deutschen Volke, das inzwischen seinen Kaiser gestürzt und die Republik ausgerufen hatte.

Digitized by Google

4.

Vergebens hatte die Regierung des Prinzen Max von Baden, anknüpfend an die ganze Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse seit der Kriegsmitte, den Versuch gemacht, „die Revolution von unten durch die Revolution von oben zu vermeiden".

„Nur das Geschenk aus willig gebender Hand," sagt Kronprinz Wilhelm in seinem Buche mit vollem Recht, „findet Schätzung — was uns, nachdem es allzu lange vorenthalten wurde, am Ende mit dem Anspruch eines Rechtes darauf entrissen wird, ist als Gabe ohne jeden Wert."

Auch über den krampfhaften Versuchen der deutschen Regierung, das Grollen des Abgrundes durch ungern gewährte Abschlagszahlungen zum Schweigen zu bringen, leuchtet in düsterer Glut das Verdammungswort, das uns im ganzen Laufe der deutschen Tragödie immer wieder entgegengetreten ist: „Zu spät —!"

Seit dem Ausbruch der Kieler Revolte war die Regierung in eine völlige Lähmung verfallen. Sie stand, um ein Wort Oskar Müllers zu gebrauchen, im Bann des „Basiliskenblicks der Niederlage". Auch nicht der leiseste Versuch war unternommen worden, der Ausbreitung des Aufruhrs entgegenzutreten. Niemals hat eine Revolution so hemmungslos sich auswirken dürfen.

Am 8. November machte sie zwei entscheidende Fortschritte:

Die Verschwörung legte die Hand auf Köln, den wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt der Westfront. Sie sperrte den Bahnverkehr zur Armee und unterband die Beförderung des Nachschubs an Mannschaftsersatz, Verpflegung und Munition.

Und weiter: In München rief der sozialistische Schriftsteller Kurt Eisner die Republik aus. Der hochbetagte König Ludwig III. floh, ohne in seiner Hauptstadt die geringste Unterstützung und Verteidigung gefunden zu haben. Und das stramm partikularistisch gesinnte Bayern unterwarf sich ohne Gegenwehr einem landfremden Rebellen und seiner Gefolgschaft, unter der sich nicht ein einziger Bayer befand, und in der, wie auch in Norddeutschland, das Judentum eine Rolle spielte, die sich aus der Gemeinschaft der Geistesverfassung erklärt, welche den Juden auf Grund jahrhundertelanger Unterdrückung mit dem sich unterdrückt fühlenden Proletarier einigte, die aber der Revolution einen Stempel aufprägte, der sie weiten Schichten des Volkes verhaßt gemacht und damit auch die Republik allzu wohlfeilen Angriffen jener Gegner ausgesetzt hat, die den völkischen Standpunkt in den Vordergrund schoben, um parteipolitischen Zielen eine nationale Fassade zu verleihen.

Inzwischen stand die Reichshauptstadt unter dem Druck eines Fiebers, dessen Schauer den letzten Rest von Widerstandskraft lähmten, der dem Prinzen Max und seiner Regierung noch verblieben war. Und mit den Staatsbehörden versagten jetzt auch die Militärbefehlshaber. Nur gewohnt, auf Befehl zu handeln und an ihren Vorgesetzten bis zum König und Obersten Kriegsherrn einen Rückhalt zu haben, standen sie unter doppeltem Druck: das Bewußtsein, den Befehlen des Kriegskabinetts, also einer Zivilbehörde, unterstellt zu sein, und zwar einer solchen, die in der überwiegenden Zahl ihrer Mitglieder antimilita-

ristischen und pazifistischen Anschauungen huldigte, und weiterhin die unabweisbare Ahnung, daß die Tage der Monarchie gezählt seien, hatten ihr ganzes Daseinsgefühl unterhöhlt. Wohl hatte der Oberkommandierende in den Marken, General v. Linsingen, der sturmerprobte Heerführer, alle Vorbereitungen getroffen, um Berlin wider den Anlauf der Rebellion abzuschließen und vor allem den Zuzug der meuternden Matrosen fernzuhalten. Aber die Regierung hatte nur den einen Leitgedanken: kein Blutvergießen!! Der Kriegsminister General Scheüch untersagte den Truppen, auf Eisenbahnzüge zu schießen. Und Linsingen gewann aus den Meldungen seiner Unterorgane den Eindruck, daß die Regimenter, die er zusammengezogen hatte, nicht mehr zuverlässig seien. So erließ er aus eigenem Antriebe an das Militär ein Verbot, von der Waffe Gebrauch zu machen.

Das war das Ende. Die letzten Dämme waren niedergelegt. Der Schwall des Aufruhrs überflutete die Stadt. Kaum daß hier und dort eine Schießerei entstand, drangen die Sendlinge Kiels in die Stadt ein, vereinigten sich mit den einheimischen Umstürzlern und zogen vor die Kasernen. Und fast ohne daß irgendwo ein Widerstand sich fühlbar machte, gingen die Truppen zu den Aufwieglern über.

Prinz Max wußte sich nicht mehr zu helfen. Seine Staatssekretäre verlangten, er solle ohne jeden Verzug die Abdankung des Kaisers herbeiführen. Er setzte sich mit dem Großen Hauptquartier in Verbindung und übermittelte ihm als Entschließung seiner Regierung die Mitteilung: in Berlin fänden blutige Straßenkämpfe statt — die Truppen seien zu den Revolutionären übergegangen — die Regierung verfüge über keinerlei Machtmittel zur Bekämpfung des Umsturzes — der Bürgerkrieg sei unvermeidbar, wenn nicht Seine Majestät in den nächsten Minuten seine Abdankung bekanntgebe.

Auch in Spaa stand in diesen Stunden alles unter dem Basiliskenblick .. unter ihm wankte auch die letzte Säule des Bestehenden: der Generalfeldmarschall.

Am 8. November trat der Kaiser und seine engere Umgebung mit der durch den Generalfeldmarschall und den General Groener vertretenen O.H.L. und den Vertretern der Regierung im Großen Hauptquartier, darunter dem ehemaligen Staatssekretär v. Hintze, zu einer Besprechung zusammen.

Gleich zu ihrem Beginn erklärte der Generalfeldmarschall: er müsse Seine Majestät um seine Entlassung bitten. Denn das, was er auszusprechen sich genötigt finde, könne er seinem König und Herrn als preußischer Offizier nicht sagen.

Dann sprach Groener, seit zwei Wochen Ludendorffs Nachfolger. Die militärische Lage der Armee sei verzweifelt, die Truppen wankend, unzuverlässig, nur noch auf Tage mit Verpflegung versehen. Die Ersatztruppen hätten versagt und seien zur roten Fahne übergelaufen, das Hinterland, die Bahn, die Rheinbrücken seien in der Hand der Revolution. Berlin in einer Überspannung, welche schlimmste Ausbrüche befürchten lasse. Mit dem völlig unsicher gewordenen Heere, den Feind im Rücken, die Empörung der Heimat niederzuschlagen, sei ausgeschlossen. Das sei des Generalfeldmarschalls und seine, Groeners, der Abteilungschefs und der meisten Mitglieder der O.H.L. Auffassung.

In tiefer, stummer Erschütterung hörte der Kaiser diese Darstellung an. Dann erteilte er dem Grafen Schulenburg, dem Chef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, das Wort.

Der erklärte, die Darstellung Groeners ablehnen zu müssen. Das Heer sei erschöpft, ersehne den Waffenstillstand, aber nach wenigen Tagen der Ruhe werde es wieder zuverlässig sein. Was nötig, sei entschlossene Niederwerfung des Aufruhrs — also kein Bürgerkrieg, kein Kehrtmachen der Armee dazu, nur bewaffnete Wiederherstellung der Ordnung an den Brennpunkten.

Eine heftige Auseinandersetzung zwischen Groener und Schulenburg schloß sich an. Groener beharrte auf seinem Standpunkt: das Heer stehe nicht mehr hinter dem Kaiser.

In diese Erörterungen hinein prallten die telephonischen Nachrichten der Regierung aus Berlin: blutige Straßenkämpfe — die Heimattruppen zur Revolution abgeschwenkt — alles fordert die Abdankung des Kaisers ...

Das Wort, das Hindenburg nicht hatte aussprechen können, das auch Groener nicht über die Lippen gebracht hatte — aus der Heimat schrillte es dem Kaiser in Ohr und Herz.

Er erklärte: er verlange schriftliche Meldung Hindenburgs und Groeners — ihr müsse das Urteil aller Armeeführer der Westfront zugrunde gelegt werden. Ein Bürgerkrieg stehe für ihn außerhalb aller Erwägung, aber er halte seinen Wunsch aufrecht, das Heer nach Abschluß des Waffenstillstands geschlossen und in Ordnung in die Heimat zu führen.

Und da antwortete Groener: „Das Heer wird unter seinen Führern und Kommandierenden Generalen geschlossen und in Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter der Führung Eurer Majestät!“

Nun endlich nahm auch der Generalfeldmarschall das Wort: so sehr er mit dem Herzen auf seiten des Grafen Schulenburg stehe — auf Grund der Nachrichten, welche die O.H.L. von Heer und Heimat erhalten habe, müsse er annehmen, daß die Revolution nicht mehr niedergeschlagen werden könne. Wie Groener, so könne auch er die Verantwortung für die Zuverlässigkeit der Truppen nicht mehr übernehmen.

Der Kaiser wiederholte seinen Wunsch nach Befragung der Oberbefehlshaber und schloß die Aussprache ab mit den Worten: „— melden Sie, daß das Heer nicht mehr zu mir steht, dann bin ich bereit zu gehen — aber eher nicht!“

Dem Grafen Schulenburg versicherte der Kaiser, es könne sich für ihn lediglich um die Abdankung als Kaiser handeln — König von Preußen werde er unter allen Umständen bleiben und als solcher das Heer nicht verlassen. Die Alarmnachrichten aus Berlin müßten erst nachgeprüft werden.

Der Kaiser beorderte noch spät abends den Kronprinzen ins Große Hauptquartier. Die O.H.L. tat Schritte, um ein Urteil der Front zu bekommen. Aber sie zog ihre Erkundigungen nicht, wie der Kaiser es gewünscht hatte, bei den Armeeführern ein, sondern wandte sich unmittelbar an die Front — unter Umgehung der Heeresgruppen- und Armeeoberkommandos ...

Durch direkten Befehl an die Divisionen wurde eine große Anzahl von Frontoffizieren, Divisions-, Brigade- und Regimentskommandeure, ins Große

Hauptquartier beordert und in Kraftwagen in aller Eile hergeschafft. Verstört, ahnungslos, um was es sich handle, fanden die Herren sich, mitten aus grimmigen Kämpfen herausgerissen, am Morgen des 9. November im großen Saale des Hotel Britannique zusammen, von bösen Ahnungen und wilden Gerüchten bestürmt, dazu übernächtig und ausgehungert.

Gegen 9 Uhr erschien der Generalfeldmarschall mit dem Oberst Heye und einigen anderen Herren der O.H.L. Er dankte den Herren für ihre bisherigen Taten und erklärte ihnen dann: in Deutschland sei die Revolution ausgebrochen, an einzelnen Stellen sei bereits Blut geflossen. Die Regierung verlange den Rücktritt des Kaisers. Die O.H.L. hoffe dieser Forderung entgegentreten zu können, wenn das Frontheer die nötige Sicherheit biete: daß der Kaiser an der Spitze des gesamten Heeres nach Berlin marschieren könne, um sich dort die Kaiser- und Königskrone wieder zu erobern ... Dazu müsse aber die Armee, angesichts des Feindes, mit dem zur Stunde noch kein Waffenstillstand geschlossen sei, und der naturgemäß rasch nachfolgen werde, kehrt machen und in Fußmärschen von zwei bis drei Wochen, denn auf die Bahnen sei nicht zu rechnen, kämpfend Berlin zu erreichen suchen. Alle Vorräte seien in der Hand der Aufständischen, ernste Versorgungsschwierigkeiten also zu erwarten.

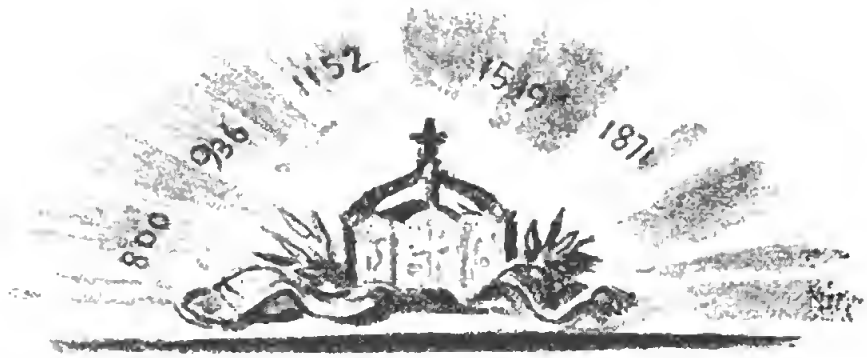
Nach dieser niederschmetternden Eröffnung verließ der Feldmarschall den Saal, und nun ersuchte Oberst Heye die Versammelten, sich darüber zu äußern, ob die O.H.L. mit der Parole „Für den Kaiser!" den Marsch nach Berlin und damit die Entfesselung des Bürgerkrieges von den Truppen mit Aussicht auf Erfolg verlangen könne — oder ob das Heer dafür nicht mehr zu haben sei. Die zur Besprechung versammelten Frontkommandeure wurden zur Verschwiegenheit über die Ergebnisse der Befragung durch Handschlag verpflichtet. Genaueres über ihre Antworten ist noch heute nicht bekannt; nur soviel steht fest: daß sie überwiegend verneinend ausgefallen sind ...

Zu gleicher Zeit waren im Großen Hauptquartier jene letzten Nachrichten des Prinzen Max angelangt, welche mit der Erklärung schlossen, nur sofortige Abdankung des Kaisers könne den Ausbruch des Bürgerkrieges verhindern.

Inzwischen war der Kronprinz von seiner Heeresgruppe eingetroffen. Dem tief erschütterten Sohne schilderte nun der Kaiser die Lage auf Grund der neuesten Nachrichten und schloß mit der Mitteilung: „daß er im Hinblick auf die scheinbar notwendige Abdankung als Kaiser den Oberbefehl über das deutsche Heer dem Generalfeldmarschall übertragen werde ..."

In diesem Augenblick trat General Groener herzu und brachte den Oberst Heye mit, der eben aus der Versammlung der Frontoffiziere kam. Heye berichtete: den Kommandeuren sei die Frage vorgelegt worden, „ob man für den Fall eines Bürgerkrieges in der Heimat auf die Truppen rechnen könne — die Frage sei verneint, die Sicherheit der Truppen von einzelnen der Herren nicht unbedingt verbürgt worden". Eine heftige Auseinandersetzung zwischen Groener und Schulenburg schloß sich an. Sie wurde durch das Erscheinen des Herrn v. Hintze unterbrochen. Er brachte das Neueste aus Berlin:

Prinz Max bittet um seine Entlassung. Die Lage in der Reichshauptstadt hat sich zu äußerster Bedrohlichkeit entwickelt. Wenn der Kaiser sich nicht zu sofortiger Abdankung entschließt, so ist die Monarchie nicht mehr zu retten.



In düsterem Schweigen erlebten die Herren den Augenblick, der Deutschlands Kaiserkrone in Trümmer schlug.

Ein Schriftstück wurde aufgesetzt, das noch nicht die Abdankung des Kaisers, aber seine Bereitwilligkeit dazu erklärte, wenn nur durch sie der Bürgerkrieg verhindert werden könne. Er werde König von Preußen bleiben und das Heer heimführen.

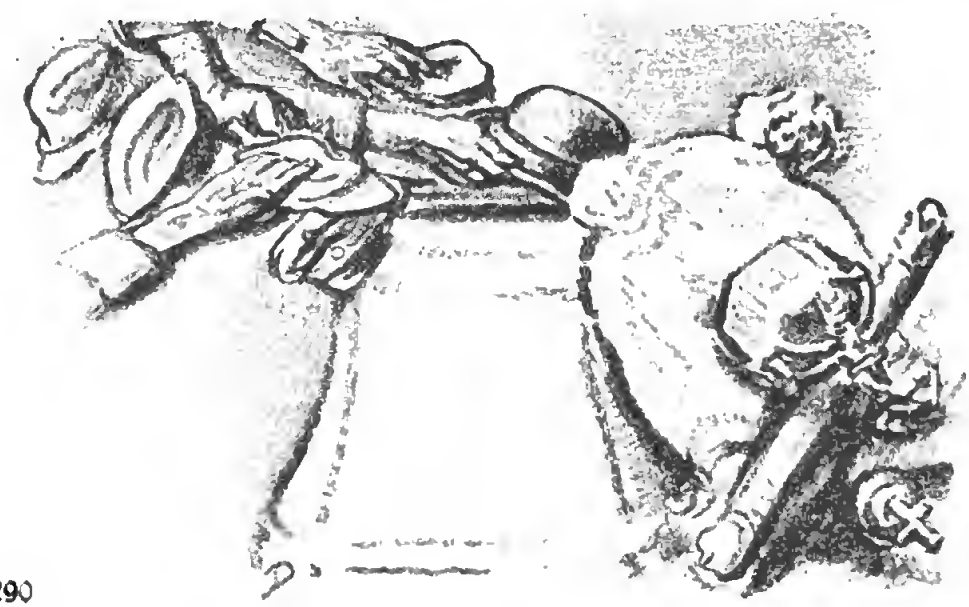
Hintze übernahm es, dies Schriftstück im Wortlaut an das Reichskanzleramt zu telephonieren.

Noch hing er am Apparat, da wurde er von Berlin aus unterbrochen. Und nun erfuhr er aus dem Auswärtigen Amt das Unglaubliche, das Unfaßbare, das Ungeheuerliche, das nie Erhörte:

Das Wolffbureau habe eine Erklärung veröffentlicht und einzelnen Truppen auch bereits durch Funkspruch bekanntgemacht.

Diese Erklärung sage:

„Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch so lange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind."



Hintze riß sich zusammen. Er erhob Protest: diese Erklärung sei ohne Ermächtigung des Kaisers erfolgt und entspreche den Entschließungen Seiner Majestät in keiner Weise — der Herr Reichskanzler möge selbst an den Apparat kommen. Prinz Max meldete sich, bekannte sich zu der eigenmächtigen Bekanntgabe und erklärte, daß er für sie eintrete.

— —

Es half nichts: Hintze mußte das Unerhörte an den Kaiser weitergeben.

Der Kronprinz und die Getreuen des Kaisers beschworen ihn, sich dieser Vergewaltigung, diesem Staatsstreich unter keinen Umständen zu beugen — flehten ihn an, die Heeresgruppe des Kronprinzen mit der Niederwerfung der Revolution zu beauftragen. Der Kaiser lehnte ab — er wollte keinen Krieg von Deutschen gegen Deutsche. König von Preußen bleibe er — das Heer verlasse er nicht.

Der Kronprinz mußte zu seiner Armee zurück.

Während des ganzen Nachmittags und Abends dauerten die Verhandlungen. Der Kaiser weigerte sich, dem Rat der O.H.L. zu folgen und außer Landes zu gehen. Er wolle bei seinem Heere bis zum Äußersten ausharren und sein Leben einsetzen.

Gegen zehn Uhr abends erhielt der Kaiser die Meldung,

„sowohl der Feldmarschall von Hindenburg wie Staatssekretär v. Hintze seien zur Überzeugung gekommen, daß S. M. ohne Verzug nach Holland abreisen müßten. Die Lage sei unhaltbar geworden, da die Aufstandsbewegung von Aachen und Eupen nach Spaa überzugreifen drohe und aufständische Truppen bereits in Anmarsch auf Spaa seien. Der Weg zur Front aber sei durch meuternde Etappentruppen verlegt."

Am 10. November morgens 5 Uhr bestieg der Kaiser das Automobil und überschritt wenige Stunden später die holländische Grenze.

Der Kronprinz gab nach Berlin die Erklärung, daß er die Führung seiner Heeresgruppe weiter zu behalten beabsichtige. Er verpflichte sich, in dieser Zeit nichts gegen die Regierung zu unternehmen. Aber die neue Regierung ließ ihm erklären, sie müsse nach Anhörung des Kriegsministers General Scheüch seinen Verbleib im Kommando der Heeresgruppe ablehnen. Daraufhin legte der Kronprinz mit Genehmigung des Generalfeldmarschalls das Kommando nieder und entschloß sich auch seinerseits zur Reise nach Holland. Generalfeldmarschall v. Hindenburg stellte sich der neuen Regierung zur Verfügung.

5.

Der neuen Regierung — — —

Die Mehrheitssozialdemokratie, vom jähen Ausbruch der Revolution, die sie jedenfalls in dieser Form nicht gewollt hatte, überrumpelt, faßte sich rasch entschlossen und stellte sich an ihre Spitze. Mittags um Punkt 12 Uhr war Unter den Linden von wüsten Pöbelhaufen, aufrührerische Matrosen in ihrer Mitte, die Revolution entfesselt worden. Nachmittags um 2 Uhr rief der Staatssekretär Scheidemann vor einer am Reichstagsgebäude versammelten Menschenmenge die Republik aus. Prinz Max übertrug die Reichskanzlerschaft dem mehrheitssozialistischen Abgeordneten Ebert und verließ Berlin.

In den tosenden Freiheitsjubel der jungen Republik stürzten sich, zerschmetternde Donnerkeile, die Waffenstillstandsbedingungen der Entente.

Sie forderten:

Sofortige Räumung von Belgien, Frankreich und — Elsaß-Lothringen binnen 14 Tagen. Truppen, die nach dieser Zeit noch angetroffen werden, fallen in Kriegsgefangenschaft.

Das linke Rheinufer ist zu räumen und wird von der Entente besetzt — einschließlich eines „Brückenkopfes" von je 30 Kilometern Radius um die Festungen Mainz, Coblenz und Köln.

Auf dem rechten Rheinufer wird eine „neutrale Zone" von 30 Kilometern Breite geschaffen, die binnen 11 Tagen von deutschen Truppen zu räumen ist.

Die Besatzungstruppen sind durch Deutschland zu unterhalten.

Im Osten sind alle Truppen hinter die Grenze vom 1. August 1914 zurückzunehmen.

Das waren die Bestimmungen in territorialer Hinsicht.

Die folgenden bezogen sich auf die von Wilson geforderten Bürgschaften, welche „eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten Deutschlands unmöglich machen" sollten:

5000 Kanonen, zunächst schwere, 30 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 2000 Flugzeuge, 5000 Lokomotiven, 150 000 Waggons, 10 000 Kraftwagen, 100 U-Boote, 8 leichte Kreuzer, 6 Schlachtschiffe größten Typs seien abzugeben, die übrigen Schiffe zu entwaffnen und von den Alliierten in neutralen und alliierten Häfen zu überwachen — kurz: die gesamte Flotte auszuliefern.

Und — die Gegenleistung?!

Die Blockade — bleibt bestehen. Deutsche Schiffe dürfen weiter gekapert werden.

Deutschland hat seine Kriegsgefangenen sofort auszuliefern. Die Entente — behält die ihrigen ...

Das alles war die Forderung einer bedingungslosen Kapitulation.

Bis auf dies Eine: dem Landheere der Verteidiger wurde sozusagen der „ehrenvolle Abzug" gestattet — mit dem größten Teile seiner Waffen.

Ostafrika aber, dessen Verteidigung derjenigen der Heimat ebenbürtig war, sollten wir opfern — bedingungslos.

Das war die Zumutung der Entente an die belagerte Festung, die sich vier Jahre lang mit einem Heldenmut verteidigt hatte, der ohne Beispiel ist in der Weltgeschichte.

Diesen unerhörten Forderungen gegenüber wog es verhältnismäßig leicht, daß die Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest als aufgehoben gelten sollten.

Das waren die Waffenstillstandsbedingungen der Entente — einem noch längst nicht völlig besiegten Feinde gegenüber, der soeben im Begriffe war, sich in einer immerhin schwer angreifbaren Stellung inmitten des Feindeslandes neu zu befestigen!

Aber — die Entente wußte ja ganz genau: wir mußten annehmen — wir würden annehmen ...

Wir? nun wer? die neue deutsche Regierung.

Waren jemals Männer, die sich unterfingen, die Geschicke eines großen Volkes zu leiten, in einer ähnlichen Lage?

Das Kabinett der parlamentarischen Staatssekretäre führte einstweilen unter Eberts Vorsitz die Reichsgeschäfte weiter. Es empfing nun die ersten drängenden Telegramme der Waffenstillstandskommission. Sie bat noch am 10., die Regierung möge unverzüglich Verhandlungen zur Herbeiführung des Präliminarfriedens einleiten, da nur so die katastrophale Wirkung der Waffenstillstandsbedingungen abzuschwächen und Hungersnot und Anarchie zu verhindern seien. „Den Gegnern fehlt bisher vollkommen das Verständnis für diese Gefahr."

Dann telegraphierte Hindenburg. Er bat Milderung der Bedingungen anzustreben, vor allem Verlängerung der Räumungsfrist auf zwei Monate, „sonst Zusammenbruch des Heeres, weil Ausführung technisch unmöglich". Ferner als dringendste Forderung die Öffnung der Blockade. Aber in vollkommener Resignation fügte der Feldmarschall hinzu: „Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre trotzdem abzuschließen."

Und die Regierung erteilte Erzberger die Ermächtigung zur Zeichnung des Waffenstillstandes. Er solle gleichzeitig eine Erklärung zu Protokoll geben, welche darauf hinwiese, daß einzelne Bedingungen die Bevölkerung in Hungersnot stürzen müßten.

Foch lehnte jeden Zusatz, jeden Vorbehalt, vollends jede weitere Verhandlung ab, und die Kommission erbat Vollmacht zur Unterzeichnung der Bedingungen in der verlangten Form.

Am 11. November vormittags 11,55 trat der Waffenstillstand in Kraft.

Der Krieg war zu Ende. Zu Ende — — —?!

Die Waffen schwiegen.

Der „Nachkrieg" konnte beginnen — l'après-guerre, uns schon seit Jahren von der Ententepresse angekündigt.

Und der Nachkrieg begann. Er ist zur Stunde noch nicht beendigt.

Letztes Kapitel

Unbesiegte Besiegte

1.

Was nun noch kam, ist in jedes Deutschen Seele mit glühenden Zeichen eingebrannt. Den äußeren Verlauf der Dinge umschreiben in Kürze folgende Daten:

Am 12. November traten die bisherigen Mehrheitsparteien von der Regierung zurück und überließen es den eigentlichen „Umsturzparteien", nun auch die Zügel in die Hand zu nehmen. Die Mehrheitssozialdemokratie und die Unabhängige sozialdemokratische Partei bildeten nach russischem Muster eine Regierung der Volksbeauftragten, die je zur Hälfte aus Mitgliedern der beiden Parteien bestand.

Digitized by Google

Am selben Tage trat das unbesiegte deutsche Heer seinen Rückmarsch in die Heimat an — unter Hindenburgs Führung. Er war nun die Spitze der deutschen Militärmacht. Er blieb auf dem Posten, und sein würdevolles Vorbild hielt die Armee zusammen.

Wenigstens das Frontheer. Denn die Etappe löste sich alsbald in einen Schwall zuchtlosen Gesindels auf, das sich an seinen Offizieren vergriff, manche von ihnen erschlug, sich mit der Bevölkerung der besetzten Gebiete teils verbrüderte, teils herumschoß, das Heeresgut verschleppte und verschleuderte, durch seine schandbare Aufführung bei den Feinden die Hochachtung vor den Großtaten unseres Heeres verwischte und dem deutschen Namen unauslöschliche Schande zufügte.

Ganz anders das Frontheer. Zwar hatte die O.H.L. selber, in einer völligen Preisgabe aller militärischen Überlieferungen der deutschen Armee, die Bildung von Soldatenräten befohlen. Aber die Truppe lehnte dieses Entgegenkommen an den „Zeitgeist" größtenteils verständnislos ab. Wo aber die Bildung geschah, da wußten Vorgesetzte und Soldatenräte sich kameradschaftlich zu einigen. In endlosen Märschen, den Feind dicht auf, durchquerten die Armeen die schwer belasteten wenigen Straßen zur Heimat. Division hinter Division. Und alles ohne nennenswerte Reibung — eine letzte glänzende Leistung des Generalstabes wie der Truppe. Die befürchteten Verpflegungsschwierigkeiten samt allen ihren Folgen blieben aus. Die Armeen blieben in voller Zucht. Und die Heimat hieß sie wie Sieger willkommen: mit Kränzen und Empfängen, mit schwarzweißroten Fahnen, Glockengeläut und Tücherwehen, in schmerzlichem Stolz, in stolzem Schmerz ...

Vor allem aber die Bevölkerung der Gebiete, welche der Besetzung anheimfielen, sah ihre heldenkühnen Verteidiger mit Tränen kommen, mit heißeren Tränen entschwinden ... In ihrem Gefolge erschienen die Engländer, die Amerikaner, die weißen und — die schwarzen Franzosen Anfang Dezember am Rhein.

Zugleich begann die Entente ihren Vormarsch in das Gebiet der gleichfalls dem Umsturz verfallenen Lande der ehemaligen Doppelmonarchie. Die Italiener besetzten Triest, Trient, Fiume, Innsbruck—die Rumänen Czernowitz.

Mit einer nicht abzuwaschenden Schmach bedeckte sich das neue Ungarn. Es hielt den Rückmarsch der deutschen Truppen an und internierte sie und ihren Führer, seinen Retter, den Generalfeldmarschall Mackensen. Er wurde zunächst nach Saloniki überführt und erst im November 1919 freigelassen.

Über alle Begriffe kläglich war der Zusammenbruch der einst so ruhmreichen K. u. K. Armee. Die Heeresleitung hatte völlig den Kopf verloren und angeordnet, die Angehörigen der einzelnen Länder hätten sich in diese zurückzubegeben. Damit war die Auflösung der Verbände ausgesprochen — die Armee zerfiel. Von irgendeiner Tätigkeit des Generalstabes zur Ordnung des Heimmarsches war keine Rede mehr. Ein Strom zuchtloser Soldaten wälzte sich heimwärts. Die Italiener erbeuteten fast die gesamte Artillerie und machten noch 450 000 Gefangene. Tirol und Kärnten wurden wochenlang von den Trümmern des Heeres mit allen Greueln der Verwilderung überflutet. Nie hat eine Armee so kläglich geendet.

Digitized by Google

Auch die deutschen Truppen blieben nach Überschreitung des Rheines vom Geiste des Umsturzes nicht unbeeinflußt. Und die sozialistische Regierung hatte nur den einen Gedanken: diesen Geist im Heere zu fördern — fürchtete sie doch noch immer, es könnte, trotz Hindenburgs „loyaler" Erklärung, ein Werkzeug der „Gegenrevolution" werden ... Sie veranstaltete, als deutlichstes Zeichen des neuen Geistes, eine Tagung der Soldatenräte in Ems am 1. Dezember. Die Vertreter der Regierung der Volksbeauftragten benutzten diese Gelegenheit, die Versammlung, die sie zwar nicht ausgesprochen gegenrevolutionär, aber ebensowenig revolutionär fanden, jedenfalls so weit zu beeinflussen, daß die Regierung glaubte, von der Armee hinfort nichts Weiteres befürchten zu müssen. Trotzdem betrieb sie die Demobilmachung mit größtem Eifer — löste das Heer so schnell als möglich auf. Und schon als die Friedensverhandlungen begannen, stand Deutschland völlig entwaffnet, völlig wehrlos der Welt seiner Feinde gegenüber ...

Die Schilderung der politischen Weiterentwicklung in Deutschland liegt ebensowohl außerhalb der Aufgabe dieses Buches, als die Darstellung der neuen Kämpfe, die sich alsbald an der Ostgrenze des Reiches gegen den neuen Volksstaat Polen entwickelten. Nur die Grundzüge der Geschehnisse seien hervorgehoben, soweit sie auf die noch ausstehende „Liquidation des Krieges" Bezug haben.

Die Entente stellte die Forderung, es müsse ihr eine verhandlungsfähige Regierung gegenübergestellt werden und eine den Friedenswillen des deutschen Volkes zum Ausdruck bringende Volksvertretung. Erst dieser Druck des Feindes brachte Ordnung in das innerdeutsche Chaos. Am 29. Dezember schieden die Unabhängigen aus der Regierung der Volksbeauftragten aus, und die Mehrheitssozialdemokratie übernahm die Führung des Volkes allein. Ihre Regierung schrieb Wahlen zur „verfassunggebenden Nationalversammlung" aus. Die Wahlen erfolgten am 19. Januar 1919. Die Nationalversammlung trat am 12. Februar in Weimar zusammen und beschloß eine Notverfassung, nach welcher die Leitung der Reichsgeschäfte durch einen Reichspräsidenten als Reichsoberhaupt und durch ein Ministerium als ausübende Behörde erfolgen sollten. Zum ersten vorläufigen Reichspräsidenten wurde Ebert gewählt, der ein Reichsministerium berief und seinen Parteigenossen Scheidemann zum Ministerpräsidenten bestellte.

Während in Berlin, in München, in vielen anderen deutschen Städten die politischen Wirren in beständigen Putschen und stellenweise Monate hindurch andauernden „Räteregierungen" zum Ausbruch kamen, wurde eine deutsche Regierungsabordnung von der Entente nach Versailles eingeladen. Im Spiegelsaale des Schlosses, in dem am 18. Januar 1871 das Reich errichtet worden war, mußte am 7. Mai die deutsche Abordnung vor den Vertretern der 27 „Siegerstaaten" erscheinen und jenes Schriftstück entgegennehmen, das den Hohnnamen eines „Friedensvertrages" führen sollte, während es in Wahrheit ein einseitiges Gewaltdiktat war, das scham- und schonungsloseste, das jemals in der Weltgeschichte einem in tapferem Kampf unterlegenen Volk angesonnen worden ist.

Ein halbes Jahr hatte sich die Entente Zeit genommen, um dieses Dokument auszuarbeiten. Dreimal hatte sie selber den Waffenstillstand verlängern müssen; die Lebensmittel- und Rohstoffblockade schnürte derweil noch immer Deutschland von der Welt ab und hielt es unter der Hungerfolter, seine Industrie am Boden. Wer hätte vergessen, welch ein Schrei des Entsetzens durch Deutschland ging, als die „Friedensbedingungen" bekannt wurden?!

Es ist in aller Erinnerung, wie nun die deutsche Friedenskommission durch ihren Vorsitzenden, den Grafen Brockdorff-Rantzau, sich krampfhaft abmühte, in endlosen Noten eine Milderung der „Vertrags"bestimmungen, wenn möglich aber eine Verhandlung zu erreichen. Fast ohne jedes Ergebnis. Wie schließlich am 16. Juni die Entente Deutschland das Ultimatum stellte, ihre Forderungen bis zum 23. Juni 1919 anzunehmen, bei Meidung der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten.

Annehmen oder ablehnen?! Eine Woche lang durchtobte der Streit die deutsche Öffentlichkeit. Minister Scheidemann sprach das berühmte Wort: die Hand solle verdorren, die den Vertrag unterzeichne ... Am 20. Juni fiel in Weimar die Entscheidung der Nationalversammlung: das Ministerium Scheidemann trat zurück, am 26. Juni legte Hindenburg den Oberbefehl über die Reste der deutschen Armee nieder, und am 28. unterzeichnete die Abordnung des neuen Reichsministeriums Bauer zu Versailles das Friedensdiktat.

Noch ein weiteres halbes Jahr verging im Schwebezustand. Die Frage der Zurückziehung der deutschen Truppen aus dem „Baltikum" ergab ein neues Verwicklungsmoment; die Ostsee verfiel aufs neue einer Erpressungsblockade. Der § 61 der inzwischen in Weimar zustande gekommenen neuen Reichsverfassung, der die Möglichkeit eines Anschlusses Deutsch-Österreichs an Deutschland vorsah, mußte auf Verlangen der Entente gestrichen werden. Schließlich kam es am 10. Januar 1920 in Versailles zum Austausch der Ratifikationsurkunden — Amerika allerdings hatte den Frieden von Versailles nicht unterzeichnet. Es schloß erst am 25. August 1921 einen Sonderfrieden. Erst dieser Tag bedeutet das tatsächliche Ende des Weltkrieges.

Für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands ist noch zu erwähnen, daß der Kaiser am 28. November 1918 den Verzicht auf den Thron ausgesprochen und sämtliche Offiziere und Beamte ihres Treueides entbunden hat. Am 5. Dezember vollzog auch der Kronprinz seinen Verzicht auf die Krone Preußens und des Deutschen Reiches.

Am 2. Juni 1919 wurden zu St. Germain die Friedensbedingungen für Österreich übergeben. Der Vertrag wurde dort am 10. September vollzogen. Er besiegelte den Zerfall der Donaumonarchie. Er überwies Tirol bis zum Brenner, das Küstenland, Istrien und Teile Dalmatiens an Italien, die Bukowina, Siebenbürgen und andere Teile Ungarns an Rumänien, die polnischen Teile von Galizien an Polen, die ruthenischen an die Ukraine, Böhmen, Mähren, Schlesien und Grenzstreifen von Ober- und Niederösterreich an den neu errichteten tschechoslowakischen, Krain, Südkärnten, Südsteiermark, Bosnien und Herzegowina an den neuen Südslawenstaat.

Dem Rumpfstaat von 6½ Millionen Einwohnern wurde die Führung des Wortes „Deutsch" in seinem Namen verboten, der Anschluß an das Deutsche Reich

abgeschnitten. Militärisch wurde er zur Herabsetzung seines Heeres auf 20 000 Mann und zur Auslieferung seiner Flotte verpflichtet. Wirtschaftlich wurden ihm Kriegsentschädigungen auferlegt, die ihn nicht minder gründlich ruinierten als die entsprechenden Bedingungen das Deutsche Reich.

Ähnlich erging es Bulgarien: es verlor alle seine Eroberungen seit 1913 und wurde militärisch zur Ohnmacht, finanziell zur Sklaverei verurteilt.

Das Schicksal der Türkei ward zum Zankapfel der Sieger. Die Meerengen wurden einer Interalliierten Kommission unterstellt, das Osmanische Reich zum größten Teil unter die Sieger in Form von „Mandaten" verteilt. Es ist bekannt, daß der wiederaufflammende Widerstand der Türken gegen den Vertrag von Sèvres lange nicht zum vollen Abschluß gedieh.

2.

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, über die 440 Artikel des „Vertrages" von Versailles hier auch nur eine Übersicht zu gewähren, geschweige denn an ihm Kritik zu üben, und sei es auch nur im Hinblick auf die grundlegende Frage: wie die Gesamtheit seiner Bestimmungen sich zu dem Programm verhält, das Wilson in seinen 14 Punkten und ihren Nachträgen aufgestellt, und das Deutschland in seinem ersten Ersuchen um Waffenstillstand ohne Vorbehalt, die Entente in ihrem in der letzten Wilsonnote übermittelten Schreiben an den Präsidenten mit gewissen Vorbehalten anerkannt hatte. Solche Kritik müßte das Hauptstück eines eigenen Werkes bilden, das den „Nachkrieg" im Innern Deutschlands und mit der Entente zu behandeln hätte und heute schon aus dem Grunde noch nicht geschrieben werden kann, weil der Nachkrieg — noch nicht zu Ende ist und in absehbarer Zeit noch nicht zu Ende sein wird. Wenn nach Clausewitz' berühmtem Worte der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so ist der Friede von Versailles die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

Dieses Buch hatte sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte des Weltkrieges dem deutschen Volke zu erzählen bis zu dem Augenblick, wo der Waffenstillstand den Kampf der Heere beendete. In jedem anderen Kriege hätte die Darstellung des Friedensvertrages, seiner Bestimmungen, der Veränderungen, die er geschaffen, der Folgen, die er für Sieger und Besiegte gehabt, den Abschluß der Erzählung bilden müssen. Mit diesem Frieden ist das unmöglich — wenigstens zur Stunde und voraussichtlich noch auf viele Jahre hinaus. Denn dieser Friede ist kein Friede im technischen Sinne des Wortes, und seine Folgen lassen sich auch nicht annähernd übersehen. In ihren Auswirkungen stehen wir mitteninnen. Phantastisch in der Riesengröße seiner Ausmessungen, wie der Weltkrieg es selber war, ist auch der Umfang der Veränderungen, welche sein Abschluß nach dem Willen der Siegerstaaten über die Welt verhängt hat. Noch niemals ward in das Geschick der Völker ein Eingriff der Gewalt verübt, der sich auch nur von weitem mit diesem Kriegsabschlusse vergleichen ließe. Einzig der Vorgang der Völkerwanderung hat noch größere Umwälzungen mit sich gebracht. Aber da handelte es sich um eine elementarische Entwicklung von Jahr-

Digitized by Google

hunderten — die in Ablauf und Folgen durch den Weltgeist selber bestimmt wurde. Auch der Weltkrieg ist in seiner Entstehung ein Werk von Schickungen, die der Schuld und Verantwortung der Menschen entrückt waren, wenn auch durch einzelne Persönlichkeiten entscheidend beeinflußt. Das Ende des Weltkrieges aber ist das Werk dreier Männer, auf deren Haupt alle seine weltgeschichtlichen Folgen fallen: sie heißen Clémenceau, Lloyd George, Wilson.

Es ist unmöglich, die Umgestaltung der Welt, die Versailles, St. Germain und Sèvres eingeleitet haben, auch nur in den gröbsten Umrissen zu umschreiben. Europa, die Wiege der Menschheitskultur, wie sie heute den Erdball umspannt, ist durch diese Verträge in den Zustand des Chaos gestürzt — ein Trümmerfeld, aus dessen Wust sich mühevoll die ersten Versuche einer Neuordnung zu erheben beginnen.

Beschränken wir uns auf die Betrachtung einer einzigen Frage.

„Germaniam esse delendam" — Deutschland muß vernichtet werden — das war das ausgesprochene Kriegsziel der Entente, mindestens Rußlands, Englands und Frankreichs. Ist es erreicht — oder wird es im Laufe der Nachkriegszeit noch erreicht werden?! Wenn wir diese Frage heute mit einem sicheren Ja beantworten müßten, dann hätte die Entente ohne Rest gesiegt. Können wir aber schon heute behaupten, daß Deutschlands Vernichtung nicht gelungen ist und auch nicht gelingen wird — dann sind wir nicht völlig überwunden — dann ist unser Verzweiflungskampf nicht vergebens gewesen, sind unsere zwei Millionen Toten nicht umsonst gestorben.

Für wen Deutschland mit dem Begriff der Monarchie, des Kaisertums, des Obrigkeitsstaates zusammenfällt, der wird das Deutschland von 1922 mit dem von 1914 vergleichen und feststellen, daß dies heutige Deutsche Reich nur mehr ein Schatten des alten Reiches ist, nicht mehr wert, dessen Namen zu tragen. Der wird geneigt sein, das „finis Germaniae" auszusprechen. Oder aber er wird den gegenwärtigen Zustand, den „tiefsten Pegelstand der deutschen Geschichte", als einen Übergang auffassen — das Ergebnis eines Irrwahns und eines Verbrechens — und auf eine Wiedergeburt warten, die vielleicht in einer fernen Zeit, nach einer Periode der Buße und Erneuerung, kommen werde und beginnen müsse mit einer Rückkehr des Volkes zu seinen alten Idealen.

Wer sich aber zu dem Glauben bekennt, daß alle nationale Entwicklung, aller Aufstieg der Völker sich in Zickzacklinien bewegt, die deshalb noch nicht in ihrem Gesamtverlauf abwärts zu weisen brauchen, weil auf jähen Aufschwung ein noch viel jäherer Sturz gefolgt ist — der wird zunächst einmal versuchen, den Zustand Deutschlands am Ende des schauervoll gewaltigen Waffenganges mit der Gegenwart zu vergleichen, aus der heraus dieses Werk zum deutschen Volke zu sprechen versucht. Dann wird er erkennen, daß unendlich mehr Grund zu Vertrauen und Hoffnung ist, denn zum Verzagen und Entsagen.

Wer durch das Schicksal dieser acht Jahre hindurchgegangen ist, dem ist der Hang zu hurrafreudigem Optimismus abhanden gekommen. Er hat um sich und in sich zu schauen gelernt. Sein Horizont ist über die Grenzen des Kasernenhofes, der eigenen Gesellschaftsschicht, aller ihm überlieferten Auffassungen und Vorurteile, schließlich auch der schwarzweißroten wie der schwarz-

rotgoldenen Grenzpfähle hinaus zum Blick ins Weltganze geweitet. Er wird sich nicht in nationalistische Enge zurückbannen lassen — aber ebensowenig ins Grenzenlose einer oerschwommenen Völkerverbrüderung zerflattern, deren Tage, wenn sie jemals kommen sollten, heute noch in weiter Ferne liegen. Eines aber wird der mit ruhigem Stolz erkennen: die Welt, die dies Deutschland zertrümmern wollte, beginnt heute schon zu erkennen, daß sie es nicht entbehren kann.

Es ist kein Zweifel, daß diese Erkenntnis mächtig gefördert worden ist durch jene innerdeutsche Entwicklung, welche, so krampfhaft, widerwillig und verworren sie sich auch vollzogen hat, das Reich der politischen Verfassung und der Staatsauffassung der glücklicheren und politisch reiferen Völker des Erdballes angenähert hat. Auch der Deutsche, dessen ganze Vergangenheit unter dem seelischen Banne der jetzt ins Nichts versunkenen Mächte und Meinungen gestanden hat, wird, wenn anders er überhaupt mit offenen Augen und ohne Scheuklappen ins Gesamtleben seiner Gattung hineinzuschauen fähig und willig ist, nicht verkennen können, daß ein Volk, das im großen Gesamtgetriebe der Menschheit einen Platz beansprucht, nicht in der Lage ist, seinen eigenen Weg ohne Rücksicht auf die Auffassung der anderen führenden Kulturnationen zu gehen — daß es einen gesellschaftlichen und politischen Aufbau, der, aus vergangenen Geschichtsepochen stammend, überall draußen bereits über Bord geworfen ist — nicht beibehalten kann — auch dann nicht, wenn es seiner um der Erhaltung seiner Eigenart willen zu bedürfen glaubt. Denn dann erfüllt sich an ihm der Fluch, unter dem Deutschland zusammengebrochen ist: der Fluch der seelischen Isolierung — die über kurz oder lang auch zur politischen Einkreisung führen muß. Sich zu solcher Erkenntnis durchringen zu müssen, wenn man mit fast allen Instinkten seines Daseins an jenen Überlieferungen gehangen hat, auf die es nun unweigerlich zu verzichten gilt, ist leidooll — aber es ist notwendig.

Die gewaltige Tragödie ist zu Ende. Die größte, die je über die Erde hingestampft ist. Und am Ende müssen, dürfen wir aufatmend erkennen, daß sie gar keine Tragödie im strengen Sinne gewesen ist — in all ihrer schauerlichen Tragik.

Denn ihr Held — das deutsche Volk — es lebt.

Nicht sein Untergang steht am Ende des gewaltigen Schauspiels — sondern der Beginn seiner Läuterung. Was wir in Schauern und Leiden ohne Maß, in Tränen und Wunden, in Verarmung und Verbitterung erlebt haben und erleben — dem tiefer schauenden Auge erscheint es als ein großes, göttliches Erziehungswerk am deutschen Volke.

Und wenn wir das erst begriffen haben, dann finden wir auch zu unserem nationalen Schicksal die rechte Stellung. Dann lernen wir erkennen, daß über ihm das erhabene Weltgesetz der Kausalität waltet — der Folgerichtigkeit — der Notwendigkeit. Nicht Willkür und Haß der Feinde, nicht Schwachheit und Unzulänglichkeit der Führung, nicht Gier und Verrat der Masse, nicht Verbrechen und Wahnsinn des Pöbels — nichts oon all dem ist die Ursache unseres Zusammenbruches — das alles sind nur Auswirkungen. Die Ursache liegt viel,

viel tiefer. Sie liegt in dem unvollkommenen Entwicklungszuſtande des Deutſchen Reiches und des deutſchen Menſchen — wie beide ſich darſtellten, als die große Prüfung über uns kam. Das Reich — was war es denn anders als ein verworrenes Kompromißgebilde, ein unverbundenes, aus geſtaltloſen Blöcken unvereinbarer Welt- und Staatsanſchauungen zyklopiſch aufgetürmtes Bollwerk aus feudal untermauerter Autokratie, ſtraff organiſierter, aber wandlungs- und entwicklungsunfreudiger und -unfähiger Bureaukratie, ſeltſam aus Macht und Ohnmacht zuſammengebrautem Parlamentarismus, hier fürſorglich fortſchrittlichem, dort unbegreiflich ſchwerfälligem Sozialismus? — geſtützt auf einen Wuſt von Ideen, die ganz verſchiedenen Entwicklungsſtufen der Staats- und Menſchheitsgeſchichte entſtammten — nicht geographiſch nur, auch ſtaatsrechtlich zwiſchen die Weſtmächte und Rußland eingeklemmt?!

Dies Reich, von einem Gewaltigen dem Wuſt ſeiner chaotiſchen Geſchichte entriſſen und im Drang und Zwang des Einungskrieges in eine improviſierte Form gebracht, von ſeinen Nachfolgern in ſeinem Notzuſtande belaſſen — konnte es ſolch ungeheure Probe beſtehen, ohne noch einmal in Graus und Gärung aufzuglühen?

Und der deutſche Menſch, war der denn fertig? War denn in ihm der Ausgleich vollzogen zwiſchen all den Mächten, die in ſeiner Seele unverbunden nebeneinander lagen, miteinander rangen?!

Aber ſchon heut iſt es gewiß: ſie haben uns nicht untergekriegt.

Eine neue Politik, Geiſt vom Geiſte jenes großen Fürſten, der nicht mit dem Kopf durch die Wand wollte, ſondern ſich im rechten Augenblick dem Schickſal zu beugen verſtand, ohne für ſeine und ſeines Volkes Ehr' und Würde zu fürchten — ſie hat es fertig gebracht, den Feinden ihre Vorwände zum letzten Zertrümme-

rungsansturm wider das wehrlos gewordene Reich aus den Händen zu winden. Nach dem Übermaß des Heroentums, das aus den vier Jahren den deutschen Namen umstrahlt und in alle Ewigkeit umstrahlen wird, hat diese Politik auf heroischen Glanz verzichtet und sich mit dem bescheidenen Verdienste begnügt, statt des Erhabenen das Zweckmäßige zu tun. Ihre Erfolge liegen am Tage: das Reich ist, um vieles Wertvolle seines Besitzes verkürzt, als Ganzes erhalten geblieben, ja durch straffere Zusammenfassung seiner Betätigungsmittel innerlich gekräftigt.

Deutschland lebt — es wird leben.

3.

Ist dies eine Trostphrase nur, ein gutgemeinter Versuch, den Leser dieses Buches aus der Schilderung eines Zusammenbruchs ohnegleichen nicht zu entlassen ohne einen Ausblick in eine lichtere Zukunft?

Es ist mehr. Es ist ein Bekenntnis. Jenes Bekenntnis, das wir bei Beginn unserer Betrachtung einander zugelobt haben. Das Bekenntnis des unbedingten Glaubens an Deutschlands Lebensrecht und Lebenskraft.

Solches alles erfährt unser Volk ja nicht zum ersten Male. Stellt nicht Deutschlands ganze Geschichte sich dar als ein ewiger Wechsel zwischen stolzem Aufstieg und bald langsamem, bald jähem Niedergang? Auf die glorreiche Staufer-herrlichkeit folgten die wirren Jahrzehnte der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit". Die folgende Periode brachte trotz einzelner Erscheinungen des Aufschwungs immer tieferes Ermatten deutscher Kraft: gegen das Ende des 15. Jahrhunderts verlor das Deutsche Reich an Frankreich Teile von Burgund und die Dauphiné, lösten sich die Grenzlande Flandern, Hennegau, Brabant, Lothringen, Burgund, die Schweiz so gut wie völlig vom Reichskörper ab. Dann kam eine Zeit höchster Leistung und Erhebung mindestens auf geistigem Gebiete: die Reformation. Aber bald verdorrte der Protestantismus in unfruchtbarem Pfaffengezänk, rissen die Kämpfe der Gegenreformation Deutschland in den bodenlosen Abgrund des Dreißigjährigen Krieges. Der Westfälische Friede trennte endgültig große Teile des Elsaß und Lothringens vom Reich und unterstellte sie französischer Herrschaft; ja selbst auf dem rechten Rheinufer faßte Frankreich Fuß, indem es das Besatzungsrecht der Festen Breisach und Philippsburg erlangte. Die Küstenländer der Ostsee kamen, wenn auch als Reichslande, in schwedischen Besitz. Die Schweiz und die Niederlande wurden als völlig unabhängig anerkannt.

Der Tag des Westfälischen Friedens galt seitdem als der Tiefpunkt der deutschen Geschichte. An seinen Folgen siechte das Reich. Eine neue Hoffnung erblühte auf dem Kolonialboden der Nordostmark: neben dem immer tieferen Versinken des Reiches vollzog sich Preußens Aufstieg. Aber es kam das entsetzliche Jahr von Jena, das gleichzeitig mit den Resten des alten Reiches Preußen in Trümmer schlug. Und dennoch — just aus diesem schmachvollsten Versinken erhob sich die Wiedergeburt, wuchs nach fast siebzig Jahren innerer und äußerer Kämpfe der stolze Prunkbau des neuen Kaiserreichs empor ...

Digitized by Google

Wieder einmal steht der Deutsche vor den Ruinen seines Vaterlandes. Wieder einmal hat die ewige Tragik des deutschen Schicksals sich ausgewirkt, die uns in die Mitte des alten Europa gepflanzt hat, Ziel und Opfer des Hasses und Neides der glücklicheren und ausgereifteren Völker des Erdballs ...

Müssen wir verzweifeln — dürfen wir's?!

Wir dürfen's nicht — wir haben's nicht getan.

Vier Jahre nun schon lebt unser Volk unter dem ungeheuerlichsten Druck, der jemals auf den Nacken einer großen Nation gewälzt worden ist. Wer uns ein Sklavenvolk, ein Helotenvolk schilt, dem werden wir nicht widersprechen können.

Aber — wir leben.

Wir leben unter nationalen und wirtschaftlichen Existenzbedingungen, die sich bisher von Stunde zu Stunde verschlimmert haben. Wir leben unter dem Druck des atembeklemmenden Gefühls, daß die Tage unserer Leiden noch längst nicht gezählt sind — daß im Hintergrunde der Zukunft noch irgend etwas harrt, etwas Unvorstellbares, Unnennbares — etwas, auf das mindestens unser Erbfeind im Westen mit wollüstiger Gier lauert —

Ist's wahr — müssen wir noch tiefer hinunter?! Sind wir noch nicht hart genug getroffen, noch nicht grausam genug bestraft für unsere Schuld, daß wir uns eingebildet haben, eine große Nation zu sein, ohne zu bedenken, daß Größe nicht denkbar ist ohne nationale Willenskraft, Selbstbesinnung, klaren Weltblick und Entschluß zu opferfrohem, brüderlichem Zusammenstehen?

Wenn man die bodenlose Wirrnis unseres Inneren Zustandes betrachtet, oft reißt's einen hin: nein — uns geht's noch lange nicht schlecht genug — wir müssen erst so tief hinunter, daß uns keine Wahl mehr bleibt zwischen dem völligen, brutalen, physischen Untergang — und dem rettenden Aufschwung, dem Entschluß zur Größe um den Preis jeden Opfers.

Einstweilen bietet unser Volk ein Schauspiel, das erschütternd und unbegreiflich ist in seinem seltsamen Nebeneinander von Wesenszügen und Handlungsweisen, die aus weitenverschiedenen Grundveranlagungen zu stammen scheinen.

Getreu geblieben ist uns — nach einem kurzen Ermatten tiefster Verstörung — die wirtschaftliche Tüchtigkeit, die tiefste Quelle des Weltneides, der uns zur Strecke gebracht hat. Wenn auch die Arbeitsleistung der Vorkriegszeit unter der Auswirkung des Achtstundentages, der Unterernährung, des Gesinnungswandels noch nicht wieder erreicht ist — das Urteil der Welt scheint anzuerkennen, daß heute schon wieder in Deutschland mehr gearbeitet und arbeitend geleistet wird als irgendwo anders auf dem Erdenrund.

Und neben dieser unübertroffenen Arbeitsbewährung steht eine Zerrissenheit des Empfindens, die unser Gemeinleben atomisiert. Es ist, als fehlte dieser Millionengesamtheit von Menschen, deren Fleiß und emsige Werkgewissenhaftigkeit die Welt beschämt, jede Spur von Fähigkeit, die unbegrenzte Gemeinsamkeit unseres nationalen Schicksals zu erkennen — und solche Erkenntnis in den Entschluß der Zusammengehörigkeit und des Zusammenwirkens an den großen Fragen unseres politischen Lebens umzusetzen. Und diese Zerklüftung

Digitized by Google

unseres Gefühls hat tief einschneidende Folgen auch für unser Wirtschaftsleben, bringt die Gesamtheit und jeden Einzelnen um die Früchte seines Fleißes.

Denn: die Entfesselung des skrupellosen Wirtschaftsegoismus, welche die entsetzlichste und verhängnisträchtigste Folge der falschen Kriegswirtschaftsmaßnahmen ist und zugleich ein letzter gräßlichster Erfolg der uns von der Weltwirtschaft abschneidenden Hunger- und Rohstoffblockade — sie hat unser gesamtes Arbeits- und Erwerbsleben unter die Grundeinstellung des Wuchers, das ist der Überforderung auf Grund des Besitzmonopols, gezwungen. Jeder versucht sein Eigentum an lebensnotwendigen Erdgütern so teuer als möglich loszuschlagen. Jeder Besitzende wuchert heute — nicht zuletzt der Deutsche, der nichts als seine zwei Arbeitshände besitzt, mit eben dieser Arbeitskraft... Eine Volkswirtschaft ist aber nur gesund, solange das genau entgegengesetzte Prinzip sie beherrscht: das Streben jedes einzelnen, das Beste möglichst billig nicht nur herzustellen, sondern auch zu veräußern. Die gegenseitige Unterbietung ist, so paradox das auch klingen mag, die Grundlage eines blühenden Gemeinschaftslebens. Wenn, wie heute in Deutschland, jeder auf Erzielung eines möglichst hohen Gewinnes nicht durch Steigerung seiner Gesamtleistung, sondern durch Herabdrückung dieser Gesamtleistung und gleichzeitige Erzielung eines möglichst hohen Gewinnes für jede Einzelleistung ausgeht — dann schrauben wir uns gegenseitig mit unseren Ansprüchen bis zur Schwindelhöhe des Unmöglichen empor. Die Folge ist ein wirtschaftlicher Kampf aller gegen alle, der zu dem politischen eine furchtbare Parallele zieht.

Hier kann nur eine tiefinnere Umkehr helfen. Und woher soll die kommen? Die grimmige Not wird sie eines Tages erzwingen. Aber was da vorher alles noch in Trümmer gehen mag...

Es scheint fast Wahnwitz, angesichts der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands — und übrigens der ganzen Welt — noch an etwas wie einem menschheitlichen und gar nationalen Optimismus festhalten zu wollen. Wir haben's ja an Rußlands Beispiel erlebt, daß der Selbstmord eines Zweihundert-Millionenvolkes eine grauenhafte Möglichkeit unserer bis zum Irrsinn überspannten und aus den Fugen geratenen Gegenwart ist — die Rache der Dinge am Größenwahn des menschlichen Geistes, der sich zum Herrn der Erde aufgeworfen hat, ohne die Herrschaft über sich selbst erlangt zu haben.

Und dennoch, meine Freunde, wir glauben, nicht wahr? — an die Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes. Wir glauben — weil wir glauben müssen. Weil ohne diesen Glauben unser Leben seinen Sinn verloren hätte. Weil ohne ihn wir wandelnde Automaten geworden wären, deren Uhrwerk seelen- und zwecklos abschnurrte, bis die Feder still stände, die, von rätselhafter Macht aufgezogen, seinen Lauf beschwingt.

Wir glauben, weil die Geschichte uns belehrt, daß in unserem Volke geheimnisvolle Kräfte leben, die es schon unzählige Male aus gleich tragischem Verfall wieder emporgerissen haben. Unser Warten auf den Augenblick, da diese Genesungsmächte beginnen werden sich auszuwirken, ist von einem ungeheuren Spannungsreiz. Aber wir dürfen uns nicht tatenlos diesem Seelenkitzel hingeben: in unserer Hand liegt es, die Gesundung zu beschleunigen durch Entschluß und Tat.

Digitized by Google

Und wenn wir in der Geschichte für solche Tat nach einem Vorbilde suchen, so lenken sich unsere Blicke ganz unwillkürlich auf die Gestalt eines der größten Deutschen: jenes Mannes, dessen Gesinnung schon einmal als Muster vor uns hingetreten ist: Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Daß dieser Mann ein Fürst war, ist dabei belanglos. Sein geistiger Nachfahr möge auftauchen aus welcher Höhe oder Niederung er wolle: wir werden ihm entgegenjauchzen — und müßten wir den Riesengeist „aufgreifen aus dem Pöbel selbst".

Seine Eignung zum Führer der Nation auf dem Dornenpfad ihres Aufstieges wird sich an zwei Eigenschaften erkennen lassen:

Zuvörderst an der Geduld. Er wird nicht wähnen, aus einem Zusammenbruch wie dem, auf dessen Trümmern wir hocken, könne die Rettung von heute auf morgen emporschießen. Er wird — und wir müssen's mit ihm — abwarten können. Er wird die Kraft haben müssen, Enttäuschungen und Rückschläge zu ertragen, ohne zu verzweifeln.

Ein weiteres Merkmal wird er aufweisen in der Treue im Kleinen. Es ist Wahn, wenn unzählige Deutsche von einem Umschwung träumen, der mit der Gewalt eines Frühlingssturmes einherbrausend all unsere Feinde oder auch nur unseren grimmigsten und unversöhnlichsten „unter unsere Füße bringen" und unser Vaterland auf die stolze Höhe seines versunkenen äußeren Glanzes wieder hinaufschleudern könnte. Viel unscheinbare, ruhm- und dankloseEinzelarbeit wird vonnöten sein, um unserem Volke zu bringen, was uns tiefer als alles andere not tut: die innerliche Läuterung. Diese heilsame Sinnesänderung aber kann sich nicht in Wochen und Monaten vollziehen — sie braucht Jahre, vielleicht Jahrzehnte zur Auswirkung — „nostris ex ossibus", aus unseren Gebeinen vielleicht wird erst der Retter kommen, der wohl weniger ein „ultor", ein Rächer sein wird, als ein Erzieher. Ein Erzieher, wie König Friedrich Wilhelm I. einer war — der aber nur die Leiber und allenfalls die Charaktere zu drillen verstand. Neben ihm standen noch viel wichtigere Erzieher: sie heißen Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Beethoven, Scharnhorst, Stein — um nur die leuchtendsten Namen zu nennen.

Also: der Führer wird überhaupt keine Einzelpersönlichkeit sein — kein Bismarck. So wenig wie der Große Kurfürst uns nach Sedan geführt hat. Allenfalls wird einmal in einer Zeit, die keiner, der heute in reifen Jahren steht, noch erleben wird, ein großer Vollender kommen, der die Arbeit von Jahrhunderten zusammenrafft in erfüllender Tat. Seien wir uns aber klar: bis zu diesem stolzen Augenblick wird es einer langen, scheinlosen Arbeit bedürfen. Einer Arbeit auf allen, aber auch auf allen Gebieten des menschlichen Lebens.

Diese Arbeit aber kann und soll heute beginnen — sie hat bereits begonnen. Und an ihr kann und muß jeder Deutsche sich beteiligen.

Ihre erste Voraussetzung ist: Wahrheit, Selbsterkenntnis, auch wenn sie das Opfer von Irrtümern bedeutet, die zugleich Heiligtümer unserer Seele sind.

Ihre zweite: Selbstverleugnung. Die Kraft des Verzichtes auf Privilegien, die als Reste geschichtlicher Epochen ganze Stände und einzelne Familien und

Persönlichkeiten mit Vorrechten ausstatteten, die an irgend etwas anderem klebten als an der persönlichen Leistung. Wir haben mit Grausen erleben müssen, daß der Gedanke, zum Fürsten geboren zu sein, eine hochbegabte Mannesgestalt zu jener Hybris verführte, jenem Wahnglauben an eine besondere göttliche Begnadung, die sie für Kritik und Selbstkritik unempfänglich machte und so dazu verdammte, bei reinstem Wollen das anvertraute Volk, statt „herrlichen Zeiten entgegen", in den tiefsten Abgrund seiner wandlungsvollen Geschichte zu führen. Wir lehnen es ab, solcher Entwicklung noch einmal ihre Voraussetzungen zu schaffen.

Aber wie wir jede Staatsform ablehnen, welche einen durch den Zufall der Geburt erkorenen Einzelnen mit unerträglicher und verhängnisvoller Machtfülle bevorrechtet, so wünschen wir auch alle Einrichtungen und Überlieferungen ausgeschaltet, die gewisse Gruppen von Staatsbürgern aus der Gesamtheit heraushoben und sie mit unverdienten, unerdienten Sonderrechten begabten. Und wir alle, die wir aus diesem oder jenem Grunde zu den Privilegierten der Vergangenheit gehörten, wir wollen unsere alten Vorrechte als freudig dargebrachtes Opfer auf dem so oft gedankenlos und phrasenhaft zitierten „Altar des Vaterlandes" niederlegen ...

Über alles andere aber bedarf die Arbeit für die Wiedergeburt unseres Volkes der festen Entschlossenheit des Willens. Des Willens, der sich nicht beugen läßt, auch nicht durch den Willen der ganzen übrigen Welt. Des Willens, der selbst Schmach und Sklavenfessel zu ertragen vermag, ohne zu erlahmen und zu verkümmern. Des Willens, der sich nicht in wohlfeiler Resignation in ein Schneckenhaus zurückzieht, sondern sich in den Strudel des Zeitgeschehens hineinstürzt mit dem Entschluß, lieber sich vom Wogendrang in die Tiefe ziehen zu lassen als in irgendeinem seichten Hafen lebendig zu vermodern. Des Willens, der sich vom Ekel über den Widersinn, den Schmutz, die Ungerechtigkeit, die Roheit unserer Zeit nicht übermannen läßt, nicht zurückschrauben zur romantischen Resignation des ewigen Lobredners der Vergangenheit, sondern Blick und Zielrichtung entschlossen der Zukunft zuwendet. Jener Zukunft, die uns ein neues Deutschland bauen soll, stark und geehrt wie das alte, doch tiefer noch gegründet, nicht in der Furcht der Nationen vor unserer schimmernden Wehr, sondern in ihrer Achtung vor unserem schaffenden Wert.

Dazu ist vor allem not, daß wir uns nicht einkapseln im Kultus unseres überlieferten Sonderwesens, so hoch wir seine dauernd wertvollen Eigenschaften halten und pflegen wollen — daß wir uns nicht fürder den Sinn umnebeln lassen von dem Weihrauch, den wir unserem „deutschen Wesen" entzünden. Über die schwarzrotgoldenen Grenzpfähle und die schwarzweißroten Erinnerungen hinaus müssen wir uns zum Weltblick erziehen. Denn wenn wir leben wollen, müssen wir mit den anderen Völkern des Erdballs, also mit unseren Feinden, zusammenarbeiten, das heißt, zusammenleben. Was hilft's, daß wir den entrissenen Ländern, den verlorenen deutschen Brüdern nachtrauern, auf die Stunde harren, da unser deutsches Schwert sie uns zurückgewinnen werde?! Bauen wir aus, was uns verblieben ist. Machen wir dies arme, kleine, von jeder Irredenta erlöste Deutschland zu einer Stätte wahrhaft menschenwürdigen

Lebens für alle seine Bürger, bauen wir's aus zum Ideal eines Staates — dann wird uns eines Tages in die Arme fliegen, was man uns mit dem Schwerte nahm. Wer kann uns hindern, unser ausgeplündertes, entehrtes Vaterland zu einer Heimstatt wahrhaft nationaler Gesinnung und Gesittung zu machen? Ist etwa Nationalgefühl gebunden an äußere Macht und herrischen Prunk? oder an die Staatsform der Erbmonarchie? oder an das schwarzweißrote Symbol mit all seinen gewaltigen und heiligen Vergangenheiten? oder an Flotte, Kolonien, allgemeine Wehrpflicht? oder an irgend etwas anderes, was wir verloren haben? was man uns entrissen hat oder jemals entreißen könnte? Das alles haben wir in früheren Zeiten besessen und haben es auch nicht besessen, ohne daß unser Volk davon im innersten Grunde seines Wesens erfaßt oder verwandelt worden wäre.

Viel tiefer als jegliche andere Veränderung unseres nationalen Geschickes und Bestandes hat die eine Grundtatsache in unsere Entwicklung eingegriffen: das Entstehen eines nach Millionen zählenden neuen „Standes", der sich mit dem nationalen Aufbau, Wesen, Schicksal noch nicht verwoben fühlt. Es ist alles andere als „Kotau vor der Masse", wenn wir uns zu der Erkenntnis durchringen, daß die Eindeutschung unseres deutschsprechenden, aber international empfindenden Proletariats die vornehmste Aufgabe unserer völkischen Existenz ist. Es ist die Aufgabe, die Lebensaufgabe der nächsten deutschen Zukunft. Bevor sich der Mann an der Maschine mit dem Wesen und Wollen des Deutschen Reiches auf Gedeih und Verderb verbunden fühlt, ist unsere Zukunft als Nation nicht sichergestellt. Jeder Versuch eines Wiederaufbaues, der den „Proletarier" nicht einbezieht, sich nicht auf seine Millionen neben denjenigen des Bürgers und des Bauern stützt, ist ein Atavismus, ein Zurücktappen in eine versunkene Vergangenheit, ist Reaktion im übelsten Sinne des Wortes, ist so unpolitisch, als es unmenschlich und unchristlich ist.

Und schließlich steht noch eine andere Gruppe deutscher Staatsbürger bisher außerhalb der seelischen Verbundenheit des Deutschtums: der deutsche Jude. Das Schicksal des Proletariats ist kaum ein Jahrhundert, die Tragödie des deutschen Juden zwei Jahrtausende alt. Eine Nation, die durch eine so lange Geschichte einem in ihrer Mitte lebenden und wirkenden Bestandteil ihres Volks- und Wirtschaftskörpers das Stigma des landfremden Schmarotzertums aufprägt und sich dann auch noch wundert, daß dieser Bestandteil an nationalem Gemeingefühl und Opfersinn zu wünschen übrig läßt, stellt sich selber ein Zeugnis politischer und menschlicher Unreife aus, das eine Parallele nur in der Naivität hat, mit der die Vertreter ungefähr der gleichen rückständigen Gesinnung vom Proletarier das freudige Opfer seines Blutes und Lebens verlangen, ohne ihm den vollen, seiner nationalen Leistung in Frieden und Krieg entsprechenden Anteil an den Gütern der nationalen Freiheit und Gesittung freudig, selbstverständlich und brüderlich einzuräumen ...

Gewaltige Zukunftsaufgaben, wohin unser Auge sich richtet. Große und heilige Ziele für ernsthaftes Streben, gläubiges Wollen, geistiges Heldentum — „künft'ge Taten bringen, unzählbar wie die Sterne, aus der Nacht". Aber eben, daß solche Fragen sich vor uns auftun und uns zur Tat rufen, daß solche Ziele

Digitized by Google

winken unſerem Streben, iſt das nicht Grund genug zu Hoffnung und Zuverſicht, zu nationalem Idealismus und Optimismus?

Laßt uns — Brüder, Kameraden! — laßt uns treulich dienen unſerem heiligen deutſchen Vaterlande — jetzt wie ehemals, im Frieden wie im Krieg, in der Schmach der Gegenwart wie einſt in der äußeren Herrlichkeit! Laßt uns erkennen, daß wir alle zuſammengehören, alle, die wir auf dem eingeſchrumpften Boden unſerer wundervollen Gaue wohnen, inmitten der Völkerwelt, im Herzen Europas und der Menſchheit. Dann wird aus der Not der vier furchtbaren Jahre, aus der Schande der Gegenwart das Deutſchland unſerer Träume erblühen — jenes Deutſchland, für das zwei Millionen unſerer teuren Toten geſtorben ſind, für das wir alle mit der Waffe gekämpft, mit unſeren Leibern geblutet haben — für das unſere Herzen noch heute kämpfen und bluten. Laßt uns nicht nur ſingen, ſondern bewähren in Leben und Tat:

Personen-Verzeichnis

(Die Ziffern verweisen auf die Seiten. I. = Erster Band, II. = Zweiter Band.)

Albert, König der Belgier I. 50.
Albrecht, Herzog von Württemberg I. 67, 73, 85, 87 ff., 93 f., 141. II. 3 f., 168, 260.
Arz v. Straußenberg, österr. General II. 8, 122, 196, 230.

Bachmann, v., deutscher Admiral I. 209.
Bauer, preuß. Generalstabsoffizier I. 103 f., II. 90, 93, 99, 255.
Bauer, deutscher Politiker II. 296.
Below, v., Fritz, preuß. General I. 270 f. II. 3.
Below, v., Otto, preuß. General I. 131, 222. II. 5, 11, 120 ff., 174.
Beseler, v., preuß. General I. 139. II. 37.
Bethmann Hollweg, v., Reichskanzler I. 40, 202 ff., 208, 234, 279 ff., 292 ff. II. 2, 17 ff., 33 ff., 43 f., 72 f., 76 ff., 81 ff., 86 ff., 90, 203, 204.
Bissing, v., preuß. General I. 71.
Boehm-Ermolli, österr. General I. 118, 171, 224, 226.
Boehn, v., preuß. General II. 221, 260.
Bojadieff, bulg. General I. 242.
Boris, Kronprinz, dann Zar von Bulgarien II. 241.
Boroevic, österr. General I. 149, 170, 224. II. 121.
Brockdorff-Rantzau, v., deutscher Diplomat II. 296.
Brudermann, österr. General I. 114 ff.
Brussilow, russ. General I. 265 ff., 274. II. 5.
Bülow, v., preuß. General I. 67, 73, 81 ff., 88 f., 96, 100 ff.
Bülow, v., Fürst I. 236. II. 93 ff.
Burian, v., österr. Minister II. 37, 201, 230 f., 238, 266.
Busche, v. dem, preuß. Generalstabsoffizier II. 247 ff.

Cadorna, ital. General II. 122.
Cambon, franz. Botschafter I. 41.
Castelnau, franz. General I. 137.
Churchill, Winston, engl. Minister I. 179.
Clemenceau, franz. Minister II. 154, 180, 188 f., 195, 298.
Conrad v. Hötzendorf I. 115, 145, 150, 170, 173, 232, 249 ff., 263. II. 37, 121 ff., 196 f.
Cramon, v., preuß. General II. 228.
Czernin, v., österr. Minister II. 75 ff., 124, 135 ff., 141, 145, 188 f.

Dankl, v., österr. General I. 114 ff., 143, 170.
Deimling, v., preuß. General I. 107.
Delcassé, franz. Minister I. 91.
Dewenter, engl. General II. 207.
Dimitrieff, russ. General I. 223.
Dohna, v., deutscher Kapitän I. 277.
Drews, preuß. Minister II. 282.
Droescher, deutscher Kapitänleutnant I. 195.

Digitized by Google

Ebert, deutſcher Politiker II. 90, 291, 293, 295.
Eichhorn, v., deutſcher General I. 166, 168.
Einem, v., deutſcher General I. 217, 246. II. 3.
Eisner, deutſcher Politiker II. 286.
Emmich, v., deutſcher General I. 62, 124.
Enver Paſcha, türk. General II. 63, 167, 241 f.
Erzberger, deutſcher Politiker II. 78, 87 ff., 97 ff., 132, 248, 285.

Fabeck, v., preuß. General I. 152.
Falkenhauſen, v., preuß. General I. 138. II. 120.
Falkenhayn, v., preuß. General I. 109, 136, 139, 147, 151 ff., 157 ff., 162, 173, 220, 229 ff., 240, 246, 250 ff., 258 ff., 264, 268 ff., 293 ff. II. 6 ff., 42, 63.
Ferdinand, Zar von Bulgarien I. 19, 240. II. 239 ff.
Ferdinand, König von Rumänien II. 145.
Foch, franz. General I. 91, 94, 102. II. 69, 180, 187, 211 f., 225, 243 f., 283 ff.
Franchet d'Eſpérey, franz. General I. 94 ff., 101. II. 240.
Franke, deutſcher Major II. 206.
Franz Ferdinand, öſterr. Erzherzog I. 44.
Franz Joſeph, Kaiſer I. 38, 44. II. 75.
French, engl. General I. 82 f., 95, 140, 151.
Friedberg, preuß. Miniſter II. 249.
Friedrich, öſterr. Erzherzog I. 114, 122.

Gaede, preuß. General I. 74, 138.
Gallieni, franz. General I. 91, 93, 99.
Gallwitz, v., preuß. General I. 169, 229, 242, 271. II. 3, 109, 260, 275, 279.
Gasparri, Kardinal II. 97.
Gérard, amerikaniſcher Botſchafter II. 44.
Goltz, v. d., preuß. Generalfeldmarſchall I. 71, 250, 273.
Goltz, v. d., preuß. General I. 130.
Gröber, deutſcher Politiker II. 248.
Groener, preuß. General II. 23, 276, 282, 287 ff.
Gronau, v., preuß. General I. 95.
Grünau, v., deutſcher Diplomat II. 250.

Haig, engl. General II. 65 ff., 70, 108, 114, 126, 180, 232.
Haldane, engl. Staatsmann I. 40.
Hauſen, v., ſächſ. General I. 67, 84, 88 ff.
Haußmann, deutſcher Politiker II. 248.
Heeringen, v., preuß. General I. 67, 75 ff.
Heinrich, Prinz von Preußen I. 194.
Helfferich, deutſcher Staatsſekretär I. 204. II. 23, 200.
Hentſch, ſächſ. Generalſtabsoffizier I. 100 ff., 107, 242.
Herſing, deutſcher Kapitänleutnant I. 193.
Hertling, v., Reichskanzler II. 132, 138, 142, 154, 204, 223, 228, 245, 268.
Heydebreck, v., deutſcher Oberſtleutnant II. 206.
Heye, preuß. Generalſtabsoffizier II. 256, 289.
Hindenburg, v., preuß. Generalfeldmarſchall I. 79, 127 ff., 141 ff., 150, 168, 170, 228 ff., 256, 268, 273 ff., 296 ff. II. 1 ff., 16, 82, 86 ff., 100, 137, 161 ff., 169 ff., 182, 203, 218, 223, 235, 238, 242, 245 ff., 249 ff., 262 ff., 272, 275 f., 287 ff., 289, 294, 296.

Digitized by Google

Hintze, v., deutſcher Staatsſekretär II. 203, 228, 238, 245ff., 250, 287ff., 289ff.
Hipper, v., deutſcher Admiral, I. 283. II. 278.
Hoffmann, preuß. General I. 129, 150. II. 131ff., 136, 140.
Holtzendorff, v., deutſcher Admiral I. 209, 279. II. 43, 243.
Huſſarek, v., öſterr. Miniſter II. 197, 269.
Hutier, v., preuß. General II. 175.

Jagow, v., deutſcher Staatsſekretär I. 45.
Jekow, bulg. General I. 249. II. 240.
Jellicoe, engl. Admiral I. 285ff.
Ingenohl, v., deutſcher Admiral I. 188, 190, 195.
Joffe, ruſſ. Politiker II. 200, 204.
Joffre, franz. General I. 68, 76, 88, 91ff., 94, 99, 108, 136, 215, 245. II. 59, 66.
Joſef Ferdinand, öſterr. Erzherzog I. 117ff., 170ff.

Kapp, deutſcher Politiker II. 94.
Karl, Kaiſer von Öſterreich I. 267, 275. II. 5, 75ff., 149ff., 230ff., 238, 269ff.
Karl, König von Rumänien I. 14, 267.
Karolyi, ungar. Politiker II. 270.
Kerenſki, ruſſ. Politiker II. 52, 73f., 114.
Kitchener, engl. General I. 218, 244.
Kluck, v., preuß. General I. 67, 73, 80ff., 89ff., 94f., 98ff.
Konſtantin, König von Griechenland I. 242.
Köveß, v., öſterr. General I. 114ff.
Krylenko, ruſſ. Revolutionär II. 131.
Krauß, v., öſterr. General I. 157. II. 121.
Kreß, v., bayr. Generalſtabsoffizier I. 212.
Kühlmann, v., deutſcher Staatsſekretär I. 41. II. 135ff., 141f., 154, 201ff.
Kühne, v., preuß. General II. 13.
Kummer, v., öſterr. General I. 114.
Kusmanek, v., öſterr. General I. 122.

Lancken, v. d., deutſcher Diplomat II. 265.
Langle de Cary, franz. General I. 85, 216.
Lanrezac, franz. General I. 82ff., 94.
Lauenſtein, v., preuß. General I. 221.
Lenin, ruſſ. Politiker II. 114, 252.
Leopold, Prinz von Bayern, Generalfeldmarſchall II. 10, 134.
Lettow-Vorbeck, v., deutſcher General II. 206.
Lloyd George, engl. Miniſter II. 40, 59, 70, 77, 153, 180, 182.
Lichnowsky, v., deutſcher Botſchafter I. 46.
Liman v. Sanders, preuß. General I. 43, 238. II. 189, 241f.
Linſingen, v., preuß. General I. 153, 170, 224ff., 266, 274.
Litzmann, preuß. General I. 148, 166f.
Loßberg, v., preuß. Generalſtabsoffizier I. 246, 270. II. 108.
Ludendorff, preuß. General I. 63, 66, 79, 124ff., 143ff., 150, 164, 166ff., 173, 228ff., 256, 268, 275, 297f. II. 1ff., 16ff., 36ff., 43, 53, 64, 73, 82ff., 86ff., 100, 111, 115ff., 122, 127, 131, 135ff., 142, 146ff., 152ff., 161ff., 169ff., 171, 179, 181ff., 186, 190ff., 194ff., 198ff., 203ff., 214, 218ff., 226ff., 235, 239, 242, 245ff., 249ff., 253ff., 258ff., 263ff., 272ff.
Ludwig, König von Bayern II. 286.

Mackenſen, preuß. Generalfeldmarſchall I. 131, 144, 148, 221ff., 242. II. 8ff., 12f., 145, 294.

Digitized by Google

Malinow, bulg. Minister II. 239.
Mannerheim, finnischer General II. 148.
Marwitz, v. d., preuß. General I. 67, 108, 137, 171. II. 174.
Maubhuy, franz. General I. 138, 151.
Maunoury, franz. General I. 89ff., 93ff., 99f.
Max, Prinz von Baden, Reichskanzler II. 248, 251f., 254ff., 262ff., 266, 276, 281, 287, 289ff.
Meyer-Waldeck, deutscher Kapitän z. S. I. 198.
Michaelis, Reichskanzler II. 91, 95f., 132, 153.
Miljukow, russ. Politiker II. 52.
Mirbach, v., deutscher Politiker II. 200.
Mohammed V., Sultan II. 241.
Mücke, deutscher Kapitänleutnant I. 197.
Mudra, v., preuß. General II. 279.
Mühlmann, v., preuß. General I. 130.
Müller, v., deutscher Admiral I. 204.
Müller, v., deutscher Kapitän I. 197.

Nicolai, preuß. Generalstabsoffizier II. 29, 255.
Nikita, Fürst von Montenegro I. 252.
Nikolai Nikolajewitsch, russ. Großfürst I. 122, 145, 148, 150, 164, 222, 225. II. 36, 134.
Nikolaus II., Zar von Rußland I. 14. II. 51.
Nivelle, franz. General II. 59, 96f., 187.
Northcliffe, engl. Politiker II. 133, 183, 236.
Noske, deutscher Politiker II. 282.

Oberndorff, v., deutscher Gesandter II. 285.

Pacelli, päpstlicher Nuntius II. 79, 95f.
Payer, v., deutscher Politiker II. 142, 154, 248, 255, 264, 275.
Pershing, amerik. General II. 237, 280.
Pétain, franz. General II. 59, 66, 69, 109, 180.
Peter, König von Serbien I. 249.
Pflanzer-Baltin, v., österr. General I. 170ff., 224ff., 252, 265. II. 240.
Plessen, v., preuß. General II. 85, 228.
Pohl, v., deutscher Admiral I. 196, 209.
Poincaré, Präsident der franz. Republik I. 40. II. 76.
Prittwitz u. Gaffron, v., preuß. General I. 79, 124, 129.

Radoslawow, bulg. Minister II. 239.
Rathenau, deutscher Politiker I. 158. II. 256.
Rennenkampf, v., russ. General I. 124, 129ff.
Ribot, franz. Minister II. 70.
Richthofen, v., preuß. General I. 67.
Rupprecht, Kronprinz von Bayern I. 67, 74, 140. II. 3f., 168, 184, 232, 260.
Rußky, russ. General I. 117ff.

Samsonoff, russ. General I. 130, 147.
Sarrail, franz. General II. 5.
Sasonow, russ. Minister I. 43.
Scheer, v., deutscher Admiral I. 185, 276ff., 283ff. II. 44, 102ff., 243, 258ff., 266, 275.
Scheffer-Boyadel, v., preuß. General I. 148.
Scheidemann, deutscher Politiker II. 90, 248, 281, 296.
Scheüch, preuß. General II. 249, 257, 263, 287, 291.
Schlieffen, v., preuß. Generalfeldmarschall I. 48ff., 61.

Digitized by Google

Scholtz, v., preuß. General I. 130, 222, 229, 231. II. 240.
Schubert, v., preuß. General I. 141. II. 3.
Schulenburg, v., preuß. Generalstabsoffizier II. 288.
Seeckt, v., preuß. General I. 267, 275. II. 5.
Seidler, v., österr. Minister II. 150, 197.
Sixtus, Prinz von Parma II. 75 ff., 99, 188 ff.
Skoropadski, Hetman der Ukraine II. 190.
Smuts, engl. General II. 202, 207.
Solf, deutscher Staatssekretär II. 249, 263 f.
Spee, v., deutscher Admiral I. 196 f.
Stein, v., preuß. General I. 67, 125. II. 249.
Strantz, v., preuß. General I. 138.
Stürgkh, v., österr. Minister II. 149.

Talaat Pascha, türk. Minister II. 141 f.
Tirpitz, v., deutscher Admiral I. 39, 56 f., 185, 193, 204, 207, 209. II. 94, 206.
Townshend, engl. General I. 273.
Trotzki, russ. Politiker II. 94, 114, 139 ff.

Vanselow, deutscher Kapitän z. S. II. 285.
Vahid Eddin, türk. Sultan II. 241.
Venizelos, griech. Minister I. 242. II. 11.
Villalobar, span. Gesandter II. 98.
Viviani, franz. Minister I. 91.

Waencker, v., preuß. General I. 148.
Weddigen, deutscher Kapitänleutnant I. 193.
Weterle, ungar. Minister II. 270.
Westarp, v., deutscher Politiker II. 89, 203.
Wetzell, preuß. Generalstabsoffizier II. 165.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen I. 29, 56 f., 60, 201 ff., 212. II. 19, 39, 77 ff., 81 ff., 96 ff., 218, 228 ff., 247, 251, 262, 266, 271 ff., 275 f., 279 ff., 287 ff., 289 ff., 296.
Wilhelm, Deutscher Kronprinz I. 67, 80, 85 ff. II. 4, 89, 168, 228, 260, 286, 289 ff., 296.
Wilson, Präsident der nordamerikan. Republik II. 38 f., 42, 156 ff., 246, 250 ff., 260 ff., 266, 274 ff., 279 ff., 285, 297.
Winterfeldt, v., preuß. General II. 285.

Zastrow, v., preuß. General I. 145, 169.
Zwehl, v., preuß. General I. 107.

Digitized by Google

DATE DUE

Digitized by Google